

TIROLER GESCHICHTSVEREIN
AM
TIROLER LANDESMUSEUM FERDINANDEUM

KLISCHEES IM TIROLER GESCHICHTSBEWUSSTSEIN

Symposium anlässlich des zehnjährigen Bestehens des
Tiroler Geschichtsvereines

8. bis 10. Oktober 1992

Tiroler Landeskundliches Museum
im Zeughaus Kaiser Maximilians I. in Innsbruck

Redigiert von
RUDOLF PALME

INNSBRUCK 1996

Die Drucklegung wurde von der Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung und vom Amt für Kultur der Südtiroler Landesregierung gefördert.



IMPRESSUM:

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber: Tiroler Geschichtsverein am Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Univ.-Prof. Dr. Franz Mathis, A-6020 Innsbruck, Museumstraße 15 – Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.
Druck: Athesia-Tyrolia Druck GmbH, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck

INHALT

Vorwort

WERNER KÖFLER Klischees und ihre Macher	7
SEBASTIAN HÖLZL Der Freiheitsbrief von 1342	17
RUDOLF PALME Kaiser Maximilian I.	39
MEINRAD PIZZININI Die „Tiroler Nation“ und das „Heilige Land Tirol“	51
GÜNTHER PALLAVER Cesare Battisti	63
MANFRIED RAUCHENSTEINER Der Erste Weltkrieg	81
HERMANN J. W. KUPRIAN Das Trentino und der Volksbund	93
ALEXANDER LANGER † (Tonbandmitschnitt, überarbeitet von Günther Pallaver) „Ein Tirol“	107
ANTON PELINKA Demokratie in Tirol	113
HANSJÖRG KUCERA Südtirol: Klischeebilder in den Medien	123
HANS HAID Wie also die Tiroler in ihrem klischeehaften Geschichtsbewußtsein insbesondere durch den Fremdenverkehr geprägt wurden	129
SIGURD PAUL SCHEICHL 1809 – Eine Geschichte – Viele Bedeutungen	137

Vorwort

Das sehr publikumswirksame, gleichnamige Symposium, das aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes des Tiroler Geschichtsvereins vom 8. bis 10. Oktober 1992 veranstaltet wurde, stieß nicht nur auf Zustimmung. Alte, lieb gewordene Traditionen und Gemeinplätze wurden hinterfragt, neue Antworten und Einschätzungen wurden vorzustellen versucht. Dadurch sollte gerade auch bei jüngeren Menschen das Interesse für die Tiroler Geschichte geweckt werden.

Jede Generation, jedes Lebensalter muß seine eigene Geschichte als Teil der eigenen Identität neu schreiben. „Neu schreiben“ heißt, die alte Begriffswelt zu entrümpeln, heißt aber auch, die Geschichte mit moderner Sprache, mit modernen Ausdrücken zu umschreiben – eben mit Begriffen, die noch keine Gemeinplätze und deshalb auch attraktiv für die Jugend sind. Ein Beispiel soll das Gesagte erläutern: Die Liebe zur Heimat, ein Wert, der in der jüngeren Vergangenheit gehörig mißbraucht und somit zu einem nebelhaften Klischee wurde, kann wieder lebendig werden, wenn man den Begriff „Heimat“ ständig neu und vor allem exakt definiert und auf diese Weise auch für junge Leute verständlich macht. Allerdings sollte die Kritik an klischeehaften Vorstellungen – um glaubwürdiger zu sein – nach Möglichkeit von innen, d. h. aus den eigenen Reihen, kommen und mit der eigenen Identitätssuche zusammenhängen.

Die hier vorgestellten Artikel sollen gerade dem mündigen Menschen Selbstverantwortung im Wissen um die eigene Geschichte mitgeben, denn allzuoft wird bewußt oder unbewußt von den Medien versucht, den einzelnen in eine bestimmte Richtung zu verführen, zu verleiten. Dagegen wollen die Autoren des vorliegenden Bandes dazu anregen, eine kritische Haltung einzunehmen und die eigenen wie die gemeinsamen Erfahrungen immer wieder neu zu sehen und zu überdenken.

Wenn die vorliegenden Aufsätze dazu Anstoß geben, das Verhältnis des einzelnen zu seiner Geschichte ständig neu zu reflektieren, haben sowohl die Tagung als auch der publizierte Symposiumsband voll und ganz ihren Zweck erreicht.

Leider konnten – aus nicht näher zu erörternden Gründen – nicht alle Vorträge des Symposiums gedruckt werden. So fehlen insbesondere die Beiträge von Dr. Gretl Köfler über das „Tiroler Schützenwesen“ sowie von Dr. Christoph von Hartungen über „Michael Gaismair“. Auf eine neuerliche Überarbeitung der zum Teil im Jahre 1992 oder zu Beginn des Jahres 1993 abgegebenen Manuskripte mußte verzichtet werden. Der Stand – insbesondere der aktuellen Beiträge – ist der von 1992.

Rudolf Palme

Werner Köfler

Klischees und ihre Macher

(Tonbandmitschnitt)

Ein paar persönliche Bemerkungen darf ich vorausschicken. Der Vorstand des Tiroler Geschichtsvereins weiß, daß ich während der Programmplanung dieses Symposiums mit zäher Ausdauer meine passive Teilnahme zu sichern suchte. Es ist mir mißglückt. Anstatt amüsiert, beeindruckt, nachdenklich, versonnen, geistesabwesend zuhören zu können, wird mir nun die besondere Ehre zuteil, diese Tagung mit einem Referat zu eröffnen.

Von dieser Auszeichnung abgesehen, sind es zwei weitere Aspekte, die mich veranlassen, die honorige Aufgabe doch in Angriff zu nehmen. Erstens finde ich es reizvoll, die alteingesessene Meinung, Eröffnungsvorträge seien rhetorisch und inhaltlich von auserlesener Qualität, als typisches Vorurteil, als typisches Klischee zu entlarven, und zweitens, glaube ich, es stünde einer Institution wie dem Tiroler Landesarchiv zu, hier den ersten Seufzer zu tun. Denn im Archiv wird die Rank'sche Wahrheit eingefordert, die Archivare hätten Brief und Siegel vorzulegen, Wahrheitsbeweise zu liefern auch für Historien, Anekdoten, Schulbuchwissen, Besserwisser, in vielen Fällen könnte man schlicht und einfach auch von Klischees reden. Da wird das Archiv oft zu einem zentralen Ort der Desillusionierung, wobei der Archivar oft mehr an Mitgefühl entwickelt als der Wahrheitssuchende an Leidenschaft. Der Hinweis, daß es sich um eine lokale Überlieferung handelt, auf mündliche Tradierung, oder was immer gebraucht wird an tröstlichen Umschreibungen für eine völlige Absenz verlässlicher schriftlicher Quellenabsicherung, wird selten respektiert.

Das Bedarfsspektrum ist breit. Dazu zählen auch Gemeinden und ihre jeweiligen Tourismusverbände, die pardout und per Brief und Siegel die Bestätigung erwarten, daß in ihren eiskalten, rheumafördernden Gewässern Landesfürstinnen von Margarethe Maultasch bis zu Claudia von Medici untergetaucht seien, um inneres Wohlbefinden und bekanntermaßen fragliches Outfit einer Restaurierung zuzuführen.

Um die Sache mit dem Bedarfsspektrum abzukürzen. Die Skala der Wahrheitssuchenden kulminiert mengenmäßig im Bereich Familienwappen. Es sind eine Menge von Kfz-Mechanikern, Bäckermeistern, Hoteliers, Nebenerwerbsbauern mit Urlaub auf dem Bauernhof, Mittelschullehrern und und, die dem Klischee nachrennen, ein Familienwappen sei ein Statussymbol, das sie über die Vielzahl von Kfz-Mechanikern, Bäckermeistern und und und hinaushebt. Hic et nunc sind Macher leicht ausfindig zu machen, geschäftstüchtige Firmen, die mit großer fachtümelnder Kompetenz die Volksmeinung herstellen, daß Ahnen ordentlicher Bürger auf jeden Fall irgendwann einmal aus allerdurchlauchtigsten Händen ein Wappen erhalten haben für besondere Verdienste und besonders edle Gesinnung, die als Gene natürlich noch in der zehnten und allen künftigen Generationen wirksam bleiben.

Es ist das Wort Macher gefallen, und ich gebe zu, daß ich dem Vorurteil gefolgt bin, wonach ein Titel möglichst plakativ, salopp gesagt reißerisch, zu sein hat. Der Macher ist binnen weniger Jahre zu einem nicht sehr positiv belegten Synonym geworden, was lei-

der nicht im Sinne seiner Erfinder im Umfeld von Wirtschaft und Politik lag. So glaubt man zumindest. Umso überraschender ist die Entdeckung im guten, über 100 Jahre alten Grimmschen Wörterbuch, in dem unter Variante 4 zum Stichwort „Macher“ schon zu lesen ist: „Macher, in der neueren Sprache nach franz. faiseur gebraucht, der etwas ins Werk setzt, einrichtet, mit dem Nebensinn des Versteckten und Hinterlistigen.“ Das Grimmsche Wörterbuch bietet aber auch eine andere Synonymität für Macher, nämlich Bewirker und Schöpfer, und zitiert aus einem Brief Schillers an Goethe: „Jeden, der imstande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher.“

So decken eigentlich die beiden alten Grimmschen Definitionen auf das zutreffendste die ganze Bandbreite der Motivationen ab, die Erfinder, Erhalter und Ausbeuter von liebgewordenen Klischees im Tiroler Geschichtsbewußtsein gehabt haben mögen, vom lebenswürdigen Fabulierer, der befähigt ist, Persönlichkeiten und Ereignisse mit Anekdoten, Schwänken, Historien, Exempelbildern auszuschnücken, bis hin zur Unterstützung und Verwertung in der politischen Propaganda. Nicht umsonst ist in der Vorurteilsforschung die politische Propaganda ein zentrales Thema.

Um noch kurz bei lexikalischen Betrachtungen zu verweilen: Die Brockhaus-Enzyklopädie, Bd. 12, 1990, beweist das: Klischee, vom frz. cliche = Abklatsch, steht 1.) bildungssprachlich für: unschöpferische Nachbildung; eingefahrene, überkommene Vorstellung; 2.) in der Drucktechnik: Bezeichnung für sämtliche Arten von Hochdruckplatten und Druckstöcken.

Das Duden-Fremdwörterbuch unterscheidet ebenfalls zwischen: 1a) mittels Stereotypie oder Galvanoplastik hergestellte Vervielfältigung eines Druckstockes, 1b) der Druckstock selbst und 2a) unschöpferische Nachbildung, Abklatsch, 2b) eingefahrene, überkommene Vorstellung und 2c) abgedroschene Redewendung.

Wir sehen, daß Definitionen nicht nur langweilig, sondern nicht einmal besonders nützlich sein können. Im Gegenteil, bei einer solchen Definition könnte sogar die Assoziation aufkommen, es handle sich um zufällige Entstehungen, um etwas von unten Gewachsenes und deshalb dauernd Präsenes.

Dabei hat die Erzählforschung schon längst erwiesen, daß in der Volksüberlieferung Anekdoten, Schwänke, Historien, Exempelbilder von oben gesteuert wurden, von den Predigtmärlin bis zu all den griffigen Geschichten, die von den Schulkathedern kamen. So wären auch in der Geschichtsforschung jeweils die Historiographen, die Literaten, die politischen Strömungen und ihre Protagonisten, die Übernehmer, Vertiefer und Erweiterer von Klischees ausfindig zu machen, um es besser, bestenfalls richtig zu wissen. Etwas, was man in der Zunft der Historiker seit weit über 100 Jahren Quellenkritik nennt; etwas, was schon jeder Erstsemestrige mit größter Eindringlichkeit in sein künftiges Forscherherz geimpft bekommt.

Freilich: Dieser Anspruch der exakten, historischen Forschung bedeutet viel Zeitaufwand und am Ende eines sogenannten Forscherlebens ein ganz deutlicher Rückstand in der persönlichen Buchproduktion. Es ist eine Unterstellung, ich könne bei dem einen oder anderen Schnellforscher nach der Aufenthaltsdauer im Archiv den Umfang des künftigen Opus voraussagen, so nach dem Muster: 1 Tag = 100 Seiten, 2 Tage = 200 Seiten und so fort. Man sollte auch nicht vergessen, daß das Ablichten oder Verfilmen von längst in der Literatur bekannten und zitierten Originalquellen Forschungsaufenthalte ra-

dikal verkürzt und zusätzlich vor zeitraubenden Neuentdeckungen schützt. Die Wörter „Hochdruckplatten“ und „Vervielfältigung“ in der Definition des Wortes „Klischee“ reizen nun einmal zur Assoziation: einfach, rasch, viel, durchschlagend. Was hier angedeutet wurde, ist jedenfalls mit ein Grund für ein Spezifikum des Klischees, und um diesen Satz müßte man seine Definition wohl erweitern: Klischees, Stereotypen, Vorurteile sterben langsam, wenn überhaupt. Einen der Mitgründe, warum dem so ist, hat Reinhard Lebe schon 1969 in seinem Buch über die historischen Beinamen: „War Karl der Kahle wirklich kahl?“ einleitend genannt.

Was er sagt über diese Etiketten der Potentaten, diese Superklischees in der Form von Headlines, gilt für andere Geschichten auch. Aber bleiben wir bei den Beinamen. Natürlich, so Lebe, findet sich in der unüberschaubar umfangreichen mediävistischen Spezialliteratur hie und da ein Aufsatz zur Geschichte einzelner Beinamen. Man ist mit gelehrter Akribie der Frage nachgegangen, welcher Chronist mit welchem Motiv zuerst von Karl Martell, dem Hammer, gesprochen hat. Man hat sehr gründlich nachgewiesen, seit wann und aus welchem Grunde der Sachsenherzog Heinrich als „der Löwe“ zu Buche steht. Aber das sind weit entlegene Forschungsberichte von Gelehrten für Gelehrte verfaßt, die in Bibliotheken dauerhafter ruhen als Barbarossa im Kyffhäuser. Die Geschichtsbücher aber, die benutzt werden, die Handbücher, die Standardwerke, die großen Überblicksdarstellungen – sie alle drücken sich in der Regel um eine Erklärung der Beinamen.

Und Gerhard Prause klagt über viele Ansichten und Behauptungen: Obwohl in der Forschung längst korrigiert und einige schon vor 20 Jahren auch in meinem Buch („Niemand hat Kolumbus ausgelacht“) richtiggestellt, werden sie immer wieder in der weithin bekannten, aber verfälschten Form weitererzählt, beschrieben, zitiert. Das kann weitreichende, vielleicht verhängnisvolle Folgen haben. Es kann zu weiteren Fälschungen führen, zu Fehlurteilen, zu politischen Ansprüchen. Falsche Maßstäbe entstanden beispielsweise, indem immer wieder behauptet wurde, und ja noch behauptet wird, daß bei den antiken Olympischen Spielen nur Amateure gekämpft hätten und, daß es ihnen dabei nur um die Ehre, aber nie ums Geld gegangen sei, während die modernen Spiele, überhaupt der moderne Sport wie ganz besonders Fußball, durch Geld und Profit kaputt gemacht werden. In Wahrheit aber nahmen an den antiken Sportspielen niemals Amateure teil – Amateure gab es gar nicht –, sondern nur Berufssportler, und ihnen ging es vor allem ums große Geld.

So weit die Klagen von Reinhard Lebe und Gerhard Prause, zwei Autoren, die sich der Entmythisierung verschrieben haben. Beide müssen trotz dtv-weite Verbreitung zur Kenntnis nehmen, daß Stereotypen schwer sterben.

Wir dürfen eben nicht darüber hinwegsehen, daß es immer sehr farbige Geschichten, daß es immer einfach gestrickte Typisierungen sind, die dem tiefverwurzelten abendländischen Bedürfnis nach Schwarz – Weiß, Gut und Böse, entgegenkommen, und daß es sich immer um griffige, handsame Historien für den täglichen Gebrauch des Publizisten, des Lehrers, des Politikers usw. handelt.

Und der Historiker? Daß er seit Ranke zum Verzicht auf solche farbigen Geschichten und zur Askese verpflichtet ist – das gerade macht seinen Beruf so undankbar. Phantasivolle oder ideologisch befangene Geschichtsschreiber freilich kompensieren diesen Verzicht durch die Entwicklung kühner Theorien und Geschichtsumdeutungen. Der Historiker, der sich zum Unterhaltungswert der Geschichte bekennt, ist jedenfalls in einer

schwierigen Lage. Ist sie es wirklich? Ist die Wirklichkeit nicht oft unglaublich faszinierender, kann die Erforschung und Darstellung der Rezeption einer Historie, eines Exempelbildes, der Mythisierung eines Herrscherbildes nicht genauso faszinierend sein?

Allerdings sollte am Ende nicht die alleinige Erkenntnis dastehen: „Es ist alles sehr kompliziert“; mit diesem Ausspruch ist schon ein anderer ziemlich gescheitert. Wenn sich dieses Symposium gängiger Tiroler Geschichtsbilder annimmt, wenn jahrhundertalte Verherrlichungen und Verteufelungen aufgrund präziser Forschungsarbeit zurechtgerückt werden, so kann nur jeder kritisch Denkende erfreut darüber sein, vor allem weil hier in aller Öffentlichkeit fundamentale Leitbilder beleuchtet werden. Die Worte „anregen und aufregen“, von der Presse sehr zurecht bereits zur höheren Ehre der Schlagzeilen erhoben, signalisieren, daß wir es hier mit sehr lieb gewordenen Dingen zu tun haben werden.

Jeder Historiker hat die Erfahrung gemacht, daß festgefahrene, festgeschriebene, auch von Kollegen immer wieder weitergegebene Geschichtsbilder ziemlich unerschütterlich, schwer zurechtzurücken sind, schon gar, wenn solches Unterfangen „nur“ in einer hochwissenschaftlichen Publikation geschieht.

Eine meiner persönlichen Erfahrungen möchte ich hier einbringen. Ich habe mich in jugendlichem Übermut beim Kloster Stams an das Schlagwort der staufischen Gedächtnisstiftung herangewagt und auch den Macher ausmachen können. Aber viel konnte ich nicht ausrichten. Damals habe ich einfach noch nicht bedacht, daß auch ein Kloster des 13. Jahrhunderts Anspruch auf eine Gründungslegende hat. Ungerecht empfinde ich es allerdings nach wie vor, wenn da Meinhard II., den ich für den bedeutendsten Landesfürsten Tirols halte, etwas an seinen großen Leistungen abgezwickelt wird.

Mit Meinhard komme ich zu den historischen Persönlichkeiten Tirols. Solche – die Potentaten, die Mächtigen, die Herrschenden – sind besonders geeignet für Historien, Exempelbilder, schlicht für Mythisierung.

Und hierfür sind die Erkenntnisse der Erzählforschung durchaus hilfreich. Die Mythisierung von Herrschergestalten ist kein rascher Akt, außer der Staatsmann wird in der besten Schaffensperiode meuchlings ermordet. Das ist der sicherste Weg zu Nachruhm, aber gegenüber dieser Variante üben sich die Politiker in Bescheidenheit. Nein, die Mythisierung von Herrschergestalten ist eine Jahrzehnte, oft Jahrhunderte dauernde und wechselvolle Rezeptionsgeschichte, an der Historiographen, Schriftsteller und politische Richtungen als „Macher“ beteiligt sind. Was interessanterweise am Ende „herauskommt“, und ich darf hier wieder die Erzählforschung bemühen, die ihre Erfahrungen mit Königs- und Kaisersagen hat, ist in der Regel entweder ein positives oder negatives Bild, um es einmal ganz vereinfacht zu sagen.

Eine dritte Variante ist die, daß während der mehr oder weniger langen Rezeptionsphase keine Mythisierung erfolgt und damit auch keine Popularisierung: Das ist die Variante, die Meinhard widerfahren ist. Wer Wiesfleckers Meinhard-Biographie liest, stößt auf genügend Motive, die aus dem Schmied des Landes Tirol einen Menschen aus Fleisch und Blut machen könnten, es muß ja nicht gerade seine Art sein, mit Bischöfen umzugehen, oder daß er sich standhaft geweigert hat, während seiner gesamten Regierungszeit auch nur einen einzigen zum Ritter zu schlagen, auch nicht seine eigenen Söhne. Sie haben das dann nach seinem Tod mit 400 Ritterschlägen an einem einzigen Tag gebührend nachgeholt. Nein, Meinhard hat man nicht entdeckt; er wurde nicht entdeckt für Sonntagsreden, die Bedarf haben an historischen Protagonisten, z. B. bezüglich städtischer

Autonomie, kommunaler Selbstverwaltung, Abbau privilegierter Schichten (das hat ja Meinhard alles glänzend vorgeführt), oder für eine gut funktionierende Verwaltung mittels geschultem, modernem Beamtentum. Aber das ist Schnee von gestern. In der Rezeptionsgeschichte des Beamtentums liegen wir derzeit im Minusbereich.

Zurück zu Meinhard: Warum er nicht eine Mythisierung, eine Popularisierung innerhalb von 700 Jahren geschafft hat, warum er immer noch als einer der sprödesten, wenn überhaupt in den Schulbüchern steht, das zu erklären ist ein Desiderat der Rezeptionsforschung. Ich hoffe, ja ich bin überzeugt, der Landesausstellung 1995 gelingt es, Meinhard II. und seine Leistungen einer breiten Öffentlichkeit bewußtzumachen. Expositionen sind grundsätzlich ein sehr geeignetes Medium, um alteingefahrene Geschichtsvorstellungen zurechtzurücken.

Ich komme zu zwei Herrscherbildern, die allen Schulkindern und Fremdenführern wesentlich bekannter, d. h. auch mit mehr Vorurteilen behaftet sind, zu zwei Tiroler Landesfürsten, die es neben Margarethe Maultasch geschafft haben, eine fixe Apposition zu bekommen, wie andernorts Albrecht der Unartige, Otto der Faule, Philipp der Gute, Johanna die Wahnsinnige, Maria die Blutige und Ivan der Schreckliche. Gemeint sind Friedl mit der leeren Tasche und Sigmund der Münzreiche. Seit kurzem liegt eine wissenschaftliche Untersuchung über ersteren vor, eine Arbeit, die aus der Schule der Erzählforschung unter Leander Petzold an der Universität Innsbruck stammt und mit immenser Kenntnis der erzählenden Quellen zur „Mythisierung Friedrichs IV. von Österreich vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ durchleuchtet, mit dem Titel „Volk und Herrscher in der historischen Sage“. Gottfried Kompatschers Erkenntnisse sind für alle, die in Friedl mit der leeren Tasche eine besonders attraktive, durchgängig positive Tiroler Herrscherpersönlichkeit sehen, eine ziemliche Enttäuschung. So können Friedls Aufenthalte und Verstecke nach der Flucht aus Konstanz wie Bludenz, Berneck, Landeck, Flauring, die Rofenhöfe in Vent, der Fineilhof in Schnals, die Hendlmühle in Obermais, Proveis, der Forcherbauer aus Schnals, die Leutasch eindeutig als Sagen verifiziert werden, womit ein ganz wesentliches Attribut dieses Herrscherbildes sich in Luft auflöst: Liebe, Treue, Anhänglichkeit der Bauern, des kleinen Mannes. Freilich hat schon der Historiker Joseph Zösmair in seinem Aufsatz: „Herzog Friedrichs Flucht von Konstanz nach Tirol“ kritisch nachgefragt: „Wo bleibt da Zeit und Raum für die einstigen Annahmen vom monatelangen Versteck und Herumirren in fast unzugänglichen Orten und Gegenden?“

Die europäische Sagentradition kennt viele Sagen von der Flucht bedeutender Persönlichkeiten. Auch das Motiv, daß sie sich, nur von einem treuen Diener begleitet, in unscheinbaren Fluchtorten verbergen, ist weit verbreitet. Es sollte gezeigt werden, daß der Hohe und der Niedrige in der Not aufeinander angewiesen sind. Erste Belege von Fluchtschilderungen Friedls finden sich bereits in der Chronik des ausgehenden 15., vor allem dann im 16. Jahrhundert. Im Laufe der Jahrhunderte folgen Märlein auf Märlein. Im 18. Jahrhundert entstehen die Sagen von Friedls Aufenthalt bei den Freisassen von Goldegg, auf den Höfen Fineil und Rofen, bei der Hendlmühle und in Proveis. Sagen von anderen Fluchtorten entstanden noch bis ins 20. Jahrhundert, wobei der Einfluß der literarischen Tradition ständig zunahm. Einige sind Schöpfungen von adeligen oder bürgerlichen Literaten, die im Zuge der romantischen Bewegung Sagedichtungen schufen. Andere entstanden aus Eitiologien, aus Erklärungen oder Übertragungen vor dem Hintergrund des kollektiven Gedächtnisses. Die letzte Sage unter Anführungszei-

chen ortet Kompatscher zurecht im Zusammenhang mit der Gletscherleiche. Die Tiroler Tageszeitung berichtete am 23. 9. 1991, Reinhold Messner, der Fachmann, könne sich vorstellen, daß es sich um einen Krieger aus der Zeit Friedls mit der leeren Tasche handelt. Umgehend verband der Journalist Daniele vom „Alto Adige“ den Gletscherfund mit Elementen der Sage. Vor allem Friedls Aufenthalt in Fineil kam da zurecht und verschiedene vage bis geschichtliche Angaben. Er kommt dann zu folgender Sagenhandlung: „Nach einer Niederlage gegen die Tiroler Adelspartei flüchtet sich Herzog Friedrich mit seinem Heer ins Schnalstal, da der obere Vinschgau von den Schweizern besetzt ist. Er übernachtet in Fineil und zieht dann weiter ins sichere Ötztal. Aber das feindliche Heer folgt ihm. Der gefundene Mann, er gehört zum Heer Friedrichs, wird von den Feinden gefangen genommen, mit Feuer gefoltert (Brandwunden), dann durch einen Stoß am Hinterkopf getötet und schließlich im Gletscher begraben.“ Daniele betont mehrmals, daß es sich nur um Vermutungen handelt, aber bezeichnenderweise leitet er seine Hypothese ein, indem er beteuert, „diese Hypothese findet überzeugte Befürworter bei Tiroler und Südtiroler Historikern“. Wir wissen alle, daß mit dem Augenblick der Bekanntgabe des wirklichen Alters der Gletscherleiche die Sage vom Soldaten Friedrichs, die wir noch gerne einige Zeit schmunzelnd verfolgt hätten, jäh abgebrochen wurde.

Für die Langlebigkeit von Stereotypen steht auch die Mär vom Goldenen Dachl. Sie hat schon Anton Roschmann 1741 mit deutlichem Hinweis auf Maximilian als Bauherrn in Frage gestellt. Das Klischee lebte weiter. Erst in unserem Jahrhundert wurde der wissenschaftliche Beweis erbracht. Ich bin mir nicht sicher, ob trotz all der Publikationen, zuletzt jenen fundierten von Stadtarchivdirektor Franz-Heinz Hye, die Reichenauer Fiaker nicht weiterhin Friedl mit der leeren Tasche und seinem Goldenen Dachl die Treue halten.

Friedl mit der leeren Tasche hat ganz vorzüglich profitiert von der vaterländischen Begeisterung, von der patriotischen Bewegung in der Tiroler Literatur des vorigen Jahrhunderts. Gedichte, Romane, Dramen, ja selbst eine Oper haben sich des Herzogs bemächtigt. Es geschah nicht zufällig im 19. Jahrhundert. Es verherrlichte Untertanentreue, auch jene des armen Untertanen, der den Herrscher verehrt und ihm Unterschlupf gewährt. Kaiser Ferdinand hat sich bekanntlich 1848 in Innsbruck vor der großen Revolution versteckt. Verehrung und Treue haben unerschütterlich zu sein, gleichgültig, was so ein Herrscher in der Weltgeschichte aufführt. Friedl mit der leeren Tasche wird ab dem 19. Jahrhundert zum Liebling des Bürger- und Bauernstandes hochstilisiert. Es ist ihm gelungen, die einheimische, die nicht habsburgische, die autonom gesinnte Besitzer- und Herrscherschicht, sprich den Tiroler Uradel, auszuschalten – mit Hilfe des Bürger- und Bauernstandes. Ich möchte ihn kurz Sigmund dem Münzreichen gegenüberstellen, dem so viel Glück an Nachruhm nicht zugestoßen ist. Im Gegensatz zu Friedrich ist Sigmunds Beliebtheit beim Volk eindeutig erwiesen. Andererseits ist der ausgeprägte Geiz Friedrichs IV. einwandfrei belegt und von vielen zeitgenössischen Stimmen – sicher lanciert vom alten Tiroler Adel – beklagt, in einer Zeit, die immer noch den zentralen Rittertugenden der Milde, der Großzügigkeit, der Pflicht, Armen und Schwachen zu helfen, zumindest offiziell zu entsprechen suchte. Ich glaube, daß in dem von seinen Gegnern kolportierten Beinamen „mit der leeren Tasche“ auch der Vorwurf des Geizes steckt: einer, der den Armen, den Bedürftigen statt Almosen nur die leere Tasche, den leeren Geldsack vorzeigt.

Dann kommt Sigmund der Münzreiche, den seine Zeitgenossen als milde, als großzügig bezeichnen, ihn hierin wohl ganz als Kontrast zu seinem Vater empfinden. Er erscheint mir als besonderes Beispiel eines Tiroler Klischees. Er ist auch ein Exempel dafür, daß die Sieger den Nachruhm bestimmen, und am schwersten geschadet hat ihm seine Ablehnung an Bayern in den letzten Regierungsjahren. (Der Aus- und Abverkauf eines Landes sollte übrigens in Zeiten wie jenen und Zeiten wie diesen nicht als etwas so Ungeheuerliches einem Herrscher angelastet werden.) Jedenfalls haben ihn seine Verhaltensweisen in der Schlußphase der Regentschaft seinen Nachruhm, vor allem in der Geschichtswissenschaft, ordentlich vertan. Nicht aber beim damaligen Volk, im Gegenteil. Die aufgebrachten Tiroler Untertanen des Bauernkriegsjahres 1525 beschworen immer wieder die Zeiten ihres Herzogs Sigmund herbei, eine heile Welt, ein goldenes Zeitalter, in dem sie noch ihre Rechte hatten. In den Vorstellungen der Leute der nachmaximilianischen Zeit entstand das Bild eines versunkenen glücklichen Zeitalters. Nach Sigmund, so empfand man in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, kam einer, der das Land für seine hochgestochene Reichspolitik ausbeutete, der die Bergschätze an meistbietende internationale Konzerne verschacherte, die Steuerschraube drehte für Kriege, die das Land nichts angingen, und einer Jagdlust frönte, an der das Volk nicht mehr partizipieren durfte. Anders die Geschichtsforschung. Konnte sich Kaiser Maximilian aus diesen übrigens reichsweiten miesmacherischen provinziellen Kontext lösen und zum strahlenden Weltpolitiker an der Zeitenwende aufschwingen, so sank sein alter Vetter oft auf das Niveau eines kleinkarrierten, verschwendungssüchtigen Mochtegmehrherrschers, dessen politische und charakterliche Inkompetenz bestenfalls mit frühzeitiger Verkalkung entschuldigt wurde. Eine abwägendere Charakterisierung Sigmunds würde dagegen bedeuten, ihn nicht schlicht und einfach als willenloses Objekt korrupter Politik seiner „bösen Räte“ der achziger Jahre zu sehen, sondern ebenso seine Fähigkeit anzuerkennen, auch hervorragende, humanistisch gebildete und denkende Berater heranzuziehen: Gregor Heimburg, Laurentius Blumenau, Peter Luder, Kaspar Augsburger, Johannes Hinderbach und Johann Fuchsmagen. Das Klischee lässiger Administration wird als solches entlarvt, wenn man an Sigmunds Schwazer Bergordnung von 1449 denkt, Modell aller späteren Bergwerksordnungen, an die erstmalige Aufzeichnung einer Bozner Marktordnung, an die Erhebung örtlicher Verbände von Eigenleuten in den Stand freier Untertanen, oder wenn man an die Ordnungen denkt, welche die Befugnisse von landesfürstlichem Rat, Regiment, Kammer und Kanzlei genau regelten und zu einer sehr geordneten Zentralverwaltung führten, die Maximilian nur mehr übernehmen mußte. Ganz zu schweigen von Sigmunds epochaler Münzreform! Und seine „Burgenbaumanie“? Sind diese Burgen mit ihren Sigmundsnamen nur teure Manifeste kindischer Eitelkeit? Bei näherer Betrachtung waren nicht alle Burgen kostspielige Verwirklichungen eines nostalgischen Traumes. Der Ausbau des alten Formigar zu Sigmundskron ist ein durchaus gerechtfertigtes, der neuen Kriegstechnik Rechnung tragendes, nördliches Bollwerk gegen Süden, auch Sigmundsegg bei Finstermünz hat strategische Bedeutung. Und könnte man bei einigem Sentiment für Sigmund und bei Betrachtung seiner Schlösser Sigmundslust bei Vomp, Sigmundsfreud bei Mieming oder Sigmundsburg im Fernsteiner See nicht auch ein für die damalige Zeit ganz außergewöhnliches Empfinden für landschaftliche Schönheit ahnen? Eine Zuwendung, wie sie bekanntlich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, angeführt von Hochadel, Künstlern und Unternehmern, in breiteren Schichten spürbar wird.

Erzherzog Ferdinands II. Nachruhm an der Seite der Philippine Welser hat es überhaupt nicht geschadet, daß er ganze Nächte im Wald verbrachte, sich in Kälte, Nässe und Regen Rheumatismus und Gicht und mit seiner unersättlichen Jagdlust und seinen riesigen Jagdgesellschaften den flammenden Zorn der Untertanen holte. 1560 notierte Ferdinand seine persönliche Abschlußliste für dieses Jahr: 58 Hirsche, davon 4 Sechzehnder, 64 Rehe, 97 Wildschweine, 30 Hasen, 262 Rebhühner, 35 Gemsen, 40 Bauernhunde und 2 Katzen: 235 Schuß zu 161 Treffer war seine durchschnittliche stolze Trefferquote.

Zum Ende hin darf ich noch Vorurteile im Tiroler Geschichtsbewußtsein ansprechen, beispielhaft für viele Klischees kleineren Formats, die in manchen Bildungseinrichtungen ebenso bloßgelegt wie weiter tradiert werden. Es gehört zum unausrottbaren Topos vom finsternen Mittelalter, wenn in jedem burg- oder schloßartigen Gebilde ein dunkles Verlies gezeigt wird, obwohl nur in Burgen, die zugleich Gerichtssitz waren, eingesperrt werden durfte. Wir wissen, daß das selten von langer Dauer war, denn die Strafverfolgung hatte mit kostenbringender Resozialisierung nichts im Sinn. Geldstrafe, Verlust von Hab und Gut, Landesverweisung oder Hinrichtung war in der Regel das simple, aber effiziente Strafsystem. Im 16. Jahrhundert kam noch die Aussicht hinzu, lebenslänglich als Galeerensträfling zu wirken, falls der Landesfürst Geld brauchte und wieder einen Schub Gesetzesbrecher nach Venedig verkaufte.

Am 3. Oktober 1993 brachte der „Kurier“ eine Sensationsmeldung, wonach eventuell, wahrscheinlich, ja wohl sicher ein unterirdischer Fluchtweg der Burg Fernstein entdeckt worden sei. Ich frage mich wirklich, wer da hätte flüchten sollen; wohl nur der dortige Zöllner mit der Kassa. Belagerung, Fluchtwege, unterirdische Gänge – hierin eben liegen die großen Unterhaltungswerte der Geschichte. Dazu zählt auch Greifenstein und seine Belagerungsgeschichte, die sich um seinen Namen Sauschloß entwickelte – also eine etiologische Sage, die eine vorgegebene Sache erklären soll. Es ist eine typische Wandersage, die schon bei den Römern auftaucht. Die Römer täuschten die Gallier, indem sie vom Kapitol Brot warfen, um zu dokumentieren, daß sie eine Belagerung noch lange aushalten. Eine ähnliche Geschichte rankt sich ums Sauschlößl, der letzten Burg, die Wilhelm von Starkenberg gegenüber Friedrich IV. zäh verteidigte. Doch die Aktion „Werft das letzte Schwein über die Burgmauer, damit die Belagerer nicht merken, daß wir beim Verhungern sind“, fand nie statt. Wilhelm von Starkenberg hatte Anfang 1426 die Burg überirdisch, also ohne unterirdischen Gang verlassen. Seine Knechte übergaben sie ganz gesittet am 27. November 1426 den herzoglichen Belagerern. Nach dem Abzug der Verteidiger fand man auf der Burg reichhaltige Vorräte: 800 Star gemahlene und ungemahlene Getreide, 3 Fässer Salz, 2 Fässer geräuchertes Rindfleisch, 424 Yhren Traminer Wein, umgerechnet immerhin rund 1800 Liter, also kein Grund zum Aufgeben. Das wurde auch alles fein säuberlich inventarisiert und aufgeschrieben und verzeichnet. Und dann die vielen, vielen Römerstraßen und Römertürme im ganzen Land, oft von Generationen von Schulmeistern weiter tradiert, fast könnte man sagen weitergebaut. Ich habe festgestellt, daß es immer wieder schmerzlich ist, wenn die Gemeinde bei der Erstellung eines Heimatbuches erfährt, daß der Römerturm erst 400 Jahre alt ist – diese Enttäuschung muß erst einmal verkraftet werden.

Ich komme zum Schluß und bitte um Verzeihung, wenn ich vieles salopp, manches überspitzt, einiges provokant formuliert habe. Wie es hoffentlich zu bemerken war, sollte eine humorige Grundstimmung solche Passagen entschärfen. Es wurden sehr bewußt die Themen dieses Symposiums ausgeklammert, denn sie werden von ausgewiesenen Fach-

leuten behandelt, und es werden in vielen Fällen die Protagonisten, die Verteiler, die Vielfältiger, die Erweiterer und die Nutznießer der Klischees sichtbar gemacht werden. Überhaupt hat der Einleitungsreferent keine Höhepunkte vorwegzunehmen, sondern sie anzukündigen. Ansonsten hätte es sein können, daß der eine oder andere Referent schon wieder auf das neueste Vorurteil eingehen muß. Wir sind ja alle nicht vor Klischees gefeit, weder als deren Gläubige und Nachbeter noch als deren Macher.

Werner Köfler, Landesarchivdirektor, Hofrat, geb. 1939 in Pfaffenhofen, Studium der Fächer Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, Dr. phil. 1965 und Eintritt in das Tiroler Landesarchiv, 1965–1968 Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien, Lehraufträge für historische Hilfswissenschaften an der Universität Innsbruck ab 1974, Habilitation für Tiroler Landesgeschichte und Hilfswissenschaften 1983, Direktor des Tiroler Landesarchivs seit 1989, zahlreiche Publikationen, hauptsächlich zur Tiroler Landes- und Kommunalgeschichte, ebenso hilfswissenschaftliche Arbeiten.

Sebastian Hölzl

Der Freiheitsbrief von 1342

Als am 28. Jänner 1342 in München den Tirolern von Markgraf Ludwig dem Brandenburger mehrere Privilegien bestätigt und erweitert wurden, hatten weder Aussteller noch Empfänger voraussehen können, welche politische Bedeutung man diesen Freiheitsbriefen 650 Jahre später beimessen würde. Seit etwa hundert Jahren und besonders seit dem Aufsatz von Otto Stolz im Jahre 1922 werden diese Urkunden nämlich als Beweis für die frühe parlamentarische Entwicklung Tirols unter Einbeziehung des Bauernstandes angesehen, um selbstbewußt von „der ältesten Festlandsdemokratie“ reden zu können. Nicht nur Politiker wie LHStv. Hans Gamper bezeichneten die Urkunde von 1342 als „Magna Charta Tirols“ oder zumindest als „Großen Freiheitsbrief“, sondern auch die bedeutendsten Tiroler Historiker zogen diese kleine Pergamenturkunde als Beweisstück heran, um das Klischee vom Tiroler Bauernparlament für das frühe 14. Jh. erstehen zu lassen, ohne die besonderen Umstände der Entstehung und Überlieferung gebührend zu berücksichtigen.¹

Bisher wurde immer angenommen, daß sich unter den 1813 nach München verbrachten Tirol-Urkunden auch der „Große Freiheitsbrief“ Markgraf Ludwigs (A) befinde. Da jedoch in München streng nach dem Herkunftsprinzip archiviert wird, war es überraschend, den „Großen Freiheitsbrief“ nicht bei dem Urkundenbestand „Grafschaft Tirol“, sondern im Bestand „Pfalz-Neuburg“ zu finden.² Aufgrund dieser getrennten Archivierungsart wurde ich als Archivar aufmerksam, um hinter den unterschiedlichen Lagerungsstellen mehr als nur Zufälligkeiten zu sehen.³

Wie bereits angeklungen, sind in der kaiserlichen Kanzlei am 28. Jänner 1342 mehrere Freiheitsbriefe (A bis E) ausgestellt worden. So wurden die zwei Privilegienverleihungen des Markgrafen durch drei Bestätigungen Kaiser Ludwigs des Bayern bekräftigt. Die einfachen, nicht sehr großen Diplome haben drei verschiedene Schreiber, zwei Aussteller und unterschiedliche Empfängeradressen. Sie lagerten bis 1813 in vier verschiedenen Archiven. Diese etwas verwirrende Situation mag zu einigen Unklarheiten beigetragen haben.

Eine Zusammenschau über die Provenienzfrage und Archivfolge soll den Überblick erleichtern:

Sigle:	A	B	C	D	E
Aussteller:	Markgr.	Kaiser	Kaiser	Markgr.	Kaiser
Ausfertigung:		in der kaiserlichen Kanzlei in München (A bis E)			
Empfänger:	nicht ausgefolgt	?	Stände	Stände	
Archivfolge:		landesfürstl. Archiv Volkmar v. Burgst,?		Landschaftliches Archiv in Innsbruck	
	1369 an Wittelsbacher ausgefolgt	im landesf. Schatzarch. verblieben	1343 vom Landesf. konfisziert?	15. Jh. bei Freundsbergern in Verwahrung	
		seit 1813 im Reichs-Arch. München	17./18. Jh. ital. Rückvermerk	1502 an LH Leonhard von Völs ausgehändigt	
ältere Abschriften:	unbekannt	unbekannt	unbekannt	um 1400 Ght. Pfunds; TLA Kodex 511	um 1400 Ght. Pfunds; TLA Kodex 511
erste Inventarisierung:	1417 bei Hzg. Ludw. d. Gebarteten	1540 Putsch-Rep.	unbekannt	1643 im ältesten landsch. Inventar	1643 im ältesten landsch. Inventar
heutige Archivierung:	Hauptstaatsarch. Münch. Pfalz-Neubg. Ausw. Staaten Nr. 530	Hauptstaatsarch. München KLS 839	Hauptstaatsarch. Münch. KLS 840	TLA, Landschaftl. Arch. Nr. 1	TLA, Landschaftl. Arch. Nr. 2

In der Literatur wird jenes im Bayerischen Hauptstaatsarchiv aus dem Bestand „Pfalz-Neuburg“ (vor 1506 Bayern-Landshut) stammende Stück als „Magna Charta Tirols“ (A) zitiert, welches als Empfänger alle Gotteshäuser, Städte, Dörfer und Märkte, alle Leute, edle und unedle, reiche und arme, in der Grafschaft Tirol anspricht. Dazu gibt es im Tiroler Landhaus im Landschaftlichen Archiv ein Parallelstück mit gleichem Rechtsinhalt, aber mit stark gekürzter Empfängeradresse (B).⁴ Diese beiden von Markgraf Ludwig besiegelten Pergamenturkunden wurden und werden seit dem 19. Jh. von vielen Historikern als wichtigster Beleg für die althergebrachten Rechte der Tiroler und die Münchener Urkunde zusätzlich als Beweis für die Existenz des Bauernstandes im Tiroler Ständeparlament des 14. Jh. angesehen.

Mit Hilfe archiv- und kanzeleigeschichtlicher Untersuchungsmethoden und einer Gegenüberstellung aller erhaltenen Freiheitsbriefe soll die Klischeevorstellung, daß 1342 die Bauern im Landtag schon Sitz und Stimme hatten, hinterfragt werden.

Da die Urkunden alle dasselbe Datum tragen und auch aus ihrem Inhalt keine Reihenfolge erkennen lassen, soll ein graphischer Überblick die Quellenlage verdeutlichen. Zuerst sei auf jenen Freiheitsbrief des Markgrafen (A) verwiesen, zu dem es zwei kaiserliche Bestätigungen mit ähnlicher Adresse gibt (B, C). Sodann stellen wir den zweiten Freiheitsbrief (D) des Markgrafen vor, dem eine weitere Bestätigung Kaiser Ludwigs folgt (E).

Stück:	Aussteller:	Empfänger (Adresse):	Lagerungsort:
A	Markgr. Ludwig	Gotteshäuser, Städte ... edel und unedel, reich und arm	München, Pfalz-Neuburg, Nr. 530
B	Kaiser Ludwig	wie bei Stück A	München, Kaiser-Ludwig-Selekt 839
C	Kaiser Ludwig	den Leuten, geistl. oder weltlich edel oder unedel, Bürger, armen oder reichen	München, Kaiser-Ludwig-Selekt 840
D	Markgr. Ludwig	(nur) Gotteshäuser und Edelleute	Innsbruck, Landsch. Arch. Nr. 1
E	Kaiser Ludwig	wie bei Stück D	Innsbruck, Landsch. Arch. Nr. 2

Unsere fünf Urkunden lassen erkennen, daß in der kaiserlichen Kanzlei Baiern und Schwaben (Alemannen) saßen und die Wahl des Dialektes offensichtlich dem Schreiber bzw. dem Diktator überlassen blieb. Öfters kommt es zu einer Mischung beider Dialekte. Dieser Formenreichtum ist möglich, weil Schreiber und Diktator bzw. Formulare und Vorurkunden nicht derselben Mundart angehörten. Erst unter Ludwigs Nachfolger, Kaiser Karl IV., kam es zur Ausbildung einer ausgeprägten deutschen Kanzleisprache. In der Kanzlei Kaiser Ludwigs variieren selbst die Register von den Originalausfertigungen, da nach den Konzepten registriert wurde.⁵ Die Mundatoren schrieben so, wie sie sprachen, doch konnten sich unsere drei Schreiber (K 29, K 25 und K 22) den Einflüssen der Umgebung nicht entziehen. Nachweislich stammen die Urkunden B und D sowie C und E jeweils von einem Schreiber. Der dritte Schreiber ist nur durch die Urkunde A vertreten. Gerade diese Urkunde hebt sich nicht nur durch die erweiterte Adresse, sondern auch durch das andersartige Lautbild ab. Nach dem Befund von Max Siller vom Germanistischen Institut der Universität Innsbruck hat die Urkunde A vorwiegend alemannische Dialektformen mit bayerischen Spuren.⁶

Für unsere drei Schreiber konnten zahlreiche Belegstellen erbracht werden. Es wäre für Germanisten eine interessante Aufgabe zu klären, wieweit sich die Schreiber vom Konzept und Diktat lösen und ihren eigenen Dialekt in die Urkunde einfließen lassen konnten. Daß im gängigen Formular gewisse individualistische Züge bei der Wortwahl möglich waren, ist durch einen Vergleich der fünf Urkunden leicht erkennbar.⁷

- A: _____ alle Gotteshäuser,
B: _____ allen Gotteshäusern,
C: den Leuten, die in der Grafschaft zu Tirol ..., sie seien
D: _____ alle Gotteshäuser,
E: _____
A: geistliche und weltliche, alle Städte, Dörfer und Märkte, und
B: geistlichen und weltlichen, allen Städten, _____ Märkten und
C: geistlich oder weltlich _____ und
D: _____
E: _____
A: auch alle Leute, edel und unedel, reiche und arme ... in der Grafschaft Tirol
B: _____ edeln Leuten und unedeln, reichen oder armen ... in der Grafschaft zu Tirol
C: _____ edel oder unedel, Bürger, arme oder reiche _____
D: _____ edel Leut _____ in der Grafschaft zu Tirol
E: _____ edlen Leuten _____ in der Grafschaft zu Tirol

Die Abweichungen in der Wortfolge sind selbst zwischen der Brandenburger Urkunde A und der dazugehörigen kaiserlichen Bestätigung B feststellbar und als willkürlich zu bezeichnen: „Städte, Dörfer und Märkte“ bzw. „Städten, Märkten und Dörfern“; bei C bis E fehlen diese Empfänger. Die Unterschiede der Adressen lassen sich nicht nur damit erklären, daß man von der Maximalvariante A eben Abstriche vorgenommen hätte. Denn der Umbau der Wortfolge „reiche und arme“, „arme oder reiche“ zeigt die Freizügigkeiten der Schreiber. Sie mußten sich weder sklavisch dem Diktat unterwerfen noch genau an ein Formelbuch halten. Diese Aussage dürfte für die Kanzlei Kaiser Ludwigs allgemein Gültigkeit haben. Die größten Abweichungen im Satzbau und im Adressenformular zeigt die Kaiserurkunde C, zu der es keine analoge Urkunde des Markgrafen gibt.⁸ Die Frage, ob die Adressen in unseren Urkunden wohl auch so unterschiedlich ausgefallen wären, wenn die fünf Urkunden alle vom selben Schreiber stammten, muß bejaht werden. Denn selbst der gleiche Schreiber verwendet einmal die Adresse „den luten, die in der grafschaft ze Tyrol gesezzen sint“ (C), ein anderes Mal „allen edlen leuten, die in der grafschaft ze Tyrol gesezzen sint“ (E). Damit relativiert sich also die Bedeutung der Adressenvarianten, da unter den kaiserlichen Schreibern eine nachweislich beachtliche Freizügigkeit bei der Auswahl des Adressenformulars herrschte. Um die Umstände rekonstruieren zu können, die zu diesen für die jüngere Tiroler Geschichtsschreibung angeblich so wichtigen Freiheitsbriefen führten, müssen die politischen Hintergründe näher durchleuchtet werden.

Es gehört zu den großen Erfolgen des ersten böhmischen Luxemburgers Johann, daß es ihm gelang, seinen zweiten Sohn Johann Heinrich mit der Tiroler Erbtöchter Margarethe Maultasch zu verheiraten. Ihren Vater hatte derselbe Luxemburger 1310 vom böhmischen Königsthron vertrieben. Trotzdem kam die Kinderehe zwischen Margarethe und Johann Heinrich unter diesen rein machtpolitischen Überlegungen 1330 zustande.⁹

Um den nötigen Rückhalt in Tirol zu bekommen, lockte König Johann mit Versprechungen und versicherte Edel und Unedel, Bürger, Arme und Reiche, sie in ihren Privilegien zu beschützen und keine Ausländer ins Land zu ziehen. So konnte er sich die allfällige Vormundschaft über Margarethe (*1318) und Johann Heinrich (*1322) sichern.¹⁰

Auch als Johann Heinrich den Jugendjahren entwachsen war, lag die Initiative bei seinem älteren Bruder Karl, sobald dieser im Lande weilte. Der menschliche Gegensatz zwischen dem hochgebildeten Markgrafen Karl, dem späteren Kaiser Karl IV., und dem in jeder Beziehung zurückgebliebenen, dem Spiel und der Jagd ergebenen Bruder Johann Heinrich war beträchtlich. Schon bald wurde das ordnende Eingreifen Karls, der anfänglich vom Tiroler Adel ins Land gerufen worden war, mißbilligt, da er keineswegs so freigebig und verschwendungssüchtig wie Margarethes Vater war. Die sparsame Gebarung Markgraf Karls und die Einsetzung des Nikolaus von Brünn zum Bischof von Trient brachten den Tiroler Adel zusehends in Opposition. Entgegen den Versprechungen aus dem Jahre 1330, das Land mit keinem Gast, also keinem Ausländer zu übersetzen, wurden zahlreiche böhmische Beamte in wichtige Positionen gehoben. Daher waren sowohl Margarethe, der Tiroler Adel als auch Kaiser Ludwig, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen, an einer Änderung der Lage lebhaft interessiert.

Ende April 1340 verließ Johann Heinrich, der Gatte Margarethes, Tirol, um sich mit seinem Bruder Karl in Brünn zu treffen. Der Trienter Bischof Nikolaus von Brünn wurde vom Landesfürsten zum Landeshauptmann und somit zum bevollmächtigten Vertreter ernannt. Daß gerade Albert, ein natürlicher Halbbruder Margarethes, mit Unterstützung

Heinrichs von Rottenburg die Verschwörung gegen die Luxemburger anzettelte, läßt die Mitwirkung der Landesfürsten erkennen.

Die Abwesenheit der böhmischen Brüder nützend, probten daher die Parteigänger bereits im Mai den Aufstand der Wittelsbacher. Das Komplott wurde frühzeitig aufgedeckt, Albert auf Schloß Sonnenburg bei Innsbruck gefangen, gefoltert und die Hintermänner verraten. Karl konnte, wie er in seiner Autobiographie berichtet, das Steuer in Tirol noch einmal an sich reißen und die luxemburgische Herrschaft für seinen Bruder sichern. Gefährlich für die Böhmenbrüder war, daß Margarethe Maultasch an dieser Aktion selbst beteiligt war und nach wie vor eine Verbindung mit den Wittelsbachern anstrebte. In diesem Zusammenhang gewinnt der Besuch Kaiser Ludwigs am 3. Oktober 1341 in Kufstein an Bedeutung.¹¹

Es war am Allerseelentag 1341, als Margarethes Gatte nach einem Jagdausflug unerwartet vor verschlossenen Toren stand. Damit war Tirol für ihn und für das Haus der Luxemburger endgültig verloren. Während der junge Gemahl Margarethes eifrig der Jagd frönte, eilten wiederholt Botschafter Margarethes nach München. Ausgelöst wurden diese Aktivitäten nach dem Besuch des Kaisers in Kufstein. Volkmar von Burgstall scheint dabei der wichtigste Verbindungsmann gewesen zu sein. Am 3. Oktober noch in Kufstein, trifft Volkmar tags darauf bereits wieder mit Johann Heinrich in Innsbruck zusammen, um sich mit Guntsbeweisen überhäufen zu lassen, ohne dessen Mißtrauen zu erwecken. Vorsorglich verrechnen die Unterhändler Margarethes (Friedrich von Baumkirchen, Zuckswert u.a.) ihre Reisespesen erst nach der Vertreibung des Luxemburgers. Obwohl Margarethe seit dem mißlungenen Umsturz wie eine Gefangene auf Schloß Tirol gehalten worden war, hatte sie genügend Vertrauensleute, die mit ihr gemeinsame Sache machten, um die böhmische Wachmannschaft zu täuschen. Schlüsselfigur war wohl Burggraf Konrad von Schenna.¹²

Der von den kaiserlichen Aktivitäten am meisten betroffene, erst kürzlich verwitwete Markgraf Ludwig von Brandenburg hatte seine künftige Gattin noch nie gesehen und gab seinen Widerstand gegen diese Heirat nicht so rasch auf. Noch Ende November drückt sich der Kaiser in seinen Dienstversen für Engelmar von Villanders recht vorsichtig aus, wenn er ihn verpflichtet, der Herzogin Margarethe und ihrem künftigen Gemahl, „wer immer der wird“, Rechnung zu legen. Unter den im November 1341 offiziell nach München eilenden Vornehmsten des Landes befanden sich Volkmar von Burgstall, Konrad von Schenna, Engelmar von Villanders, Tügen von Villanders und Eckart von Trostburg.¹³

Abt Johann von Viktring, der zeitgenössische Geschichtsschreiber des „Liber certarum historiarum“, weiß zu berichten, daß der Kaiser seinen Sohn antrieb, um die Hand der Gräfin Margarethe anzuhalten. Daß sich Markgraf Ludwig vorerst mit aller Kraft sträubte, ist uns überliefert. Nach dem florentinischen Historiographen Filippo Villani lag die ablehnende Haltung Markgraf Ludwigs nur darin begründet, daß die zweite Ehe Margarethes nach kanonischem Recht nicht möglich war. Schließlich setzte sich Kaiser Ludwig bei seinem Sohn mit dem Argument (laut Villani) durch, daß die Grafschaft Tirol kein Bissen zum Verschmähen sei. So siegte der politische Opportunismus.

Auch wenn nicht nachweisbar ist, ob die fünf Tiroler Unterhändler die Eheanbahnung Margarethes mit Markgraf Ludwig schon im November als geglückt vermelden konnten, so war es doch bereits damals ein offenes Geheimnis, daß die Wittelsbacher – wer immer es dann schließlich sein sollte – in Tirol einheiraten wollten. Noch bevor die eigen-

nützigen Tiroler Unterhändler in München ihre Vermittlerprovision eingestrichen hatten, drohte Papst Benedikt XII. am 28. November von Avignon aus gegen den geplanten Ehebruch Margarethes mit Bann und Interdikt.¹⁴

Vorsorglich hielt sich Ludwig der Bayer die Tiroler Unterhändler warm, um den Wittelsbachern einen Platz an der Seite Margarethes zu sichern. Für das wichtige Paßland hätten sich durchaus, wie Huter eingehend erörtert, auch noch andere dynastische Verbindungen angeboten. Bei der Eheanbahnung in München spielte neben Volkmar von Burgstall der 1347 hingerichtete Engelmar von Villanders eine Schlüsselrolle. Beide ließen sich ihre Mittlerrolle durch Ämterverschreibungen honorieren. Engelmar wurde sogar von der Rechnungslegung befreit. Volkmar hatte sich seine riesigen Geldforderungen und sämtliche Handfesten durch Margarethe am Tag vor der Abreise nach München bestätigen lassen. Drei Tage später ließ er sich vom Kaiser seine Rechte nochmals absichern.

Die am 29. November 1341 ausgestellten kaiserlichen Dienstreverse für erwiesene und noch zu erweisende Dienste, die Gnadenbriefe und Verpfändungen an Engelmar und die Privilegien an die anderen Tiroler Mittelsmänner zeugen von der Selbstsucht dieser Landherren. Da der Tiroler Adel in der Erbtöchter des Landes eine willige Verbündete fand und das starke Interesse des Kaisers am Land im Gebirge in den letzten Jahren wiederholt zu Tage getreten war, hatten Volkmar, Engelmar usw. ein leichtes Spiel, alle ihre Forderungen durchzusetzen.¹⁵

Inzwischen hatte Margarethe offen erklärt, daß sie ihre Ehe mit dem Böhmenpröbbling als nichtig betrachte. Ein Scheidungsersuchen an den Papst hatte sie wegen Aussichtslosigkeit auf Erfolg erst gar nicht versucht. Die rege diplomatische Tätigkeit zwischen Luxemburgern und Habsburgern, die in der Verzichtserklärung Karls auf Kärnten am 15. Dezember 1341 in Wien gipfelte, hatte für die Ereignisse in Tirol keinerlei Auswirkung, da die Luxemburger im Lande selbst keinen Rückhalt mehr hatten. Die Habsburger ließen sich in keinen Angriffskrieg gegen Tirol hineinziehen. Auch wenn Kaiser Ludwig von seinen Gegnern unmittelbar keinen Angriff zu befürchten brauchte, dürften doch die Aktivitäten in Wien seine Bemühungen um die Erwerbung Tirols nicht unwesentlich beschleunigt haben. Spätestens mit Jahresende, wenn nicht schon Ende November, wird ein Heiratskontrakt zwischen Kaiser Ludwig und den Tirolern in Vertretung für Margarethe bzw. mit seinem Sohn ausgehandelt worden sein, der allerdings nicht überliefert ist. Für zwei Monate (29. November 1341 bis 26. Jänner 1342) reißt die schriftliche Überlieferung zwischen München und Tirol ab.¹⁶

Daß mehrmals zwischen dem Hof in München und dem Schloß Tirol Gesandte unterwegs waren, welche die Details zur Hochzeit aushandelten, darf angenommen werden. 14 Tage vor der Eheschließung in Meran bekundet Ludwig der Brandenburger in München, daß seine „lieb wirthin“ ihr Erbgut in Tirol mit 1000 Mark belasten dürfe, wohl um damit die Festlichkeiten der Hochzeit finanzieren zu können. Damit tritt der Brandenburger erstmals urkundlich als präsumptiver Gemahl Margarethes auf (26. Jänner 1342). Neuerlich wird eine Abordnung von Tirol in München gewesen sein, denn zwei Tage später werden jene Freiheitsbriefe ausgestellt, die allen alles versprechen. Die Leute in Tirol sollten laut Zusicherung des Brandenburgers alle ihre Rechte behalten, die sie durch Urkunden oder nach altem Herkommen von früheren Herrschaften bezeugen können. Die zuversichtliche Erwartung auf das verkehrsgeographisch und für die kaiserliche Reichspolitik strategisch so günstige Gebirgsland duldet nicht das kleinste Risiko,

um nur irgendeinen Herren in Tirol durch eine vorenthaltene Begünstigung im letzten Augenblick noch zu verstimmen. Es war nicht die Zeit, um Forderungen der Tiroler auszuschlagen oder sich kleinlich zu zeigen. Unbesehen wurden alle angeblich bestehenden alten Privilegien konfirmiert. So decken sich teilweise die Freiheitsbriefe von Markgraf Ludwig mit der von König Johann am 16. September 1330 ausgestellten Urkunde in Formel und Inhalt. Doch die vagen Formulierungen im Freiheitsbrief, die alten Gewohnheiten früherer Herrschaften seit Herzog Meinhard, dessen Söhnen und König Johann beizubehalten, lassen den Schluß zu, daß darüber keine Urkunden existierten. Um ja allen Wünschen und Anforderungen des Tiroler Adels gerecht zu werden, wurden die Freiheitsbriefe in verschiedenen Versionen ausgestellt. Kaiser Ludwig beeilte sich, noch am selben Tag alles zu bestätigen, was sein Sohn am 28. Jänner den Tiroler Landherren in München zugestanden hatte. Den Wittelsbachern war vorerst jede Zusage recht, wenn sie nur der Erreichung ihres Zieles diene. Die Tiroler kannten ihren Marktwert und konnten das Verhandlungsergebnis, das in jenem „Großen Freiheitsbrief“ (A, D) seinen Niederschlag fand, diktieren. Auch später versuchte es der Tiroler Adel noch zweimal, die rivalisierenden Herrscherhäuser gegeneinander auszuspielen, wie die Ereignisse von 1347 und 1363 zeigen sollten.

Für München war es daher wichtig, vorbeugend alle Tiroler mit Versprechungen zu kaufen, um nicht im letzten Augenblick die Felle davonschwimmen zu sehen. So eilten die Tiroler Unterhändler dem Münchener Hochzeitszug mit einem Bündel Privilegien voran, um die Stimmung propagandistisch für den neuen Landesherrn zu entfachen. Der 60jährige Kaiser scheute sich nicht, mitten im Winter, über Brenner und Jaufen gen Meran zu ziehen, um selbst bei der Hochzeit dabeizusein und das Land seinem Sohn zu verleihen.¹⁷

Transkription des Freiheitsbriefes „A“

1342 Jänner 28, München (Montag vor Lichtmeß)

Markgraf Ludwig von Brandenburg bestätigt die alten Privilegien und macht allen Leuten in Tirol weitere Zugeständnisse.

Orig. Pergament, 28,2 cm (Höhe mit Plika) x 34,2 cm (Breite); Siegel des Markgrafen an Perg.-Pressel anhangend. Dtz. im Hauptstaatsarchiv München, Pfalz-Neuburg, Nr. 530.

„Wir Lodowig von gotz genaden margraf ze Brandenburg, pfallenczgraf ze Rin, herzog ze Beyern vnd des heiligen Ro(e)mischen richs oberister kamrerer, veriehen vnt tun chunt allen den, die disen brief sehent, ho(e)rent oder lesent, daz wir verheizen, daz wir alli gotzhu(e)ser, gaistliche vnd weltliche, all stet, do(e)rffer vnd ma(e)rkt, vnd ouch alle lu(e)te, edel vnd vnedel, rich vnd arme, swie di geheizen oder swa die gelegen oder gezezen sint in der grafschaft ze Tyrol, bei allen irn rehten behalten su(e)llen, des si lu(e)te oder brief habent vnd als es von alter gewonheit her ist kommen von aller herschaft, vnd als es sich von enther gehandelt hat von den hohgeborn herren herzog Meinharten vnd von sinen su(e)nen, vnd von ku(e)nig Iohan von Beheim, all di weil, vnd er sins suns graf Iohan vnd der herschaft von Tyrol gerhab gewesen ist, vnd ouch von dem selben graf Iohan, des vorgenannten ku(e)nigs von Beheim sun vnd ouch von der edeln fu(e)rstinn fraw(e)n Margareten, herzoginn ze Kerenden vnd gra(e)finn ze Tyrol vnd ze Go(e)rz, vn-

ser liebi wirtinn, vnd ouch all die brief, die vnser lieber herr vnd vater kaiser Ludowig von Rome vnd ouch wir v(e)ber die vorgeschriben sach geben haben oder noch gebend werden. Wir su(e)llen ouch die amptlu(e)tt, die dar zu gehornt vnd belehent sint, bei irn rehten behalten vnd in der gu(e)nnen. auch su(e)llen wir dhein vngewonlich stuir nicht vfligen on der lantlu(e)tt rat. Wir verheizzen ouch, daz wir dhein vest, die zu der herschaft zu Tyrol geho(e)rt, mit dheimem gaste noch usman nicht besetzen su(e)llen. Auch su(e)llen wir die grafschaft ze Tyrol handeln vnd haben nach der besten rat, die dar inne gesezzen sint, vnt alle zeit des landes ze Tyrol reht bezzern vnd nicht bo(e)sern nach ir rat. Wir verheizzen ouch, daz wir die vrogenanten fraw(e)en Margareten, vnser lieb husfraw(e)n vz dem land nicht fu(e)ren su(e)llen wider irn willen. Swer ouch iemans von der herschaft ze Tyrol, oder der dar zu geho(e)rt, veint wolt sein vmb die handelung, die gen vns beschehen ist, oder vmb dhein der vorgeschriben sach, daz wir den wider die selben zu legen sullen vnd wider si beholfen sein, als wir beste mu(e)gen on geuerd. Dis vorgeschriben sach vnd stuk alle vnd ieglich besunder geheizzen wir mit guten triw(e)n stet, gantz vnd vnzebrochen behalten vnd da wider nimmer ze tun noch ze komen; vnd haben ouch des ze den heiligen geschworn. Der brief ist geben ze Mu(e)nchen an montag vor vnserer frawen tag ze lichtmesse vnder vnserm insigel besigelt, daz dar an hanget. Nach Kristus gebu(e)rt driuczehenhundert iare dar nach in dem zwei vnd viertzigstem iare.“
Rückvermerk: „Herzog Ludwig verschreibt sich die graffschafft [getilgt: bey allenn] Tiroll bey allenn iren rechten etc. bleiben zu lassen. [Sign.] 7, Tyroll, Tirol brief ao 1342, V. 408, 25 bundt R[egistrata].“

Kaiser Ludwig und sein Sohn waren zu jedem Zugeständnis bereit: Man verpflichtete sich, keine ungewöhnliche Steuer ohne Rat der Landleute aufzulegen, die Regierungsgeschäfte nur nach dem Rat der Besten und im Lande Ansässigen zu führen, Margarethe nicht außer Landes zu bringen, die Burgen nicht mit Ausländern zu besetzen und alle Landesangehörigen zu schützen, die für Ludwig in Feindschaft verstrickt werden sollten.¹⁸

Unabhängig von den kanzlei- und archivgeschichtlichen Forschungsergebnissen kann vom Urkundeninhalt her gesagt werden, daß die von den adeligen Unterhändlern erwirkten Privilegien hauptsächlich den obersten Stand begünstigen. Es ging den Landherren darum, ihre eigenen Reichtümer zu mehren und die unter Meinhard II. ausgebaut landesfürstliche Macht wieder zurückzudrängen. Die Gunst der Stunde nützend, waren die „Besten des Landes“ eifrig bemüht, sich den Einfluß auf die künftige Regierung zu sichern und alle durch Verpfändungen und Belehnungen an sich gerissenen Schlüsselpositionen zu behalten.

Nach der Darlegung der Umstände und der besonderen Entstehungssituation, welche zu den Freiheitsbriefen vom 28. Jänner 1342 führten, scheint es einleuchtend, daß deren schriftlich fixiertes Ergebnis keinesfalls das tatsächliche Kräfteverhältnis zwischen Landesfürst und Ständen widerspiegelt.

Die folgenden Monate und Jahre nach der Einheirat zeigen dies unmißverständlich. Noch im Februar kam für den Markgrafen das böse Erwachen, als er feststellen mußte, daß fast alle landesfürstlichen Einkünfte verpfändet waren und man ihm offensichtlich viel zu hohe Erträge vorgegaukelt hatte. Verbittert stellt er nach Prüfung der Rechnungsbücher fest, daß Tirol zwar ein berühmtes, aber sehr wenig einträgliches Land sei.¹⁹

Aber auch für den Adel blieben die erhofften Vorteile des Herrscherwechsels aus. Mit harter Hand griff der aus dem fernen Brandenburg kommende 27jährige Landesfürst durch. So blieb für die „Besten des Landes“ der in München so geschickt ausgehandelte Freiheitsbrief zumindest für das 14. Jh. eine Verfassungsutopie und Ausdruck ihres Wunschdenkens.²⁰

Bevor wir zu einer eingehenden Quellenkritik kommen, soll untersucht werden, wie diese Freiheitsbriefe, insbesondere auf ihr ständisches Element hin, bisher in der Literatur gesehen wurden:

Jakob Andrä Freiherr von Brandis, der von 1610 bis 1628 als Landeshauptmann an der Spitze der Tiroler Stände stand, schrieb anhand zahlreicher, heute teilweise nicht mehr vorhandener Originalquellen die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol. Die ihm wichtig erscheinenden Belegstellen gab er in vollem Wortlaut wieder. Es ist daher bemerkenswert, daß der mit der Landesgeschichte und dem Ständewesen so vertraute Landeshauptmann nur jenen Freiheitsbrief (D) wörtlich zitiert, den die Geschichtsschreibung der letzten hundert Jahre bewußt oder unbewußt meist übersieht. Gemeint ist die Pergamenturkunde Nr. 1 aus dem Landschaftlichen Archiv, worin der Markgraf „nur“ allen Gotteshäusern und Edelleuten, die in der Grafschaft gesessen sind, die alten Rechte bestätigt und großzügig neue hinzufügt.²¹

Die kaiserliche Bestätigung (E) wird ebenfalls wortwörtlich in seinem Geschichtswerk überliefert. Auch diese Urkunde richtet sich „nur“ an alle Edelleute, die in der Grafschaft gesessen sind. Freiheitsbriefe, die sich an die unteren Stände richten, erwähnt er nicht und scheint sie auch nicht zu vermissen, obwohl gerade diese fehlenden Stücke (A, B) wegen der erweiterten Adresse von der Forschung seit Albert Jäger als Beweis für den schon im 14. Jh. existierenden dritten und vierten Stand im Tiroler Landtag angesehen werden. Die sogenannte „Magna Charta Tirols“ (A) war also vor 350 Jahren zur Zeit des Freiherren Brandis nicht im Bewußtsein der Stände. Daß im Landschaftlichen Archiv und, wie wir unten noch sehen werden, auch im landesfürstlichen Archiv der große Freiheitsbrief (A) nicht vorhanden war und von Brandis daher auch nicht zitiert werden konnte, stimmt mit der Tatsache überein, daß das Landschaftliche Archivinventar des 17. Jh. auch nur die Urkunden D und E erwähnt.²²

Erstmals mit wissenschaftlichen Methoden ging 1850 der junge Gubernialbeamte **Rudolf Kink**, ein Schüler Albert Jägers, in seinen Vorlesungen kritisch an die Bewertung des Freiheitsbriefes (D) heran, wenn er schreibt, daß man aus diesem Brief zu Unrecht das Bestehen landständischer Freiheiten für die Zeit Ludwigs des Brandenburgers herleite. Er kennt wie Brandis nur jenen Freiheitsbrief des Brandenburgers, der seit jeher im Besitze der Tiroler Landschaft war. Kink wendet ein, daß es sich nicht um die Einräumung ständischer Befugnisse handeln könne, denn Ludwig verspreche nur, nach dem Rate der Besten zu regieren. Da er die Berater selbst wählen könne, wäre er nicht an einen ständischen Körper gebunden. Also liege in den Zugeständnissen nur eine Bevorzugung, die er der Aristokratie des Landes, nicht aber einer ständischen Institution gewähre.²³

Die Entdeckung des für die Erforschung des Tiroler Ständewesens bisher nicht vermißten Stückes (A) machte Fickers Schüler **Alfons Huber** zum 500-Jahr-Jubiläum der Zugehörigkeit Tirols zu Österreich im Münchener Staatsarchiv. Der aus Schlitters stammende junge Historiker schuf mit seiner Quellenforschung zur „Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich“ bereits als 30jähriger ein bis heute grundlegendes Werk. In einem Anhang von mehr als 500 Regesten – die wichtigsten Urkunden sind wortwörtlich

ediert – teilt er unter Nr. 83 die Brandenburger Urkunde vom 28. Jänner 1342 (A) der Öffentlichkeit erstmals mit. Mit dieser in München aufgefundenen Urkunde wurde bei vielen Tiroler Historikern und Nichthistorikern eine Erwartungshaltung befriedigt, denen die demokratische Mitbestimmung, die Eigenständigkeit und die föderalistische Gesinnung des Bauernstandes schon seit der Landwerdung Tirols in ihr Klischeebild paßte.²⁴ Im Gegensatz zu Brandis und dessen Epigonen hat Huber allerdings die im Ständearchiv lagernden Freiheitsbriefe (D, E) übersehen. Daher geht er auch dem Problem nicht nach, wie es zu zwei verschiedenen Ausfertigungen kommen konnte. Hubers Feststellung, daß die adeligen Herren in erster Linie an die Befriedigung ihrer eigenen Interessen dachten, ist durch die beigelegten Regesten ausreichend belegt. Wiederholt erwähnt Huber, daß schon Heinrich (Titularkönig von Böhmen) „nur noch nach dem Rate der edeln Leute und Dienstmannen des Landes“ regieren konnte, also der Adel und nur der Adel das Sagen im Lande hatte.²⁵

Josef Egger folgt in seiner dreibändigen Geschichte Tirols ganz der Diktion Hubers, wenn er schreibt, daß den vornehmsten Landherren mehr ihre Privatinteressen als die Rechte Tirols am Herzen lagen.²⁶

Albert Jäger, seit 1867 selbst Abgeordneter des Tiroler Landtages und von den Konservativen in den Reichsrat nach Wien entsandt, beeinflusste mit seinem Alterswerk über die Landstände Generationen von Historikern. Im letzten Drittel des vorigen Jh. galt es, dem jungen Parlamentarismus in Wien die althergebrachte demokratische Tradition Tirols vor Augen zu führen. Sein Kapitel über den Sturz der Luxemburger resümiert Jäger folgendermaßen: „Die Zeitgenossen anerkannten somit den Adel als einen über die Geschichte des Landes verfügenden Stand.“²⁷

Die Bedenken Hubers und Kinks sucht Jäger zu entkräften, ohne sie durch andere Quellen widerlegen zu können. Insbesondere vermeidet es Jäger, die Existenz von zwei verschiedenen Fassungen (A, D), erstere von Huber, letztere von Kink abgehandelt, zu erwähnen. Für Jäger gelten die im Landschaftlichen Archiv gar nicht aufbewahrt gewesenen Freiheitsbriefe A und B „als die älteste Formulierung der allen sozialen Ständen und Einwohnern Tirols verbürgten Rechte“. Jene zwei Urkunden, welche für die Stände tatsächlich maßgeblich waren, nämlich nur D und E mit der verkürzten Adressierung, wurden in Jägers umfassendem Werk nicht herangezogen.

Erstmals gelingt es 1906 dem späteren Archivar **Flamin Haug** in seiner Münchener Dissertation „Ludwigs V. des Brandenburgers Regierung in Tirol“, Klarheit in die Mehrfachüberlieferung der Freiheitsbriefe zu bringen. Zwei Tage nachdem Ludwig der Brandenburger seine Zukünftige erstmals als „lieb wirthin“ (26. Jan. 1342) bezeichnet, stellt er seine Freiheitsbriefe (zweifach überliefert, A, D) aus, die von seinem Vater Kaiser Ludwig (dreifach überliefert) bestätigt werden. Haug schließt aus den Adressen, daß es von jedem Aussteller mindestens drei Fassungen geben muß, wenn die Adressen der Brandenburger Urkunden mit den kaiserlichen Bestätigungen jeweils übereinstimmen sollen.

Haug mutmaßt über die verschiedenen Urkundenfassungen folgendermaßen: „Die verschiedenen Gelegenheiten bei denen er [der Freiheitsbrief] gebraucht wurde, vor der Gesandtschaft in München, als Erlaß an die Tiroler und bei der Belehnung, bedingen wahrscheinlich die verschiedenen Adressen.“ Die von Haug vorgenommene Differenzierung der Urkundenadressen gibt erstmals in einer Zusammenschau den Forschungsstand vor dem Ersten Weltkrieg wieder.²⁸

Unter dem unmittelbaren Eindruck des Diktatfriedens von St. Germain wurde im Jahre 1921 der Almanach „Tiroler Heimat“ gegründet, um das geistige Rüstzeug für den Kampf um die „Einheit Tirols, der Einheit seiner Geschichte, seiner natürlichen Beschaffenheit, seines Volkstums und seiner eigenartigen Kultur“ zu erbringen. Aus der Feder von **Otto Stolz** (1881–1957) stammt der 1922 erschienene Beitrag „Die alte Tiroler Landesverfassung – ein Erbstück bodenständiger Demokratie“.²⁹

Stolz räumt ein, daß ein starker Landesfürst wenig Veranlassung hatte, sich beim Volk um Konsens zu bemühen. Erst 1335 sei die Macht der Landstände Tirols in voller Entfaltung, wenn „all Landleut der Grafschaft Tirol, edel und unedel“ mit den Luxemburgern verhandeln, also auch „die Gemeinen, nach der Sprache der Zeit die Bürger und Bauern“.

Laut Stolz ist die „am 28. Jänner 1342 zu München ausgestellte Urkunde die älteste Landesverfassung ...“. Stolz beschränkt sich bei seiner Interpretation nur auf die eine Urkunde (A), welche die erweiterte Adresse trägt, und folgert, daß „also alle Körperschaften und Gemeinden und Einzelpersonen des Landes ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Berufes und Besitzes“ die politischen Aktivrechte tragen. Die Bedeutung der Volksvertretung sieht Stolz durch die im Freiheitsbrief ausgedrückten Befugnisse der Steuerbewilligung, Gesetzgebung und Prüfung der Regierungstätigkeit voll erfaßt. Er bezeichnet die Urkunde (A) von 1342 erstmals „als die tirolische ‚magna charta libertatum‘, als den großen Freiheitsbrief unseres Landes“. Er sieht in der germanischen Neigung nach Wahrung der Einzelpersönlichkeit die große Parallele zur englischen Magna Charta von 1215, welche in Tirol ihr selbständig entwickeltes und unbeeinflusstes Gegenstück bereits im tiefen Mittelalter habe.³⁰

Dieser Vergleich mit dem englischen Parlamentarismus fiel hierlands auf fruchtbaren Boden und wurde auch von der jüngsten Tiroler Geschichtsschreibung unkritisch übernommen. In diesem ersten Stolz-Aufsatz zur Landesverfassung wird das Schwergewicht auf die Adressierung, also „alle Leute, edel und unedel, reich und arm“, gelegt. Umso mehr verdient jene von **Alfred Wretschko** 1925 erschienene Arbeit zur Geschichte der Tiroler Landesfreiheiten – er lehrte an der Innsbrucker Rechtsfakultät Deutsches Recht – Beachtung, weil er sich u.a. mit dem Formular dieser Freiheitsbriefe befaßt. Er wendet ein, wenn Bestätigungsurkunden „lant und leut“, „edel und unedel“, „arm und reich“ ansprechen, so besage dies „an sich noch nichts für eine politische Vollberechtigung der Bürger und Bauern, der Städte und Gerichtsgemeinden. Denn solche Wendungen begegnen auch andernorts, z. B. in bayerischen Urkunden jener Zeit, einem Lande, in dem der Bauernstand nicht zu den Landständen zählte“. Trotzdem pflichtet er Stolz bei, läßt aber die Frage offen, wer zu Versammlungen berufen wurde und seit wann die Bauern, nach Tälern und Gerichten organisiert, förmliche Delegierte entsandten.³¹

Bemerkenswert ist Wretschkos Feststellung, daß Rudolf IV. den Freiheitsbrief von 1342 nicht bestätigte, sondern nur denen, die ihm huldigten, auf Wunsch Einzelbestätigungen ihrer hergebrachten Rechte und Freiheiten ausstellte. Auch seine Brüder gaben der „lantschaft gemainlich“ (erstmals in der Verzichtsurkunde Margarethes vom 29. Sept. 1363 so bezeichnet) keine Bestätigung des Freiheitsbriefes von 1342. Wretschko zweifelt, ob solche Konfirmationsbriefe überhaupt erbeten wurden. Abschließend ist er in der Wertung des ersten landständischen Freiheitsbriefes eher vorsichtig und trifft über die Stellung des Bauernstandes im 14. Jh. kein endgültiges Urteil. Auch eine inhaltliche Interpretation der Freiheiten wird vermieden.³²

Otto Stolz hingegen äußert sich 1929 in einem populär gehaltenen Aufsatz „Die Magna Charta des Landes Tirol“ sehr bestimmt, wundert sich aber, daß die Urkunde in zwei verschiedenen Originalausfertigungen verfaßt wurde (A, D). Die für ihn wichtige Variante A zeige, „daß an der Tiroler Landschaft schon damals auch die Landgemeinden beteiligt gewesen sind, und zwar anscheinend nicht als Neuerung, sondern auf Grund der bisherigen Überlieferung“. Sie ist für ihn die „Grundlage der schriftlich festgelegten Verfassung des Landes ...“. Diese „Magna Charta“ befand sich seiner Vermutung nach erst seit der Zeit der Bayernherrschaft (1806 – 1814) im Hauptstaatsarchiv in München und stammte aus dem Landschaftlichen Archiv.

Für Stolz ist bereits 1342 der Beweis erbracht, daß „in Tirol an den Landständen oder der Landschaft nicht nur die Stifter, der Adel und die Städte ... beteiligt waren, sondern auch die Bauern der Landgemeinden, geordnet nach den Landgerichten“. Das bedeutet einen „hohen Grad von Volksfreiheit“. Er gibt zwar zu, daß sich die Bauernvertretung erst für das 15. Jh. nachweisen lassen, wendet aber ein, daß die alte Landesverfassung bereits als alte Gewohnheit und als fest eingebürgert gegolten habe.³³ Im Freiheitsbrief werde Meinhard II. „als ein Urheber auch der landständischen Verfassung Tirols aufgefaßt, und damals, 50 Jahre nach seinem Tode, mußte man das wohl noch beiläufig wissen“.

In diesem weit über die Fachliteratur berühmt gewordenen Aufsatz stellt Otto Stolz 1929 die „Magna Charta“ als eine Urkunde heraus, „die, über jeden Einwand erhaben, das Recht der Landstände auf die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes sichergestellt hat ... Diese wirkliche und wahrhaftige urkundliche Grundlage der Landesverfassung von Tirol ... ist so frühzeitig, so eigenartig und in ihrem rechtlichen Gehalte so bestimmt wie kaum eine andere Verfassungsurkunde eines deutschen oder österreichischen Landes“. Die Gedanken Wretschkos greift Stolz in seinen Zwischenkriegsaufsätzen nicht auf.³⁴

Alle späteren Konfirmationen der Habsburger an die Landstände berücksichtigen die angeblich für das ständische Selbstverständnis so wichtige „Magna Charta“ nicht und berufen sich nur auf Rudolf den Stifter und seine Brüder, die aber gar keine generellen Freiheitsbriefe ausstellten.

Zwei Jahre vor seinem Tod rückt Otto Stolz in seiner Geschichte des Landes Tirol von jener erstmals von ihm so benannten „Magna Charta“ etwas ab, wenn er schreibt: „Diese Urkunde, die auch Kaiser Ludwig bekräftigte, galt dann immer als die älteste und wichtigste der Tiroler Landesfreiheiten ... Die Umstände, unter denen sie zustande gekommen war, wurden dabei außer Betracht gelassen.“³⁵

Neu ist der Hinweis bei **Franz Huter**, daß der Luxemburger König Johann bereits 1330 bei der Schließung der Ehe zwischen seinem Sohn Johann Heinrich und Margarethe „edel und unedel, purger und riche und wie sie genant sint“ versprochen habe, sie in ihren Rechten zu schützen und keine Ausländer ins Land zu ziehen. Dieser Punkt des Vormundschaftsabkommens wurde möglicherweise mit ähnlich lautender Adresse in den Freiheitsbrief von 1342 (A) übernommen. Ähnliche Adressierungen sind in der Kanzlei der Wittelsbacher seit 1322 nachweisbar, könnten also im „Großen Freiheitsbrief“ auch ohne Vorlage der luxemburgischen Urkunde von 1330 entstanden sein.

Als Margarethe am 29. September 1363 die Stände zur Huldigung an die neuen Landesfürsten auffordert, bittet sie ihre Landsleute in der schon gewohnten Formulierung „gemeinlich aller lantschaft, edeln und unedeln, reichen und armen“ und knüpft damit an die Urkundentradition ihres Heiratsvertrages von 1330 an.

In einem weiteren Aufsatz betont Huter, daß die Adelsvertreter dem Böhmenkönig (1330) erst dann huldigten, als er den Untertanen Tirols versprach, sie bei allen ihren Rechten zu belassen. Ende 1336 mußte König Johann neuerlich versprechen, die Herrschaft von Tirol nicht zu verkaufen oder zu vertauschen. Wohl aus dieser Zeit stamme das Übereinkommen mit den Ständen Tirols (nobiles et ignobiles), worin sie dem jungen Fürstenpaar Treue schwören. Andererseits zeigt sich, wie der Adel, jedes Machtvakuum nützend, wenige Tage nach Meinhards III. Tod (1363) von Margarethe zahlreiche Herrschaften und Einkünfte abpreßte und sie in ein kuratelähnliches Verhältnis brachte.³⁶

Nach dieser Literaturübersicht kann festgestellt werden, daß vor dem zweibändigen Werk Jägers der Freiheitsbrief (A) für die Erforschung des Ständewesens Tirols unerheblich war. Haug brachte erstmals Klarheit bezüglich der Mehrfachüberlieferung und Adressenvielfalt. Wretschko versuchte eine Einordnung innerhalb der Landesfreiheiten. Gleichzeitig wies Wretschko auf das in Bayern häufig vorkommende Adressenformular „edel und unedel“ hin, ohne daß damit eine Ständestruktur ausgedrückt werde. Huber betont, wie andere nach ihm, den Eigennutz der Adelsvertreter in München und belegt all seine Äußerungen durch umfangreiches Quellenmaterial, ohne aber in den Freiheitsbrief ständische Strukturen hineinzuzinterpretieren. Bekannt und berühmt wurde der Freiheitsbrief (A) Markgraf Ludwigs erst durch die Aufsätze von Otto Stolz aus den Jahren 1922, 1927, 1929 und 1947. Er bezeichnet die Urkunde A erstmals als „Magna Charta Tirols“ und sieht in ihr einen Beweis für eine differenzierte ständische Organisation unter Einbeziehung des Bauernstandes. Die jüngeren Arbeiten übernehmen im wesentlichen den Standpunkt von Stolz.

Eine kritische Untersuchung über Herkunft und Überlieferung der Urkunden ist der wichtigste Ansatzpunkt für eine Neubewertung der Freiheitsbriefe. Den keineswegs prunkvollen, wenig umfangreichen Freiheitsbrief (A) des Markgrafen mit dem Etikett der englischen Magna Charta Libertatum vom Jahre 1215 zu versehen, war von Stolz wohl in der Absicht geschehen, auch beim Laien die Aufmerksamkeit auf diese bis dato recht unbekannte Urkunde zu richten. Bei näherem Hinsehen sind die zeitlichen, inhaltlichen und entstehungsgeschichtlichen Divergenzen so beträchtlich, daß eigentlich nur die Bewilligung des Schildgeldes entfernt an den Passus unseres Freiheitsbriefes, „ohne der Landleut Rat keine ungewöhnliche Steuer aufzulegen“, erinnert.

Selbst wenn wir nur vom „Freiheitsbrief“ des Jahres 1342 sprechen, liegt für Nichthistoriker darin eine gewisse Problematik, denn heute wird die Freiheit meist nur auf die Persönlichkeit bezogen. So sagte Landeshauptmannstellvertreter Dr. Hans Gamper, als er 1961 den Landtag eröffnete und den Original-Freiheitsbrief (D) demonstrativ vorzeigte: „Bei anderen Völkern herrschte damals noch tiefe Unfreiheit. Auf dem Felde arbeiteten leibehene, an die Scholle gebundene Bauern. Dieser Tiroler Freiheitsbrief gab dem gesamten Volk einschließlich der Bauern die drei wichtigsten Rechte der Volkssouveränität ...“

Durch die Überbewertung der Freiheitsbriefe von 1342 in der Literatur wurde die ständische Entwicklung in Tirol zu isoliert und als einmalig dastehend betrachtet. Oft wurden durch Analogieschlüsse die Verhältnisse des 15. Jh., wie sie seit 1406 bzw. 1414 erstmals nachweisbar sind, in das 14. Jh. zurückprojiziert, und den Lesern wurde aus Wörtern wie „unedel“, „landschaft“, „landleut rat“ das Klischee einer fertigen ständischen Institution suggeriert.

Ein Blick über die Grenzen in den altbayerischen Raum zeigt, daß es Parallelentwicklungen gibt, die durchaus mit den tirolischen des 13. und 14. Jh. vergleichbar wären.

Meist waren es Steuerforderungen, in Tirol hingegen die rasch wechselnden Herrscherhäuser, welche der ständischen Bewegung die ersten Impulse gaben. Die ersten landständischen Freiheiten (1311–1347) bildeten sich in Niederbayern aus. In Bayern bewährten sich die Stände als Bewahrer der Landeseinheit, und sie huldigten dem Fürsten nur, wenn er ihre Privilegien bestätigte (42 landständische Freiheitsbriefe bis 1450). Auch in Bayern beeinflussten die Räte den Landesherrn und galten als Kontaktpersonen zu den oberen Bevölkerungsschichten. Doch blieb der Rat fürstlich und wurde kein Repräsentativorgan der Stände. Die Phase der politischen Ständebildung – vorerst des Adels – liegt in Bayern zwischen Vilshofener Vertrag (1293) und Ottonischer Handfeste (1311). Die anderen Stände – außer dem Bauerntum – schlossen sich sukzessive an. Eine ähnliche Entwicklung ist in Tirol für diese frühe Zeit nicht dokumentiert.³⁷

Diejenige Urkunde des Brandenburgers, welche seit Anbeginn im Besitz der Stände war und bis heute im Landschaftlichen Archiv im Landhaus verwahrt wird (D), kennt als Empfängeradresse nur „alliv gotzhuser vnd all edellau(e)t“. Genanntem Personenkreis werden die überkommenen und bisher verbrieften Rechte bestätigt, welche sie von Margarethes Großvater, Vater, Schwiegervater und erstem Mann erhalten haben. Von dieser Urkunde, und nur von dieser, existieren in Tirol auch einige mittelalterliche Abschriften. Die älteste unbeglaubigte Kopie auf einer Pergamentrolle des Gerichtsarchives Pfunds stammt aus der Zeit um 1400 (D). Auch die kaiserliche Bekräftigung (E) enthält die Rotel wortwörtlich. Eine beglaubigte Abschrift desselben Freiheitsbriefes war in einem Transsumt von 1458 im Stadtarchiv Sterzing, worin sich die Empfängeradresse „auf alle Gottshäuser und all Edelleut“ (D) reduziert. Ebenso sind nur diese Urkunden (D, E) in den landesfürstlichen Kodizes wörtlich überliefert. Auch die regestenartigen Vermerke in den ständischen Inventaren beziehen sich immer nur auf die Freiheitsbriefe mit der verkürzten Adresse. Es waren also nur die Urkunden D und E dem Landesfürsten und den Ständen durch die Jahrhunderte geläufig. Der „Große Freiheitsbrief“ (A), die sogenannte „Magna Charta“, war nirgends in Tirol inventarisiert oder gar abschriftlich überliefert. Daraus ist zu folgern, daß diese Urkunde (A) die Empfänger (angeblich die vier Stände) nie besessen haben. Für uns stellt sich daher die Frage: Welche Rechtskraft besitzt ein Freiheitsbrief, der nie bei der Tiroler Landschaft lag, sondern in einem der Nachfolgearchive des Ausstellers deponiert wurde?³⁸

Grundsätzlich haben die landesfürstliche Kanzlei und ihre Nachfolgebehörden mit den angeschlossenen Registraturen und Archiven keine Urkunden und Akten, die durch Zufall hereinkommen. Die Existenz einer Archivalie in einem bestimmten Archiv beruht immer auf einem Rechtsvorgang zwischen Aussteller und Empfänger. Diese Tatsache vorzuschicken ist wichtig, denn es liegt im Wesen eines jeden öffentlichen Archivs (zum Unterschied von den Handschriftensammlungen der Bibliotheken und Museen), daß dort nur Stücke jenes Registraturbildners zu erwarten sind, die mit dem Archiv in einem behördengeschichtlichen und staatsrechtlichen Zusammenhang stehen. Wie in jedem organisch gewachsenen Archiv sind also nur Urkunden vorhanden, welche die Landesfürsten – seien es die Görzer, Tiroler, Luxemburger, Wittelsbacher, Habsburger oder deren Rechtsnachfolger – auf Grund eines Rechtsvorganges empfangen haben. Dementsprechend sind die Konzepte, Protokolle, Register und Abschriften von Urkunden und Akten überliefert, die in der landesfürstlichen Kanzlei ausgestellt wurden. Es kann also in einem Archiv nicht mehr vorhanden sein, als in der einstigen Kanzlei ausgestellt oder empfangen worden war. Dies gilt auch für das 14. Jh., ja in Tirol mit seinen

ältesten deutschsprachigen Kanzleibüchern sogar schon für das späte 13. Jh. Wohl kann aus Gründen ungünstiger Archivierungsbedingungen weniger erhalten geblieben sein, weil es vernichtet oder verschleppt wurde. Doch je wichtiger eine Urkunde für eine Partei ist, desto unwahrscheinlicher ist ein Verlust oder eine Entfremdung. Einerseits gibt es keinen Rückvermerk oder sonstigen Hinweis, daß die Brandenburger Urkunde (A) mit der ausführlichen Adresse jemals im ständischen Archiv lag, andererseits ist der „Große Freiheitsbrief“ bereits 1417 im Neuburger Kopialbuch (im Archiv der Herzoge von Bayern-Ingolstadt) inventarisiert (Nr. 14).³⁹

Damit kommt das für die Geschichtsschreibung des Tiroler Bauernstandes scheinbar so wichtige Stück A nicht mehr in Betracht. Ein weiteres Indiz, daß der „Große Freiheitsbrief“ in landesfürstlichem Besitz geblieben ist und somit für die Empfänger keine Bedeutung erlangen konnte, ergibt sich mit dem Verbleib der kaiserlichen Bestätigung B im Schatzarchiv.

Diese Kaiserurkunde mit derselben Adresse wie A wurde 1369 den Wittelsbachern nicht ausgehändigt und verblieb bis 1813 im landesfürstlichen bzw. staatlichen Archiv in Innsbruck. Auch hier fehlt jeder Beweis, daß sie jemals im Ständearchiv lag. Seit Anfang des 16. Jh. läßt sich deren Verbleib im Schatzarchiv durch das umfangreiche Regestenwerk des Schatzarchiv-Registrators Wilhelm Putsch eindeutig belegen.

Diese Urkunde (B) wurde im August 1813 mit über tausend weiteren Urkunden des ehemals landesfürstlichen Archivs vom Allgemeinen Reichsarchiv München eingezogen. Seither liegt sie im Kaiser-Ludwig-Selekt unter der Nr. 839 im Hauptstaatsarchiv München. Der „Lädl“-Vermerk von Putsch ist trotz des sehr schlechten Erhaltungszustandes auf der Rückseite deutlich lesbar. Da gerade diese Urkunde (B) als einzige mit der Urkunde A in der Adressierung völlig übereinstimmt, ist deren anfängliches gemeinsames Schicksal, nämlich die Einbehaltung durch Markgraf Ludwig, naheliegend.⁴⁰

Auf Grund der Archivprovenienz ist also zu folgern, daß das Urkundenpaar A und B von Markgraf Ludwig bzw. seinem Vater nie den Ständen ausgehändigt wurde. Hingegen waren die Stände immer im Besitz der Urkundenversionen D und E. Alle in Tirol seit dem Jahre 1400 erhaltenen Abschriften beziehen sich nur auf diese (D, E), noch heute im Ständearchiv lagernden Versionen mit verkürzter Adresse.⁴¹

Welche Bedeutung hat eine Verfassungsurkunde (A) für die unteren Stände, wenn sie nie im Besitz der Tiroler Landschaft war? Gerade für den Bürger- und Bauernstand soll ja die erweiterte Adressierung (A, B und teilweise C) für diese frühe Zeit das wichtigste Indiz sein, daß die „Unedeln“ in körperschaftsähnlichen Formen auftraten, also die politische Willensbildung in Tirol bereits im 14. Jh. in der Bevölkerung eine breite Basis gehabt hätte. Wenn die Urkunden A und B für die Zeitgenossen jene Bedeutung gehabt hätten, wie ihnen von Historikern der letzten hundert Jahre beigemessen wird, wären sie bei den Ständen wohl in irgendeiner Form der schriftlichen Überlieferung erhalten geblieben. Die sorgfältige treuhändische Aufbewahrung der ältesten ständischen Urkunden durch die Freundsberger ist hinlänglich belegt, weshalb eine Entfremdung der Stücke A und B nicht einleuchtend ist.

Aus der sorgsamsten Aufbewahrung ist zu schließen, daß den Ständen keine Urkunden durch Zufall abhanden gekommen sind. Vielleicht hatten die Wittelsbacher diese Urkundenvarianten in ihrem Reisegepäck, um sie anläßlich der Belehnung in Meran zu verlesen. Möglicherweise fanden sie – wenn wir von der Zufälligkeit der Adressenformel vorerst absehen wollen – keine geeigneten Repräsentanten der angesprochenen Personen-

gruppen, denen sie ihre Versprechungen aushändigen hätten können. Letztlich ist es unerheblich, welche Begründung man für die Einbehaltung der Urkunden A und B beim Landesfürsten sucht. Tatsache ist, daß die Stände, was immer man für diese Zeit darunter verstehen mag, nur den Freiheitsbrief D mit der Adresse „Gotteshäuser und all Edelleut“ samt der kaiserlichen Bestätigung erhalten hatten.

Eine Huldigung, wie sie solchen Privilegienbestätigungen voranzugehen pflegt, scheint in Meran nicht stattgefunden zu haben. Es gibt wohl einzelne Dienstreverse von Adligen, doch von Huldigungen der Landschaft oder einzelner Ständegruppen wissen weder Goswin von Marienberg noch Johann von Viktring oder Karl IV. zu berichten. Während Rudolf der Stifter später sehr wohl nach dem Grundsatz „do ut des“ Privilegienbestätigungen an die Städte Tirols erteilte, vermied er es ebenso wie Ludwig, bei der Übernahme der Landesherrschaft von den Ständen eine Huldigung entgegenzunehmen. In Kärnten hingegen hatten die Habsburger bereits 1335 eine Erbhuldigung verlangt.

In Tirol hatte die letzte Huldigung 1330 stattgefunden, nachdem die Adelsvertreter dem Böhmenkönig die schon bekannten Versprechungen abgerungen hatten. Obwohl Rudolfs Lage 1363 noch keineswegs gefestigt war, verzichtete er auf eine korporative Mitbestimmung der Tiroler Stände. Ja er vermied es sogar, einen der Freiheitsbriefe von 1342 zu bestätigen oder zu erweitern. Nicht in Tirol, sondern in der Mark Brandenburg konnten die Stände auf einem allgemeinen Landtag ihre Forderungen diktieren (1345), und es kam zu regelrechten Bündnissen der Landstände gegen Ludwig. Schon im 13. Jh. war es dort zu Einzelverträgen mit Knappen, Bürgern, Kaufleuten und Bauern gekommen. Diesen ständischen Aktivitäten in Brandenburg hat Tirol nichts Ähnliches gegenüberzustellen. Wie anders war doch das Umfeld, das zu den Ergebnissen der Münchener Verhandlungen führte!⁴²

Wenn wir trotz der bisherigen Erkenntnisse am Klischee der differenzierenden Bedeutung der Adressenvarianten für die Tiroler Landschaft festhalten wollen, so wäre noch das Urkundenformular Bayerns und Tirols nach Gemeinsamkeiten und Besonderheiten zu untersuchen. Wie erwähnt, erteilte König Johann 1330 erstmals an „Edle und Unedle, Bürger, Arme und Reiche“ Privilegien, um die Vormundschaft über Margarethe und Johann Heinrich nach dem Tode Herzog Heinrichs von Kärnten (Titularkönig von Böhmen) zu erlangen. Auf Grund der inhaltlichen und formelmäßigen Übereinstimmung dieser Urkunde mit Teilen der Freiheitsbriefe (A, D) kann davon ausgegangen werden, daß bei der Privilegiererweiterung in München dieses Stück vorlag. Überdies war der kaiserlichen Kanzlei diese Adressenformel keineswegs unbekannt. Denn die Formel „edel und unedel, arm und reich“, ist in der böhmischen und bayerischen Urkundentradition seit Jahrzehnten geläufig. Da aber aus dieser Formel die politische Vollberechtigung des Tiroler Bauernstandes für das 14. Jh. abgeleitet wurde, um ein Parlament der vier Stände erstehen zu lassen, muß auf diese Formeltradition näher eingegangen werden.⁴³

In zeitgenössischen bayerischen Urkunden wurden den Unedlen und Armen wiederholt der Schutz ihrer Rechte mit dieser Formel zugesichert, ohne daß deshalb der Bauernstand Funktionen in der Ständevertretung erfüllte. So verspricht am 2. Jänner 1341 Ludwig der Bayer nach Anerkennung durch die Stände die Einsetzung eines Ausschusses von 25 Mann zur Mitregierung in Niederbayern und verwendet die Adresse „edl, vnedl“. Auch bei der Bestätigung der Rechte der Herzoginwitwe Margarethe am 6. Jänner 1341 wiederholt sich diese Formel „edel, vnedel“. Noch deutlicher wird in der Urkunde vom

31. Dezember 1340 die summarische Aufzählung aller Betroffenen ohne standespolitischen Hintergrund, wenn der Kaiser alle ermahnt, ihm nach dem Tode Herzog Johanns die Treue zu halten und er „grafen, freyen, dienstluten, rittern, knechten, edeln, vnedeln, steten, merchten, land und luten“ Niederbayerns seinen Gruß entbietet.⁴⁴ Im selben Jahr verbietet er die Ansiedlung von Pfahlbürgern in bayerischen Städten und Märkten und verwendet wieder dasselbe Adressenformular.⁴⁵

Daß die kaiserliche Kanzlei sehr wohl in ihrer Anrede den Bauernstand kennt, wenn sie ihn gezielt ansprechen will, ist ebenfalls nachweisbar. Im Jahre 1330 erhält die Ammergauer „paurschaft“ das Erbrecht. Ein frühes Beispiel für die in den Tiroler Freiheitsbriefen (A bis C) verwendete Adresse kommt in der königlichen Bestätigungsurkunde vom 19. Dezember 1322 für die Rechte des bayerischen Klerus vor: „edel oder vnedel, arm oder reich ...“ Auch die Erklärung Ludwigs vom 11. Jänner 1341 über die Unteilbarkeit Bayerns wendet sich an alle Bevölkerungsgruppen „edel ... vnedel ... vnd gemainlichen alle lut“, ohne daß deshalb bayerische Historiker dem Bauernstand in Bayern für diese Zeit demokratische Funktionen zugebilligt hätten.⁴⁶

Schließlich wird auch im Schenkungsbrief Margarethes an die Habsburger die Zeugenreihe ihrer Landherren und Ratgeber mit dieser Floskel eröffnet, die im Namen „aller geystelicher und weltlicher, edeler und unedeler, armer und reicher, in steten und auf dem lande“ diesen Brief versiegelt haben. In der Zusammenschau mit den bayerischen Urkundenbeispielen und der böhmisch-tirolischen Urkundentradition seit 1330 sind also die Adressenformeln der Freiheitsbriefe von 1342 keine Besonderheit.⁴⁷

Es wäre anachronistisch und zu klischeehaft gedacht, wollte man den Tiroler Bauern von 1342 mit ihren vielschichtigen Rechtsabhängigkeiten und Rechtsqualitäten ein nationales oder demokratisches Standesbewußtsein mit parlamentarischen Ambitionen zubilligen. Erst in Zeiten des erwachenden Parlamentarismus im 19. Jh. konnte eine belanglose Adressenformel als Beweis für eine ständisch-korporative Vielfalt hochstilisiert werden.⁴⁸

Tatsache ist, daß alle Quellenbelege fehlen, die schon für das 14. Jh. eine ständisch abgestufte Organisationsform erkennen lassen. Jedenfalls ist für die Tiroler Bauern kein Bedarf oder äußerer politischer Anlaß erkennbar, der einen direkten oder indirekten Einfluß auf das Ergebnis des „Großen Freiheitsbriefes“ erkennen ließe.

Schlußbemerkungen

Halten wir also fest, daß die adeligen Tiroler Unterhändler primär an sich dachten und keine Repräsentanten aller Landstände waren. Die politischen Hintergründe, welchen die Freiheitsbriefe von 1342 ihre Entstehung verdanken, bieten die beste Erklärung für die weitreichenden Zugeständnisse, Versprechungen und Privilegienbestätigungen durch Ludwig den Brandenburger und seinen Vater Kaiser Ludwig.

Der starke Wunsch von Empfänger und Aussteller zu einem nutzbringenden Ergebnis zu kommen, stand bei der Abfassung des bescheiden wirkenden „Großen Freiheitsbriefes“ (A) Pate. Die in München ausgehandelte Maximalvariante an Zugeständnissen war aus der Sicht der Wittelsbacher taktisch notwendig, bis man das Land fest im Griff hatte. Wie wenig selbst beim Tiroler Adel das ständisch-korporative Denken ausgeprägt war, zeigte die widerspruchslos hingenommene Hinrichtung Engelmars von Villanders und der

ungeklärte Tod Volkmars von Burgstall im Gefängnis. Daß an eine Verwirklichung der Versprechungen und an eine Mitsprache der vier Stände nicht gedacht war, ist durch den Verzicht auf eine Huldigung erkennbar.

Für Ludwig Vater und Sohn war es belanglos, ob sie mit den verschiedenen Empfängeradressen diese oder jene Ständegruppe Tirols ansprechen wollten. Trotzdem mußte auf dieses Detail besonders eingegangen werden, weil aus den in Bayern seit 1322 gängigen Formeln „edel und unedel“ usw. für den Tiroler Bauernstand eine politische Mitbestimmung herausgelesen wurde. Die kanzleigeschichtlichen Untersuchungen haben gezeigt, daß die Schreiber sich an kein strenges Diktat halten mußten und die Adressenvarianten individuell gestalten konnten. Die archivgeschichtlichen Untersuchungen haben ergeben, daß die Urkunde A, also jene vielzitierte „Magna Charta“, nie im Besitz der Tiroler Stände oder eines ihrer Vertreter war. Hingegen ist die zweite Brandenburger Urkunde mit der verkürzten Adresse (D) seit dem 14. Jh. nachweislich in ständischer Verwahrung und nur diese in vielen Tiroler Abschriften überliefert. Die für die Beweisführung der politischen Mitbestimmung wichtig erscheinende Urkunde A wurde von den Bürgern und Bauern Tirols nie vermißt, aber auch das Gegenstück (D) wurde in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten zur Bekräftigung alter Privilegien beim Herrscherwechsel nie hervorgeholt.

So haben die Freiheitsbriefe dem Wunschenken einer unbeherrschten Adelslobby für den Augenblick entsprochen und als propagandistisch wirksames Zeitdokument ihren Zweck erfüllt. Daß diese Privilegienbestätigungen auch dahin interpretiert wurden, das Klischee eines frühen Tiroler Bauernparlaments zu untermauern, lag wohl nicht in der Absicht der Wittelsbacher. Erst Otto Stolz hatte durch seine Aufsätze in der Tiroler Heimat (1922) sowie in einer Fremdenverkehrsbroschüre (1929) und in den Tiroler Heimatblättern (1937) mit den Schlagworten „Magna Charta Tirols“ und „älteste Festlandsdemokratie“ den Urkunden von 1342 jenen ungehörlichen Bekanntheitsgrad verschafft. Durch diese Veröffentlichungen in der Zwischenkriegszeit sollte das nach der Abtrennung Südtirols angeschlagene Selbstverständnis der Tiroler wieder aufgerichtet werden. Die Geschichtswissenschaft mußte dazu herhalten, den Tirolern wegen ihres vorenthaltenen Selbstbestimmungsrechtes wieder Mut zu machen. Zu diesem Zweck war der Almanach „Tiroler Heimat“ 1921 gegründet worden, und Otto Stolz beugte sich diesen Zielsetzungen.⁴⁹

Als 1982 die kanzleigeschichtlichen, archiv- und provenienzgeschichtlichen Ergebnisse über die Freiheitsbriefe der Wittelsbacher vorlagen, kam die Tiroler Geschichtsforschung zu dem Schluß, daß diese Urkunden als einzigartige Erscheinung überschätzt wurden.⁵⁰ Trotzdem blieb mancher Autor dem lieb gewordenen Klischee von der „frühen Entwicklung des politischen Selbstbestimmungsrechtes“ verhaftet. Im Prunkband der Tiroler Schützenkompanien ignoriert Hanns Auer die neuesten Erkenntnisse über die Urkunden von 1342 und schwärmt von Südtirol als der „Wiege der Tiroler Verfassung“, wobei er wiederholt die Aufsätze von Otto Stolz zitiert.⁵¹

Auch Werner Köfler kann sich in seiner Auftragsarbeit zur Landtagsgeschichte mit meiner abwertenden Beurteilung des „Großen Freiheitsbriefes“ nicht anfreunden.⁵² Er mutmaßt, daß die Wittelsbacher nicht durch Zufall unterschiedliche Redewendungen verwendeten, sondern sehr wohl damit rechneten, in Tirol das Bürger- und Bauerntum als Machtfaktor vorzufinden. Demnach wären die Adressenvarianten („edel und unedel“) der drei Schreiber keine Zufälligkeiten oder Freizügigkeiten in der kaiserlichen Kanzlei,

sondern eine gewollte Differenzierung. Diese Interpretation ist aber durch die kanzleigeschichtlichen Forschungen von Helmut Bansa, Peter Moser und Max Vancsa eindeutig zu widerlegen.

Wie diese Beispiele zeigen, wird die Geschichtsschreibung noch einige Zeit benötigen, um sich von lieb gewordenen Klischees zu trennen und sich nicht den Bedürfnissen der Tagespolitik anzupassen. Denn ungelöste Probleme unseres Jahrhunderts lassen sich nicht – so schmerzlich die verwehrte Selbstbestimmung für Südtirol sein mag – nicht bewältigen, indem man historische Ereignisse so lange uminterpretiert, bis sie dem demokratischen Selbstverständnis eines Tiroler Patrioten entsprechen.

- 1 Stenographische Berichte des Tiroler Landtages, V. Periode. 1. Tagung am 7. Nov. 1961: Eröffnungsrede von LR Dr. Hans Gamper. – Die Auffindung des Photos zu dieser Rede verdanke ich Herrn Dr. Helmut Alexander von der Landesbilddokumentation.
- 2 Sebastian Hölzl, Die Freiheitsbriefe der Wittelsbacher für Tirol, in: Tiroler Heimat Bd. 46/47, Innsbruck 1983, S. 9–37. – Derselbe: Die bisher gescheiterten Extraditionsverhandlungen zwischen Österreich und Bayern, in: Scrinium, Zeitschrift des Verbandes österr. Archivare, Heft 21, 1979, S. 3–25. – Derselbe/Peter Moser, Innsbrucker Schatzarchiv-Urkunden in München (= Tiroler Geschichtsquellen, Bd. 10, 1989) S. 34.
- 3 Die Wiederentdeckung, kanzleigeschichtliche Zuordnung und Klärung der Rückvermerke verdanke ich Herrn Archivdirektor Dr. Joachim Wild vom Hauptstaatsarchiv München.
- 4 Hauptstaatsarchiv München: Pfalz-Neuburg, Auswärtige Staaten, Nr. 530 (= A); Kaiser-Ludwig-Selekt (KLS) Nr. 839 (= B) und Nr. 840 (= C); Tiroler Landesarchiv (TLA), Landschaftliches Archiv, Urk.-Nr. 1 (= D), Nr. 2 (= E).
- 5 Max Vancsa, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden (= Preisschriften), Leipzig 1963 (1895). – Helmut Bansa, Studien zur Kanzlei Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1329), in: Münchener Historische Studien, Abteilung Geschichtliche Hilfswissenschaften (Kallmünz/Opf. 1968). – Derselbe: Zum Problem des Zusammenhanges von Formular und Registereintrag, in: DA 29 (Köln, Wien 1973), S. 529–550.
- 6 Franz Pfeiffer, Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Bayern, in: Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, Jg. IX, 1864, S. 159–173.
- 7 Herrn Dr. Max Siller bin ich für diesen interdisziplinären Gedankenaustausch zu besonderem Dank verpflichtet.
- 8 Wie Anm. 4 – Peter Moser, Zur Kanzlei- und Archivgeschichte der Tiroler Freiheitsbriefe vom 28. Januar 1342, in: Tiroler Heimat, Bd. 46/47, 1983 S. 38–52. – Woldemar Lippert, Zur Geschichte Kaiser Ludwigs des Bayern, in: MIOG, Bd. XIII, 1892, S. 586–618.
- 9 Josef Riedmann, Karl IV. und die Bemühungen der Luxemburger um Tirol, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, 1978, S. 775–796.
- 10 Alfons Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, Innsbruck 1864, S. 7f und S. 155. – Ernst Schwind und Alfons Dopsch, Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte, Innsbruck 1895, S. 179.
- 11 Franz Huter, Der Eintritt Tirols in die Herrschaft Österreich (1363), in: Tiroler Heimat, Bd. 24, 1962, S. 17 u. S. 20. – Riedmann, Karl IV., S. 789. – Justinian Ladurner, Volkmar von Burgstall, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols, 2. Jg., 1865, S. 167f.
- 12 Flamin Heinrich Haug, Ludwigs V. des Brandenburgers Regierung in Tirol (1342–1361), in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, Jg. III, S. 257–308, Sonderdruck, Innsbruck 1906, S. 18ff. – Huber, Vereinigung, S. 35, Anm. 1.
- 13 Alphons Lhotsky, Geschichte Österreichs (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtsquellen, Bd. 10), Reg.-Nr. 71, 72. – Albert Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung, Bd. II, Teil 1, S. 80f.
- 14 Iohannis abbatis Victoriensis: Liber certarum historiarum, in: Monumenta Germaniae, Bd. 36/2 (Hannover und Leipzig 1910), S. 223. – Filippo Villani, in: Rerum Italicarum scriptores, Bd. 14 (Mailand 1729). Spalte 744. – Die Erzählung Villanis wurde nach 1360 niedergeschrieben. – Huber, Vereinigung, S. 35, Reg.-Nr. 68–76. – Hölzl/Moser, Tiroler Geschichtsquellen, Bd. 10, Reg.-Nr. 71–73. – Haug, Regierung, S. 21f.
- 15 Huter, Eintritt, S. 14–16. – Riedmann, Karl IV. S. 791.
- 16 Huber, Vereinigung, Reg.-Nr. 78, 79, Haug, Regierung, S. 21.
- 17 Huber, Vereinigung, Reg.-Nr. 29, 82. – Hermann Wiesflecker, Meinhard II. (= Schlern-Schriften, Bd. 124), 1955, S. 108 ff.
- 18 Hölzl, Die Freiheitsbriefe der Wittelsbacher für Tirol, in: Tiroler Heimat, Bd. 46/47, 1982/83, S. 9ff.
- 19 Riedmann, Karl IV., S. 790. – Huber, Vereinigung, S. 43.
- 20 Haug, Regierung, S. 25, Anm. 4, und S. 26.
- 21 Brandis, Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, Innsbruck 1850, S. 55f.
- 22 Karl Böhm, Das Tiroler Landesarchiv, Innsbruck 1911, S. 9f. – Nikolaus Grass, Albert Jäger, in: Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. II, S. 317–330.

- 23 Rudolf Kink, Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols, Innsbruck 1850, S. 490f.
- 24 Alphons Huber, Vereinigung, S. 155f.
- 25 Ebenda, S. 7f, S. 37 und Reg.-Nr. 78–76.
- 26 Egger, Bd. I, Innsbruck 1872, S. 375f.
- 27 Jäger, *Geschichte der Landständischen Verfassung*, Bd. II/1, S. 80. – Egger, *Die Tiroler und Vorarlberger*, S. 97f. – TLA, Kodex 125, 126, 195 und besonders 511 betr. Landesfreiheiten.
- 28 Haug, S. 24 und S. 27, Anm. 3.
- 29 Vgl. Vorwort zur *Tiroler Heimat*, Bd. I, Innsbruck 1921. – Otto Stolz, *Landesverfassung*, in: *Tiroler Heimat*, Bd. II, 1922, S. 39–53.
- 30 Stolz, ebenda, S. 42f.
- 31 Wretschko, *Zur Geschichte der Tiroler Landesfreiheiten*, in: *Schlern-Schriften*, Bd. 9, Innsbruck 1925, S. 309–334.
- 32 Huter, *Rudolf der Stifter und die Tiroler Städte* (= *Tiroler Wirtschaftsstudien*, Bd. 25, 1971), S. 41ff. – Huber, *Vereinigung*, Reg.-Nr. 384. – Wretschko, *Landesfreiheiten*, S. 317f.
- 33 Stolz, *Die Magna Charta des Landes Tirol*, in: *Tirol, Natur, Kunst, Volk, Leben*. II. Folge, Heft 1, Innsbruck 1929; hgg. von der *Tiroler Landesverkehrs-Zentrale*, S. 8–17.
- 34 Stolz, *Die älteste Verfassungsurkunde der Tiroler Landschaft*, in: *Tiroler Heimatblätter*, Jg. 15, 1937, Heft 4, S. 98–102.
- 35 Huter, *Rudolf der Stifter*, S. 9ff. – Stolz, *Geschichte des Landes Tirol*, Innsbruck 1955, S. 466.
- 36 Huter, *Der Eintritt Tirols in die Herrschaft zu Österreich (1363)*, in: *Tiroler Heimat*, Bd. 24, 1962, S. 16–21, S. 30. – Derselbe, *Tirol im 14. Jh.*, in: *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jh.* (= *Vorträge und Forschungen*, Bd. XIV, 1971), S. 369–387. – Riedmann, *Karl IV.*, S. 790.
- 37 Hans Gampers Rede, in: *Stenographische Berichte des Tiroler Landtages 1961*, vgl. Anm. 1. Gampers Verdienst war es, daß die Schenkungsurkunde Margarethes vom 26. Jan. 1363 zur 600-Jahr-Feier 1963 von München wieder dem TLA zurückgegeben wurde. – Huber, *Über die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe*, Wien 1860. – Heinz Lieberich, *Was bedeutete Tirol für Bayern in der Vergangenheit?* in: *Bayern – Staat und Kirche, Land und Reich* (= *Archiv und Wissenschaft*), S. 361ff. – Karl Bosl, *Stände und Territorialstaat in Bayern im 14. Jh.*, in: *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jh.* (= *Vorträge und Forschungen*, Bd. IVX, 1971), S. 346f.
- 38 Redlich/Ottenthal, *Archiv-Berichte aus Tirol*, Bd. II, S. 393. Reg.-Nr. 1988. – Hölzl, *Gerichts- und Gemeindearchiv Pfunds* (= *TGQ*, Bd. 12, Innsbruck 1982), Reg.-Nr. 2a, 2b. – TLA, Kodex 195, fol. 22, Kodex 511, fol. 29, Kodex 3080, fol. 4 und Kodex 126, fol. 10.
- 39 Hölzl/Moser, *Schatzarchivurkunden*, Reg.-Nr. 74.
- 40 Hölzl, *Extraditionsverhandlungen*, S. 5f. – Brandis, *Landeshauptleute*, S. 380f. – TLA *Landschaftliches Archiv*, Urk. Nr. 35. – *Archiv-Berichte*, Bd. II, Reg.-Nr. 1988.
- 41 Hölzl, *Die Freiheitsbriefe*, in: *Tiroler Heimat*, Bd. 46/47, 1982/83, S. 27. – Hölzl/Moser, *Schatzarchivurkunden*, Nr. 194. – Vgl. Huter, *Eintritt*, S. 30. – Huber, *Vereinigung*, Reg.-Nr. 324.
- 42 Huber, *Vereinigung*, S. 44–47. – Hölzl/Moser, *Schatzarchivurkunden*, Reg.-Nr. 74/2, und Reg.-Nr. 71–73, derzeit im *Hauptstaatsarchiv München*, KLS Nr. 840, 352, 355 und 356. – Walter Schlesinger, *Zur Geschichte der Landesherrschaft in den Marken Brandenburg und Meißen während des 14. Jh.s*, in: *Der Deutsche Territorialstaat im 14. Jh.*, S. 155f.
- 43 Huber, *Vereinigung*, Reg.-Nr. 29 vom 16. Sept. 1330. – *Ferdinandeumszeitschrift*, Bd. 7, 1832, S. 219f. – Wretschko, *Landesfreiheiten*, S. 313.
- 44 Theo Herzog, *Landshuter Urkundenbuch* (= *Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen*, Bd. XIII); Neustadt an der Aisch 1963, Nr. 467f, 464.
- 45 Karl Ludwig Ay, *Altbayern von 1180 bis 1550* (= *Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern*, Bd. I/2), München 1977, Urk.-Nr. 274, 353.
- 46 Ay, ebenda, Urk.-Nr. 159, 118.
- 47 Huber, *Vereinigung*, Reg.-Nr. 293 vom 26. Jan. 1363.
- 48 Vgl. dazu Heinz Lieberich, *Was bedeutet Tirol für Bayern?* S. 361. – Stolz, *Der geschichtliche Inhalt der Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten von 1288–1350* (= *Schlern-Schriften*, Bd. 175), S. 15f.
- 49 Vgl. Vorwort zur *Tiroler Heimat*, Bd. I, Innsbruck 1921, S. 3.
- 50 Hölzl, *Die Freiheitsbriefe*, in: *Tiroler Heimat*, Bd. 46/47, S. 5–37. – Riedmann, *Mittelalter*, in: *Geschichte des Landes Tirol*, Bd. I, S. 421. – Rudolf Harb/Sebastian Hölzl/Peter Stöger, *Tirol, Texte und Bilder zur Landesgeschichte*, Innsbruck 1985, 2. Auflage, S. 64.
- 51 Auer, *Der große Freiheitsbrief von 1342 – die „Magna Charta“ Tirols*, in: *Die Tiroler Schützenkompanien*, Vomp 1989, S. 14f.
- 52 Werner Köfler, *Land–Landschaft–Landtag, Geschichte der Tiroler Landtage von den Anfängen bis zur Aufhebung der landständischen Verfassung 1808* (= *Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs*), Bd. 3, Innsbruck 1985, S. 41.

Sebastian Hölzl, geboren 1945 in Niederndorferberg, Matura 1965 an der Lehrerbildungsanstalt Innsbruck, Lehrer an Volks- und Hauptschulen in Telfs, Zirl, Wattens und Innsbruck bis 1973, Studium in den Fächern Germanistik, Kunstgeschichte und Geschichte von 1966 bis 1972 an der Universität Innsbruck, seit 1973 Archivar am Tiroler Landesarchiv, Absolvent der Bayerischen Archivschule in München. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Ortschroniken von Tiroler Gemeinden, Tiroler Schulgeschichte, Tiroler Erbhofgeschichte und Tiroler Landesgeschichte im Spätmittelalter.

Kaiser Maximilian I.

Kaiser Maximilian I. war bei breiteren Bevölkerungsschichten – wenigstens im letzten Jahrzehnt des 15. und im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts –, insbesondere im Land Tirol, sehr beliebt.¹ Hermann Wiesflecker charakterisierte die Beliebtheit Maximilians I. wie folgt: „Die zeitgenössischen Chroniken sind voll von Anekdoten über seine menschlichen Vorzüge, seine verschwenderische Freigebigkeit, seinen köstlichen Humor, seine treffenden Redensarten, seine Vorliebe für Kunst und Künstler, seine Aufmerksamkeit gegenüber schönen Frauen, die ritterliche Kühnheit im Turnier und auf der Jagd.“² Freilich war daran nicht nur sein freundliches Auftreten, auch gegenüber dem einfachen Mann, ebensowenig auch nur seine Jagd-, Turnier- und Kampfleidenschaft Ursache, sondern seine Beliebtheit gründete sich vor allem auf den Umstand, daß Kaiser Maximilian I. sich bevorzugt in Tirol aufhielt³ und hier auch in rechtlicher Hinsicht vieles zugunsten der Tiroler Bevölkerung veränderte.⁴ Zahlreiche Legenden ranken sich infolge der Beliebtheit um die Persönlichkeit Kaiser Maximilians I. und überlagern vielfach den wahren Kern bis zum heutigen Tage.

Wir wollen uns in der Folge mit nachstehenden Komplexen und deren Legendenbildung etwas näher befassen: 1. Die Verwaltung unter Maximilian I. 2. Die Gesetzgebung des Landesfürsten und Kaisers in Tirol, 3. Die Jagdleidenschaft Maximilians, 4. Das Landlibell vom Jahre 1511, 5. Der Sinnspruch Maximilians I. „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“ und 6. eine Zusammenfassung.

1. Die Verwaltung unter Maximilian I.

Ein Herrscher, dessen Machtsphäre im Westen an der flandrischen Küste begann, im Osten aber nur bis Hainburg reichte, konnte eigentlich nicht gut in Wien residieren. Kaiser Maximilian I. verlegte deshalb auch seine Residenz nach Innsbruck.⁵

Schon bei seinem ersten Auftreten im Land Tirol fand der damals noch junge König sowohl beim noch regierenden Landesfürsten Erzherzog Sigmund von Tirol-Österreich als auch beim Tiroler Landvolk viel Anklang.⁶ Tatsächlich entpuppte sich der damalige König Maximilian als „Saubermann“. Nachdem nämlich Erzherzog Sigmund das Land Tirol aufgrund der Einflüsterung der sogenannten „bösen Räte“ fast an Bayern verkauft hätte⁷, begann Maximilian sofort nach Regierungsantritt mit der Säuberung der Räte durch Einsetzung von teilweise landfremden Vertrauensleuten.⁸ Obwohl Kaiser Maximilian I. sich in diesem Kampf gegen die Räte auf die eigenen Landstände verlassen konnte, zog er dann seine Reform der staatlich-landesfürstlichen Behörden im Land Tirol unter weitestgehendem Ausschluß landständischer Mitwirkung durch.⁹

Bei dieser Verwaltungsreform, die der noch junge König Maximilian zuerst in Tirol durchführte¹⁰, hatte er wahrscheinlich vor Augen, daß die verschiedenartigsten Länder

seiner Monarchie durch einheitliche Verwaltungen zu einem Gesamtstaat zusammengefaßt und die landständischen Regierungen durch ein straffes landesfürstliches Regiment ersetzt gehören.¹¹ Eine Maßnahme, die dem Landvolk – also den Landständen – nicht unbedingt sympathisch erscheinen mußte und die sehr viel Fingerspitzengefühl seitens des Königs erforderte.¹² Aber dem einfachen Bauern, der sich durch feudale Zwischengewalten – wie diese die Landstände nun einmal darstellten – eher unterdrückt fühlte, konnte dieses „Mehr“ an Staatlichkeit, an Staat und damit auch eine deutlichere Transparenz der Verwaltung nur recht sein. Kaiser Maximilian I. führte anstelle der alles überwuchernden feudalen Verwaltung eine echte staatliche Bürokratie ein. Der noch junge König Maximilian ließ das ein- und ausgehende Geld mehrfach kontrollieren, und tatsächlich war auch eine Effizienz der Einnahmensteigerung nicht zu leugnen. Innerhalb der Jahre 1490 bis 1492 stiegen die Einnahmen der landesfürstlichen Tiroler Kammer nahezu auf das Dreifache.¹³

Auch ein zentrales Hausarchiv wollte Kaiser Maximilian I. in Innsbruck gründen.¹⁴

Die Verwaltungsreformen Kaiser Maximilians I. in Tirol durch Ersetzung ständischer Behörden durch obrigkeitlich verpflichtete Beamte wurden dann in der niederösterreichischen Ländergruppe wiederholt.¹⁵

Natürlich gab es neben den gefühlsmäßigen Bindungen des Kaisers zum Land Tirol, die vor allem mit seiner Jagdleidenschaft zusammenhängen dürften¹⁶, auch sehr pragmatische Gründe, weshalb sich Kaiser Maximilian bevorzugt in Tirol aufhielt, nämlich die reichen Silber- und Kupfergruben, die sich im Land Tirol damals fanden.¹⁷ Tirol war an der Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit wohl das reichste Land Europas, und tatsächlich plante Kaiser Maximilian I. Tirol zu einem Kurfürstentum erheben zu lassen.¹⁸ Dieser Plan scheiterte jedoch am Widerstand des Kurfürstenkollegiums.¹⁹

So konsequent die Maßnahmen Kaiser Maximilians I. für die Verwaltung Tirols auch ausgesehen haben mögen, so wurden diese doch durch sein eigenes Unvermögen und auch durch seine eigene Schulden immer wieder durchbrochen.²⁰ Erich Zöllner formulierte dies einmal markant, indem er schrieb: „Nicht gerade dauerhaft war das Organisationswerk Maximilians bei der Neuordnung der Verwaltung der österreichischen Länder, doch ist er als der große Anreger aus der Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung nicht wegzudenken. An seine Leistungen anknüpfend, richtete sein Enkel Ferdinand I. eine in den Grundzügen beständige Behördenorganisation auf.“²¹ Die Tiroler Bevölkerung sah aber weniger das Scheitern der Reformen als den Versuch, eine verstärkte und vermehrte Transparenz der Verwaltung anstelle des sie überwuchernden Feudalismus zu stellen. Der gemeine Mann, der einfache Bewohner sah weniger die oft kläglich – auch wegen der Sprunghaftigkeit Maximilians – gescheiterten Versuche, zentrale Finanzbehörden aufzubauen²², als vielmehr den Versuch, die Finanzverwaltung aus den Reihen der oft recht egoistisch handelnden Landstände in die staatliche Bürokratie zu bringen.

Eine umfangreiche erstmals durch Buchdruck vermehrte Propaganda unterstützte wie in allen Fällen auch in der Einführung zentraler Finanzbehörden das hoheitliche Wollen und machte so dem einfachen Mann bewußt, wie groß die Leistungen Kaiser Maximilians I. waren.²³

Allerdings mangelte es dem Kaiser an Konsequenz, nachdem er die Landstände zur Finanzierung seiner sehr kostspieligen Kriege wieder gebraucht hatte, hofierte er den Ständen ganz entgegen seiner sonstigen Politik.²⁴

2. Die Gesetzgebung des Landesfürsten und Kaisers in Tirol

Für Zucht und Ordnung im wahrsten Sinn des Wortes sorgte Kaiser Maximilian I. in seiner Funktion als Landesfürst von Tirol durch zahlreiche Gesetze und Verordnungen gerade für das Land Tirol.²⁵ Die Einschränkung der Eigenmacht des einzelnen, die Kodifikation eines extrem strengen Strafrechtes gegen den Widerstand der Landstände und auch der Gerichtsbeamten²⁶ machte Kaiser Maximilian I. nichtsdestotrotz beim einfachen Mann sehr beliebt, weil diesem das neue strenge Strafrecht mehr Sicherheit gab.²⁷ Die groben Mißstände, die insbesondere auf dem Gebiet der Kriminaljurisdiktion hervortraten, und auch die demoralisierende Wirkung eben dieser Mißstände ließen tatsächlich eine rasche Durchführung dieser Reformen schon im Interesse der Sicherheit des einzelnen dringend notwendig erscheinen.²⁸ Die Klagen der Landstände über Mängel im Gerichtswesen beschleunigten diese Reformbestrebungen. Kaiser Maximilian I. versuchte zunächst in Einzelverordnungen, die vielen Fragen des öffentlichen Lebens zu regeln. Schließlich ging er den Plan einer umfassenden Gesetzgebung für das Land Tirol an. Durch ein Rundschreiben vom 9. Juli 1493 berief Maximilian I. Adel, Städte und Gerichte nach Bozen, um hier eine Reform der Kriminalgerichtsbarkeit einzuleiten.²⁹ Es sollte aber bis zum 26. Dezember 1499 dauern, ehe Kaiser Maximilian I. sein Kriminalgesetzgebungswerk unter dem Titel: „Gesatz vnd ordnungen der ynzichten Malefiz Rechten vnd annderer notdurftigen henndeln des lannd der Grauenshaft Tyroll“ erlassen konnte.³⁰

In der Strafrechtsgeschichte hat sich der Name „Halsgerichtsordnung“ oder „Malefizordnung“ eingebürgert.³¹ Mit diesem Titel wird allerdings nur der erste Teil des gesamten Werkes bezeichnet.³² Im zweiten Teil wird dann eine Zusammenfassung verschiedener Verordnungen Erzherzog Sigmunds und Kaiser Maximilians I. gegeben, wo noch weitere Malefizangelegenheiten, das heißt also Blutgerichtsangelegenheiten, prozeßrechtlicher und materiellrechtlicher Natur behandelt werden³³; im allgemeinen wurden jedoch polizeiliche Maßnahmen, das waren damals alle obrigkeitlichen Betätigungen, geregelt.³⁴ Diese Regelungen bedeuteten aber gerade Sicherheit für den schwachen oder ohnmächtigen Mann, der sonst oft den feudalen Zwischengewalten ausgeliefert war. Demgegenüber bedeutete die Halsgerichtsordnung doch eine Abkehr von der völligen Willkür der feudalen Gerichtsbarkeit. Der Staat als solcher war nicht so bestechlich wie irgendwelche Stände, die die personelle Gerichtsbarkeit ausübten.

Im Jahre 1500 wurde die Malefizordnung Kaiser Maximilians I. gedruckt und damit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.³⁵ Inhaltlich freilich steht die auch „Tirolensis“ genannte Halsgerichtsordnung ganz auf dem Boden des heimischen Rechtes.³⁶ Die „Tirolensis“ sollte ganz einfach – übrigens durch außerordentlich strenge Strafen – die Unsicherheit bei der Strafrechtspflege beseitigen, daraus „missbrauch“ entstanden sei.³⁷ Auch im Tiroler Berg- und Forstwesen sorgte Kaiser Maximilian I. für klare, obrigkeitliche Verhältnisse, die den Untertanen weit lieber waren als die regional-feudalen Ordnungen.³⁸ Allerdings nahm Kaiser Maximilian I. der bäuerlichen Bevölkerung durch die nachdrückliche Betonung seiner Obrigkeit, seiner Allmacht auch die in der Selbstverwaltung der dörflichen Gemeinschaft stehenden Rechte an den Allmenden – an den Gemeinnutzungen, die sowohl die Holznutzungen als auch Viehweiden und die politische Selbstverwaltung umfassen konnten.³⁹ Ob allerdings dieser Umstand der damaligen Bevölkerung schon bewußt war, muß dahingestellt bleiben.⁴⁰ Andererseits hatte aber ge-

rade Kaiser Maximilian I. den Tiroler Bauernstand im Sinne der Transparenz gefördert, indem er beispielsweise im Jahre 1502 verfügte, daß alle Urbargüter, die der Grundherrschaft des Landesfürsten unterstellt waren und die nur als extrem kurzfristige Freistifte an ihre Bauleute vergeben waren, in Erbleihen umzuwandeln seien, weil diese landesfürstlichen Urbargüter nur von ihren Inhabern – also Besitzern – vorsorglich bewirtschaftet werden können⁴¹.

Aus dem gleichen Grunde empfahl Kaiser Maximilian I. auch sämtlichen Stiftern Tirols, die Freistift – also die willkürliche Abstiftung des einzelnen Bauern – doch möglichst rasch in eine Erbleihe umzuwandeln.⁴²

Einerseits haben wir also ein sehr strenges Recht, das ausdrücklich den obrigkeitlichen Anspruch Kaiser Maximilians I. über Tirol dokumentiert, andererseits haben wir aber auch Versuche, die Besserstellung der Bauern wie übrigens auch der Bergknappen⁴³, die natürlich von der überwiegend aus Bauern und Knappen bestehenden Tiroler Bevölkerung sehr begrüßt wurde – ohne daß sie der Gefahr eines allmächtigen Überwachungsstaates zunächst sahen.

3. Die Jagdleidenschaft Maximilians

Diese Leidenschaft trug doch sehr wesentlich zur Popularität Kaiser Maximilians I. bei der Tiroler Bevölkerung bei. Durch die Jagd nämlich konnte auch der einzelne Bauer am ehesten in Berührung mit dem Kaiser kommen, und dieser Kontakt war auf alle Fälle für den Kaiser äußerst vorteilhaft; andererseits waren die Bauern, mit den Kaiser Maximilian I. in Kontakt kam, natürlich sehr stolz darauf, daß der Kaiser mit ihnen persönlich gesprochen hatte und verziehen dem Kaiser so manche Untat. Zahlreiche Legenden rankten sich um das Jagdfieber des Kaisers, das wahrscheinlich mitverantwortlich dafür war, daß Kaiser Maximilian I. sich am liebsten in Tirol aufhielt.⁴⁴ Seine Lieblingsjagd war die Gamsenjagd.⁴⁵ Jagdordnungen aus der Zeit Maximilians I. zeigen deutlicher als früher den hoheitsrechtlichen Standpunkt, den Kaiser Maximilian I. einnahm.⁴⁶ Freilich durch seine Umgänglichkeit, durch seinen Witz wußte er die Bedenken der Bauern in dieser Richtung zu zerschlagen, zumal ja das Jagdregal ohnehin schon weit über hundert Jahre beim Landesfürsten lag.⁴⁷ Kaiser Maximilian I. jagte in den Talniederungen und im Mittelgebirge vor allem Hirsche und im Hochgebirge Gamsen.⁴⁸ Diese umfangreiche und durch nichts zu bremsende Jagdleidenschaft des Herrschers hatte natürlich auch direkte Nachteile für die Bevölkerung und wurde von Teilen der Bauernschaft nur mit Murren zur Kenntnis genommen. So wurde beispielsweise den Bauern verboten, die für sie schädlichen Tiere zu jagen, und Kaiser Maximilian I. machte damit den Bauern einen wirksamen Schutz gegen Wildschäden unmöglich⁴⁹. In der Folge kam es zu ausgesprochenen Mißständen. Ein glaubwürdiger Bericht versichert uns, daß die Gamsen bei Zirl bis in die Felder der Talebene herabkamen und sich dort gütlich taten.⁵⁰ Am Ausschußlandtag in Innsbruck im Jahre 1518 wurde Klage geführt, daß der Kaiser sich hinreißen lasse, Wilddiebe mit dem Tod zu bestrafen.⁵¹

Der da und dort anklingende und im zweiten Dezennium des 16. Jahrhunderts stärker werdende Dissens mit der willkürlichen, weil obrigkeitlichen Politik Kaiser Maximilians I. wurde durch die umfangreiche Propaganda, die vom Hofe Maximilians I. ausging, verdeckt.⁵² Diese Propaganda, die sich bereits des Buchdruckes bediente, setzte ganz bewußt das umgängliche Wesen, die umgänglichen Charakterzüge des Kaisers ein.⁵³ Was

dann nach fünfzig oder hundert Jahren noch übrigblieb, war der Stolz der einfachen Bevölkerung, daß Kaiser Max – wie er in Tirol volkstümlich genannt wurde – in ihrer Heimatregion, in ihrem Tal sich mehrfach aufgehalten und auch persönlichen Kontakt zu einzelnen Bauern oder Forstknechten hatte. Vergessen war nach fünfzig oder hundert Jahren das Murren, das Aufmucken der Bauern gegen die eiserne Hand der Obrigkeit, geblieben war das Bild eines alles überstrahlenden Herrschers, der dieser oder jener Gegend die Ehre gegeben hatte, sie zu besuchen und in ihr zu jagen.

4. Das Landlibell vom Jahre 1511

Kaiser Maximilian I. schuf mit seinem Landlibell vom 23. Juni 1511 im Einvernehmen mit den Tiroler Landständen die Grundlage der bis ins 19. Jahrhundert dauernden militärischen Sonderstellung Tirols.⁵⁴ Dabei ging es hauptsächlich um Kriegshilfe zur Landesverteidigung. Dieses Landlibell⁵⁵ bestimmte für den Fall einer feindlichen Bedrohung des eigenen Landes ein gestaffeltes Aufgebot, Zuzug genannt, in der Höhe von 1000 bis maximal 20.000 Mann.⁵⁶ Die Gesamtkosten wurden für den Fußknecht auf vier Gulden und für den Reiter auf zehn Gulden pro Monat festgesetzt. Auf Grund dieses Landlibells waren die Bewohner Tirols allein zur Verteidigung ihrer Grenzen verpflichtet.⁵⁷ Ein Umstand, der den einzelnen Tiroler mit Stolz erfüllte; durfte er sich doch selbst bewaffnen. Das Waffentragen galt natürlich schon seit jeher als Symbol der Freiheit.

Die Bischöfe von Brixen und Trient wurden ausdrücklich verhalten, mit der Grafschaft Tirol an deren Pflichten und Lasten teilzunehmen, dafür wurden sie wie die Grafschaft Tirol von jedem Beitrag zur Heerfahrtspflicht des Reiches enthoben, weil die Verteidigung des Landes Tirol als Grenzland des Reiches stets auch dessen Sicherheit diene. Das Landlibell vom Jahre 1511 traf dann neben den Anordnungen über die Stärke des Aufgebotes auch solche über den Einsatz, die Ausrüstung und Verpflegung. Ausdrücklich wurde darin auch festgehalten, daß das Tiroler Aufgebot nur zur Verteidigung des Landes Tirol, nicht aber für Kriege außerhalb desselben verwendet werden dürfe. Für die Abwehr einer plötzlich erscheinenden Gefahr war ein Landsturm aus allen waffenfähigen Männern im Alter von 18 bis 60 Jahren vorgesehen. Jedem Bewohner Tirols stand das Recht zu, Waffen zu tragen. Die Bestimmungen im Landlibell des Jahres 1511 bezüglich Brixen und Trient verstärkten natürlich die Tendenz, die reichsrechtlich selbständigen Fürstentümer immer mehr dem Tiroler Landesfürstentum zu unterstellen. Dies alles war verfassungsrechtlich ebenso wichtig wie eine weitere Bestimmung des Libells vom Jahre 1511, daß nämlich der Landesfürst von Tirol nur mit Zustimmung der Tiroler Landstände einen Krieg beginnen dürfe, in dem Tirol als unmittelbare Basis des Unternehmens diene.⁵⁸

Der Grund, weshalb nun Kaiser Maximilian I. entgegen seiner sonstigen Politik die Tiroler Landstände begünstigte – sonst trachtete ja der Kaiser, zugunsten seiner obrigkeitlichen Gewalt die politische Mitwirkung der Landstände möglichst auszuschalten –, lag anscheinend darin, daß vor allem das Land Tirol – mehr als die übrigen österreichischen Länder – die Knechte für die venezianischen Kriege stellte, während das Reich überhaupt durch Abwesenheit glänzte.⁵⁹

Durch diese Leistung war Kaiser Maximilian I. gleichsam moralisch verpflichtet, sich die Tiroler Landstände warmzuhalten.

Allerdings ist diese Rücksichtnahme auf die Tiroler Landstände nicht nur durch den Krieg gegen Venedig und das Gros des Tiroler Aufgebots in diesem Krieg zu erklären, sondern ist auch in der Sprunghaftigkeit der maximilianischen Politik und in seinem endlosen Schuldenmachen zu suchen.⁶⁰ Durch seine schier unvorstellbaren Schulden war der Kaiser doch wieder auf die Gunst der Landstände angewiesen.

Dadurch aber, daß der Kaiser jedem Bewohner Tirols gestattete, sich selbst zu bewaffnen, hatte er den Stolz jedes einzelnen Tirolers gegenüber den anderen Angehörigen Österreichs oder auch des Reiches derart gefördert, daß er andererseits durchaus auch der Tiroler Bevölkerung alte Rechte wegnehmen konnte. Der Stolz der Tiroler Bevölkerung überwog bei weitem.

5. Der Sinnspruch Maximilians I.: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“

Sicherlich hatte Kaiser Maximilian I. durch seine gezielte Heiratspolitik das Habsburgerreich beträchtlich ausgedehnt.⁶¹ Tatsächlich aber genügte dieses Instrument des Heiratsens dem temperamentvollen Kaiser für seine Gebietserweiterungen nicht mehr. Der Kaiser, der scheinbar nie zu sparen brauchte, führte neben seiner Heiratspolitik noch zusätzlich eine äußerst aufwendige Kriegspolitik⁶², die ihm nach und nach sehr viel Sympathien auch in Tirol kostete, da gerade der Krieg gegen Venedig, den hauptsächlich das Land Tirol zu bestreiten hatte, zu den kostspieligsten und langdauernden Unternehmungen Kaiser Maximilians I. zählte.⁶³ Die wirklich durch riesige Silberfunde reichen Finanzen des Landes Tirol wurden durch Kaiser Maximilian I. weit über Gebühr beansprucht.⁶⁴ Nicht zuletzt, da sich ja die oberdeutschen Unternehmerfamilien durch Darlehen an den Kaiser in die Silber- und Kupfergruben des Landes Tirol einkauften.⁶⁵ Kaiser Maximilian I. mußte immer wieder Landtage in Tirol einberufen, die die Steuern zu bewilligen hatten, obwohl Kaiser Maximilian I. an und für sich die Landstände zugunsten seiner zentralistischen, staatlichen Hoheitspolitik eher zur Bedeutungslosigkeit herabsinken lassen wollte.⁶⁶ Tatsächlich kam von diesen jetzt immer wieder einberufenen Landtagen, die ständig neue Steuern und Truppenaufgebote bewilligen sollten, vermehrt Beschwerden über die verschwenderische Politik des Landesfürsten und Kaisers.⁶⁷ Man klagte über die ständig steigenden Kriegssteuern, über neue Zölle, über die Ausprägung immer schlechter werdender Münzen und jetzt auch über die enorm großen Schäden durch das Wild.⁶⁸ Jetzt, im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, war das Maß voll. Kaiser Maximilian I., der angesichts des völligen Zusammenbruches seiner italienischen Kriegspolitik und dementsprechend auch seiner Finanzen seinen Ländern eine neue Ordnung geben wollte⁶⁹, mußte sich schließlich auf die Forderungen seiner Länder – insbesondere Tirols – nach mehr Mitbestimmung bei der Regierung einlassen.

Wie sehr die kaiserliche Autorität jetzt auch im Land Tirol an Ansehen eingebüßt hatte, erfuhr Kaiser Maximilian I. im Jahre 1518, als die Innsbrucker Wirte dem Gefolge des Kaisers die Unterkünfte verweigerten, weil die alten Schulden, die der Herrscher bei den Innsbrucker Wirten hatte, noch nicht beglichen waren⁷⁰.

Voll des Zornes gegen das Land Tirol, das doch zweifellos ein Mittelpunkt im bewegten Leben des Kaisers war, verfügte dieser wenige Tage vor seinem Tod in Wels in der Nacht vom 30. auf 31. Dezember 1518 die Beisetzung seines Leichnams in der St.-Georgs-Kir-

che in Wiener Neustadt und nicht wie geplant in der Innsbrucker Hofkirche. In Wiener Neustadt wurde er dann auch nach seinem Tod, der am 12. Jänner 1519 erfolgt war, begraben.⁷¹

6. Zusammenfassung

Es gab und gibt auch heute noch kein einheitliches Maximilian-Bild in der Tiroler Bevölkerung. Sicherlich trug die zum ersten Mal einsetzende Propagandamaschinerie das ihre dazu bei, daß der Herrscher mystisch verklärt erschien.⁷² Die wild wuchernden Genealogien des Kaisers sollten ihn natürlich vom einfachen Volk abheben.

Wir haben uns indes zu fragen, wie war die Persönlichkeit des Kaisers Maximilian I. wirklich, und wie war und wie ist sein Bild bei der Tiroler Bevölkerung.

Zweifellos war Maximilian I. eine äußerst kraftvolle, eine vitale Persönlichkeit. Die frühe Entwicklung des jungen Maximilians stand stark unter dem Einfluß seines frommen Elternhauses und der nicht immer glücklich ausgewählten Erzieher. „Der Unterricht war ein ständiger Kleinkrieg zwischen dem störrischen, zur Maßlosigkeit neigenden Knaben und einem handfesten Schlägerich als Lehrer, der wohl mit Recht klagte, daß der trotzig Knabe, anstatt zu lernen, mit dem Mundwerk ‚die Welt erobern‘ wolle. Vielleicht waren gerade diese frühen Spannungen ein erster Ansporn zu besonderen Leistungen in ganz anderer Richtung.“⁷³

Offenbar vom Vater erbte Kaiser Maximilian I. das hohe Autoritätsbewußtsein, Beharrlichkeit und Ausdauer im Festhalten gesteckter Ziele und den mystischen Glauben an die Sendung seines Hauses. Der Kaiser war ein gerader Mensch von rücksichtsloser Offenheit, die nicht selten in Derbheit ausartete. Daneben war aber Kaiser Maximilian I. auch sehr witzig und wußte auch seine Scherze immer wieder treffend einzusetzen. Neben echten Witzbolden hatte freilich Kaiser Maximilian I. auch ordinäre Possenreiter stets um sich. Die Erfahrungen des Erbfolgekrieges, der Bürgerkrieg mit seinen „Blutorgien“, auch ein guter Schuß an Härte, an Grausamkeit, ja auch an Machtbesessenheit prägten das Wesen des Kaisers.

Die großen Erfolge in jungen Jahren verführten Kaiser Maximilian I. dazu, das Wagnis zu steigern und immer maßlosere Ziele ins Auge zu fassen. Der väterliche Autoritätsbegriff gewann dann in Burgund noch zusätzlich Gestalt durch eine persönliche Gottähnlichkeit des Kaisers, die auch Maximilian I. in dunklen Bildern andeutete. Die Propaganda fand es später für richtig, Kaiser Maximilian I. mit den größten geschichtlichen Vorbildern zu messen, mit Alexander dem Großen, mit Cäsar und mit Karl dem Großen. Er selbst verglich hin und wieder seine Sorgen mit den Leiden Christi.

Allerdings fehlte es dem Kaiser auch nicht an Selbstkritik.⁷⁴

Herausragend bei der Persönlichkeit des Kaisers waren aber zwei äußerst prägnante Eigenschaften, nämlich einmal die nahezu geniale Sprunghaftigkeit, die doch mit dem universal interessierten Geist zusammenhing, und zweitens sein Nicht-umgehen-Können mit dem Geld.

Sein Bild beim Volk war vor allem durch die Propaganda vorgezeichnet, die dann noch zusätzlich im 19. Jahrhundert eine romantische Verklärung erfuhr, nämlich als der abgehobene Herrscher, als der deutsche Fürst, als der humanistische, als der künstlerische Kaiser, als der letzte Ritter.

Bei der Tiroler Bevölkerung war er Ende des 15. Jahrhunderts überaus beliebt – diese Beliebtheit ist ihm, der sehr viel gerade für die bäuerliche Bevölkerung getan hat, eigentlich bis heute geblieben. Die im 16. Jahrhundert immer mehr auftretende Prunksucht des Kaisers, sein Nicht-umgehen-Können mit dem Geld, seine Verschwendung ist dem einen oder anderen wohl bewußt geworden, wurde aber vielfach als Kavaliersdelikt abgetan. Geschickt also konnte offenbar die Propaganda die unermeßlichen Schulden des Kaisers verharmlosen. Auch von der Abhängigkeit des Kaisers von den oberdeutschen Kaufleuten weiß die Propaganda nichts zu berichten. Im Gegenteil, der Kaiser war der freieste Mensch; er konnte jagen und fischen, wo immer er wollte.

Klagen gegen Kaiser Maximilian I. wurden vor allem von den Landständen laut; ob und inwieweit sich die breite Bevölkerung daran anschloß, entzieht sich unserer Kenntnis; zumal sich die Politik der Landstände oft konträr zur Bevölkerung gestaltete. Sicherlich wurden da und dort auch Beschwerden über die Jagdleidenschaft des Kaisers laut; etwa beschwerten sich die Zirler Bauern darüber, daß die Gemsen infolge der Hegung bis in die Talebene kamen und hier sehr große Wildschäden anrichteten. Auch das Wildern selbst wurde zum gefährlichen Unterfangen. Aber nachhaltige Wirkung auf das Maximilian-Bild der künftigen Zeit hatte das alles nicht. Das Maximilian-Bild wurde neben der jetzt sehr massiv und gezielt einsetzenden Propaganda auch vom persönlichen Mut des Kaisers etwa bei seinen Jagdausflügen mitgeprägt. Dieser Mut flößte sicherlich den Bauern großen Respekt ein. Das Maximilian-Bild war aber auch davon geprägt, daß er immer wieder gerade durch seine Jagd- und Fischereileidenschaft mit sehr vielen einfachen Menschen in Kontakt kam.

Zu den bewußt gepflegten Klischees seitens des Hofes zählte auch das vom letzten Ritter, das dann insbesondere zur Zeit der deutschen Romantik weite Verbreitung fand. Selten zuvor und auch danach hatte ein Landesfürst oder auch Kaiser mehr Kriege geführt als Kaiser Maximilian I. Er setzte auch zur Verteidigung Kufsteins bereits Kanonen ein, die den Zweikampf und damit das Rittertum ad absurdum führten.⁷⁵

Trotzdem blieb das Gedächtnis an Kaiser Maximilian I. als den letzten Ritter, der den edlen Zweikampf Mann gegen Mann suchte, bis zum heutigen Tag aufrecht.

- 1 Michael Mayr, Die geschichtliche Grundlage der Sage von Kaiser Max auf der Martinswand, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 1 (1904), S. 66–75; Rudolf Palme, Frühe Neuzeit (1490–1665), in: Geschichte des Landes Tirol, hg. v. Josef Fontana, 2: Die Zeit von 1490 bis 1848, Bozen/Innsbruck/Wien 1986, S. 12 f.
- 2 Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 5: Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, Wien 1986, S. 612.
- 3 Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 3: Auf der Höhe des Lebens. 1500–1508. Der große Systemwechsel. Politischer Wiederaufstieg, Wien 1977, S. 380 ff.; Josef Riedmann, Geschichte Tirols, Wien 1982, S. 91; Palme (wie Anm. 1), S. 12 ff.; Erich Egg/Wolfgang Pfaundler, Maximilian und Tirol, Innsbruck 1992.
- 4 Hermann Wopfner, Das Almendregal des Tiroler Landesfürsten (Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, hg. v. Alfons Dopsch, 3), Innsbruck 1906, S. 102–105; ders., Das Tiroler Freistiftsrecht. Ein Beitrag zur Geschichte des bäuerlichen Besitzrechtes, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 2 (1905), S. 259–263; Otto Stolz, Rechtsgeschichte des Bauernstandes und der Landwirtschaft in Tirol und Vorarlberg, Bozen 1949, S. 219.
- 5 Erich Zöllner, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 7. Aufl., Wien 1992, S. 155.
- 6 Albert Jäger, Der Übergang Tirols und der österreichischen Vorlande von dem Erzherzoge Sigmund an den römischen König Maximilian von 1478 bis 1490, in: Archiv für österreichische Geschichte 51 (1873), S. 371–375; Palme (wie Anm. 1), S. 4.
- 7 Friedrich Hegi, Die geächteten Räte des Erzherzogs Sigmund von Österreich und ihre Beziehungen zur Schweiz 1487–1499. Beiträge zur Geschichte der Lostrennung der Schweiz vom Deutschen Reiche, Innsbruck

1910, S. 103–105 u. 109 f.; Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 2: Reichsreform und Kaiserpolitik 1493–1500. Entmachtung des Königs im Reich und in Europa, Wien 1975, S. 175–201.

- 8 Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 205 ff.
- 9 Eduard Rosenthal, Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns, 1: Vom Ende des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (1180–1598), Würzburg 1889, unveränd. Neudruck: Aalen 1968; Andreas Walther, Die burgundischen Zentralbehörden im Zeitalter Maximilians I., Stuttgart/Berlin 1913; Theodor Mayer, Die Verwaltungsorganisationen Maximilians I. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung (Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, hg. v. Alfons Dopsch, 14), Innsbruck 1920, Wiesflecker (wie Anm. 7), S. 176 ff.
- 10 Nikolaus Grass, Zur Stellung Tirols in der Rechtsgeschichte, in: Festschrift Hermann Baltl zum 60. Geburtstag, dargebracht von Fachkollegen und Freunden, Innsbruck 1978, S. 246 ff.; Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung (Rechtshistorische Reihe 25), Frankfurt a. M./Bern 1983, S. 407 ff.
- 11 Die Verstaatlichung der maximilianischen und ferdinandischen Verwaltung und ihr Vorbildcharakter für andere Territorien betonen besonders Walther (wie Anm. 9) u. Mayer (wie Anm. 9); vgl. auch: Grass (wie Anm. 10), S. 248; Palme (wie Anm. 1), S. 9.
- 12 Hermann Wiesflecker, Maximilian I. Die Fundamente des habsburgischen Weltreiches, Wien 1991, S. 69 f.
- 13 Sigmund Adler, Die Organisation der Centralverwaltung unter Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt, Leipzig 1886, S. 341; Wiesflecker (wie Anm. 7), S. 185.
- 14 Zöllner (wie Anm. 5), S. 158; Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 96 ff.
- 15 Wiesflecker (wie Anm. 3), S. 228–247.
- 16 Egg/Pfaundler (wie Anm. 3), S. 54 ff.
- 17 Etwa: Stephen Worms, Schwazer Bergbau im fünfzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte, Wien 1904; Erich Egg, Schwaz ist aller Bergwerke Mutter, in: Beiträge zur Geschichte Tirols, Innsbruck 1971, S. 259–298; ders., Die Bergleute als neuer Berufsstand im Schwazer Silberbergbau 1450–1550, in: Bergbau und Arbeitsrecht. Die Arbeitsverfassung im europäischen Bergbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Vorträge einer internationalen Tagung, die vom 28. September bis 2. Oktober 1987 in Badgastein stattgefunden hat, hg. v. Karl-Heinz Ludwig/Peter Sika (Böcksteiner Montana 8), Wien 1989, S. 211–222; Rudolf Palme/Wolfgang Ingenhaeff-Berenkamp, Stollen, Schächte, fahle Erze. Zur Geschichte des Schwazer Bergbaus, 3. Aufl., Schwaz 1993.
- 18 Hermann Wiesflecker, Maximilians I. Pläne für ein Kurfürstentum Tirol, in: Tiroler Heimat 29/30 (1966), S. 239–254; Wiederabdruck, in: Beiträge zur Geschichte Tirols, Innsbruck 1971, S. 125–134.
- 19 Wiesflecker (wie Anm. 18).
- 20 Wiesflecker (wie Anm. 3), S. 228 ff.
- 21 Zöllner (wie Anm. 5), S. 157.
- 22 Maximilian unterstellte das Finanzwesen anfangs der Innsbrucker Schatzkammer; diese Unterordnung ließ sich jedoch auf die Dauer gesehen nicht halten, da sich die anderen österreichischen Länder zurückgesetzt fühlten: 1499 wandelte Maximilian I. die Innsbrucker Schatzkammer in eine Raitkammer für Tirol und die Vorlande um. Trotzdem verblieb dieser Raitkammer noch die Kontrollfunktion. 1500 wurde der Raitkammer diese Kontrolle aber entzogen: 1518 gelang es Kaiser Maximilian I. erneut, die Innsbrucker Raitkammer zur obersten gemeinsamen Rechnungskontrolle für die ober- und niederösterreichischen Länder zu machen. Das war aber auch schon der ganze Erfolg, den Kaiser Maximilian I. für seine hochtrabenden Pläne, eine zentrale Finanzverwaltung zu installieren, erreichte, vgl. zusammenfassend: Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 345 ff.
- 23 Peter Diderichs, Kaiser Maximilian I. als politischer Publizist, phil. Diss., Jena 1933; vgl. auch: Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 452 ff.
- 24 Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 4: Gründung des habsburgischen Weltreiches, Lebensabend und Tod 1508–1519, Wien 1981, S. 85.
- 25 Eberhard Schmidt, Die Maximilianischen Halsgerichtsordnungen für Tirol (1499) und Radolfszell (1506), Schloß Bleckede an der Elbe 1949, S. 11 ff.
- 26 Rudolf Palme, Kodifikationsbestrebungen unter Kaiser Maximilian I., in: Velké Kodifikace, hg. v. Miloslav Dolezal/Valentin Urfus, 1, Prag 1989, S. 158.
- 27 Schmidt (wie Anm. 25), S. 15 f.
- 28 Schmidt (wie Anm. 25), S. 6 ff.; Palme (wie Anm. 1), S. 27.
- 29 Hermann Wopfner, Die Lage Tirols zu Ausgang des Mittelalters und die Ursachen des Bauernkrieges (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, hg. v. Georg von Below/Heinrich Finke/Friedrich Meinecke, 4), Berlin/Leipzig 1908, S. 209 f., Nr. 2; vgl. Schmidt (wie Anm. 25), S. 67; Palme (wie Anm. 1), S. 27 f.
- 30 Druck der Halsgerichtsordnung bei Schmidt (wie Anm. 25), S. 94–142; vgl. Werner Köfler, Land. Landschaft. Landtag. Geschichte der Tiroler Landtage von den Anfängen bis zur Aufhebung der landständischen Verfassung 1808, Innsbruck 1985, S. 407 ff.; Palme (wie Anm. 1), S. 28; ders. (wie Anm. 26), S. 159.

- 31 Palme (wie Anm. 1), S. 28.
 32 Schmidt (wie Anm. 25), S. 68; Köfler (wie Anm. 30), S. 407 f.; Palme (wie Anm. 1), S. 28.
 33 Zur Entwicklung der Hochgerichtsbarkeit zur Blutgerichtsbarkeit vgl. noch immer das Standardwerk von Hans Hirsch, *Die hohe Gerichtsbarkeit im Deutschen Mittelalter*, 2. Aufl., Graz/Köln 1958, S. 109 ff.
 34 Schmidt (wie Anm. 25), S. 68; Köfler (wie Anm. 30), S. 407 f.; Palme (wie Anm. 1), S. 28.
 35 Wopfner (wie Anm. 29), S. 210; Schmidt (wie Anm. 25), S. 68 f.
 36 Schmidt (wie Anm. 25), S. 74 ff.; Palme (wie Anm. 26), S. 158 f.; Köfler (wie Anm. 30), S. 407 ff.
 37 Schmidt (wie Anm. 25), S. 70–73.
 38 Es war zweifellos eine der größten Leistungen Kaiser Maximilians I., daß er sowohl das Berg- als auch das Forstrecht aus seiner ständisch-partikularen Bedeutung herausholte, es vereinheitlichte und es ganz seiner direkten Bürokratie unterstellte und es auch dementsprechend im ganzen Land gültig machte; so erließ Kaiser Maximilian I. im Jahre 1517 eine normierte Bergordnung für die vorderösterreichischen Lande, die eine Kopie der schon früher vom Kaiser erlassenen Schwazer Bergordnung darstellte; gleichzeitige Kopie im Tiroler Landesarchiv, Cod. 5151; auch für den Salzbergbau erließ Kaiser Maximilian I. umfangreiche Instruktionen, die wesentlich bürokratischer als alle Ordnungen zuvor, aber dafür auch wesentlich strenger und einheitlicher waren, siehe dazu: *Tiroler Landesarchiv*, Cod. 3178; vgl. auch: Palme (wie Anm. 10), S. 409 ff.; ders., *Die Salzordnungen Maximilians I. für Hall in Tirol und ihre Auswirkungen auf die Produktion*, in: Jean-Claude Hocquet/Rudolf Palme (Hg.), *Das Salz in der Rechts- und Handelsgeschichte. Internationaler Salzgeschichtskongreß 26. September bis 1. Oktober 1990. Hall in Tirol. Kongreßakten*, Schwaz 1991, S. 323 ff.
 39 Wopfner (wie Anm. 4).
 40 Die im 16. Jahrhundert da und dort aufflackernden Bauernkriege könnten ein Hinweis sein, daß sich die Bauern durch das Allmendregal bedroht fühlten, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 109 ff. Aber gerade in Tirol schien die Bauernbewegung erst richtig losgegangen zu sein, als Kaiser Maximilian I. bereits tot war, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 387 f.
 41 Hermann Wopfner, *Das Tiroler Freistiftsrecht. Ein Beitrag zur Geschichte des bäuerlichen Besitzrechtes*, in: *Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs* 3 (1906), S. 29, Nr. 3; vgl. auch: Palme (wie Anm. 1), S. 16.
 42 Wopfner (wie Anm. 41), S. 31 ff., Nr. 5 ff.
 43 Hans Wolfgang Strätz, *Bergmännisches Arbeitsrecht im 15. und 16. Jahrhundert insbesondere nach Tiroler Quellen*, in: *Festschrift Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag*, dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern, hg. v. Louis Carlen/Fritz Steinegger, 1, Innsbruck/München 1974, S. 539 ff.
 44 Etwa: Mayr (wie Anm. 1), S. 66–75; Reinhold von Zingerle, *Zur Sage von Kaiser Max auf der Martinswand*, in: *Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs* 2 (1905), S. 164–166; Waltraud Palme-Comploy, *Martinsberg*, in: *Tiroler Burgenbuch*, hg. v. Oswald Trapp, 6: *Mittleres Inntal, Bozen/Innsbruck/Wien* 1982, S. 63 f.; Egg/Pfaundler (wie Anm. 3), S. 60.
 45 Wopfner (wie Anm. 4), S. 102 ff.; Egg/Pfaundler (wie Anm. 3), S. 58.
 46 Heinrich Oberrauch, *Tirols Wald und Waidwerk. Ein Beitrag zur Forst- und Jagdgeschichte (Schlern-Schriften 88)*, Innsbruck 1952, S. 53 ff.
 47 Karl Dietrich Hüllmann, *Geschichte des Ursprunges der Regalien*, Berlin 1806; Hans Thieme, *Die Funktion der Regalien im Mittelalter*, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung* 62 (1942), S. 57 ff.; Irene Ott, *Der Regalienbegriff im 12. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte* 66 (1948), *Kanonistische Abteilung* 35, S. 234 ff.; Oberrauch (wie Anm. 46), S. 36 ff.; Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 580 ff.
 48 Wiesflecker (wie Anm. 3), S. 441; Palme (wie Anm. 1), S. 12; Egg/Pfaundler (wie Anm. 3), S. 56 ff.
 49 Wopfner (wie Anm. 4), S. 102 ff.; Oberrauch (wie Anm. 46), S. 53 ff.; Palme (wie Anm. 1), S. 12 f.
 50 Wopfner (wie Anm. 4), S. 102 ff.; Palme (wie Anm. 1), S. 13.
 51 Wopfner (wie Anm. 4), S. 102 ff.
 52 Schon in den Niederlanden hatte Kaiser Maximilian I. eine blühende politische Publizistik kennengelernt, und diese Publizistik setzte der Kaiser dann bewußt ein, um ein ganz bestimmtes Bild von sich selbst zu verbreiten, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 452 ff.
 53 Nicht nur durch Zeitungen, Flugblätter, Werbungen in Wort und Bild sorgte der Kaiser für eine günstige „Presse“; er ließ sich selbst dazu noch mystifizieren, indem er sich einen märchenhaften Stammbaum schreiben ließ, wobei ihm selbst jede Stammtafel willkommen war, die seinem Haus berühmte Ahnen und neue Erbsprüche brachte; er ließ Klitterungen zu und nahm es mit der historischen „Wahrheit“ nicht allzu genau, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 362 ff. Beide Instrumente, sowohl die berühmten Stammbäume als auch die Publizistik, die jetzt im Druck natürlich viel leichter verbreitet werden konnte, sollten dafür sorgen, daß ein ganz bestimmtes Maximilianbild, eben ein verklärtes und überhöhtes Bild, unter die Bevölkerung kam, sodaß das eine oder andere Murren eines Untertanen durch dieses Bild spielend überdeckt werden konnte.
 54 Otto Stolz, *Wehrverfassung und Schützenwesen von den Anfängen bis 1918*, aus dem Nachlaß hg. v. Franz Huter, Innsbruck/München/Wien 1960, S. 61–75; Franz Huter, *450 Jahre Tiroler Wehrverfassung. Das Landlibell von 1511, ein Wahrzeichen und Mahnmal der Wehrfähigkeit und Wehrfreiheit*, in: *Tiroler Heimat* 25 (1961), S. 137–142; Grass (wie Anm. 10), S. 239–241; Palme (wie Anm. 1), S. 13.

- 55 Abgedruckt bei Jakob Andriä Brandis, *Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol*, Innsbruck 1850, S. 411–422; ins Hochdeutsche übertragen von Köfler (wie Anm. 30), S. 118–131.
 56 Vgl. Köfler (wie Anm. 30), S. 131.
 57 Köfler (wie Anm. 30), S. 132.
 58 Albert Jäger, *Geschichte der landständischen Verfassung Tirols II/2: Die Blütezeit der Landstände Tirols von dem Tode des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche 1439 bis zum Tode des Kaisers Maximilian I. 1519*, Innsbruck 1885, S. 460–465; Stolz (wie Anm. 54), S. 61 ff.; Grass (wie Anm. 10), S. 240 f.; Köfler (wie Anm. 30), S. 116–137.
 59 Stolz (wie Anm. 54), S. 65 f.; Wiesflecker (wie Anm. 24), S. 85; Palme (wie Anm. 1), S. 13.
 60 Zusammenfassend: Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 385 ff.
 61 Zöllner (wie Anm. 5), S. 161; Palme (wie Anm. 1), S. 15.
 62 Heinrich Ulmann, *Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt*, 2, *Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1891*, Wien 1967, S. 255 ff.; Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 153 ff.; Egg/Pfaundler (wie Anm. 3), S. 42 ff.
 63 Wiesflecker (wie Anm. 24), S. 306; Palme (wie Anm. 1), S. 13 ff.
 64 Egg (wie Anm. 17), S. 274 ff.; Ekkehard Westermann (Hg.), *Die Listen der Brandsilberproduktion des Falkenstein bei Schwaz 1470 bis 1623 (Leobener Grüne Hefte NF 7)*, Wien 1988, S. 60 ff.
 65 Egg (wie Anm. 17), S. 277 ff. Hier wird erstmals die Bedeutung und der Umfang der Darlehen der oberdeutschen Kaufleute an Kaiser Maximilian I. dargestellt; verfeinerte Zahlen siehe dann bei Westermann (wie Anm. 64), S. 60 ff.; vgl. auch: Palme/Ingenhaeff (wie Anm. 17), S. 61 ff.
 66 Jäger (wie Anm. 58), S. 490–493; Wiesflecker (wie Anm. 24), S. 305–320; Palme (wie Anm. 1), S. 13 ff.
 67 Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 198 ff.; Köfler (wie Anm. 30), S. 131 ff.
 68 Wopfner (wie Anm. 4), S. 102 ff.; Palme (wie Anm. 1), S. 12 f.
 69 Zu diesem Zweck berief Kaiser Maximilian I. einen allgemeinen Ausschußlandtag nach Innsbruck – „man hat ihn mit Recht einen Generallandtag genannt“ (so Wiesflecker, wie Anm. 24, S. 306) –, der von Jänner bis Mai 1518 dauerte. Im Mai 1518 einigte man sich auf einen Vergleich, der den Landständen eine ganz neue Stellung im Staat einräumen sollte. Am 24. Mai 1518 wurden die Verhandlungsergebnisse in den drei Innsbrucker Libellen über die Hofordnung, die die Ständemacht auf eine neue Grundlage stellte, über die Rüstung und über die allgemeinen Beschwerden, die damals den Höhepunkt erreicht hatten, zusammengefaßt. Der Kaiser hatte damals in Innsbruck den Landständen eine bedeutsame Stellung einräumen müssen, was konträr zu seiner sonstigen Politik stand, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 24), S. 305–320.
 70 Riedmann (wie Anm. 3), S. 161.
 71 Wiesflecker (wie Anm. 24), S. 420–432; vgl. auch: Palme (wie Anm. 1), S. 15.
 72 Kaiser Maximilian I. setzte zum ersten Mal die Druckpresse zu propagandistischen Zwecken ein, nämlich zur Verbreitung eines ganz bestimmten Bildes von ihm selbst, das nichts mit der Realität zu tun haben mußte und das den Herrscher bewußt abhob vom gewöhnlich Sterblichen, vgl. Wiesflecker (wie Anm. 2), S. 362 ff.; bes. S. 377 ff.
 73 Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 354 f.
 74 Wiesflecker (wie Anm. 12), S. 355 ff.
 75 Wielfried Stelzer, *Die Belagerung Kufsteins im Jahre 1504 (Militärhistorische Schriftenreihe 12)*, 2. Aufl., Wien 1978.

Rudolf Palme, geb. am 19. März 1942, Dr. phil., Univ.-Prof., Geschichte-, Deutsch- und Philosophiestudium an den Universitäten Innsbruck und Wien, 1969 Promotion zum Dr. phil. in Wien, 1968–1971 Besuch des Kurses am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, 1971 1. Rechtshistorische Staatsprüfung an der Universität Wien, ab 1971 Assistent am Institut für Österreichische und Deutsche Rechtsgeschichte an der Universität Innsbruck, 1982 Habilitation, 1987 Universitätsprofessor am Institut für Österreichische und Deutsche Rechtsgeschichte in Innsbruck, Theodor-Körner-Preisträger, Generalsekretär der „Internationalen Gesellschaft zur Erforschung der Salzgeschichte“ (CIHS). Forschungsschwerpunkte: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Wirtschafts-, Sozial- und Rechtsgeschichte, Verfassungsgeschichte der Neuzeit.

Die „Tiroler Nation“ und das „Heilige Land Tirol“

Als wir im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum im Gedenkjahr 1984 die Ausstellung „Die tirolische Nation 1790–1820“ veranstaltet haben¹, gab es nicht wenige verwunderliche Stimmen, die uns geradezu der Hybris bezichtigten wollten. Viele verwechselten „Nation“ mit „Staat“ und glaubten, uns – sozusagen rückwirkend – geradezu separatistischer Tendenzen beschuldigen zu müssen. So unbekannt ist heute also der Ausdruck „Tirolische Nation“, so daß man ihm im allgemeinen keinen Realitätswert, auch nicht für vergangene Zeiten, zubilligen wollte.

Der Ausdruck die „Tirolische Nation“ oder „Tiroler Nation“ war ein Begriff, der v. a. auch außerhalb der Landesgrenzen verwendet wurde. Zunächst ist zu klären, was unter dem Begriff „Nation“ verstanden wird bzw. verstanden worden ist. Freilich muß man betonen, daß sich der Begriff mit der Zeit, mit verschiedenen Ideologien, mit sozialen, politischen, ökonomischen Entwicklungen auch geändert hat. Das lateinische Wort „natio“, das sich von „nasci“ ableitet, meint die in einem bestimmten Land Geborenen. – Auf den hoch- und spätmittelalterlichen Universitäten wurde „Nation“ als Herkunftsbezeichnung im Sinne der Zurechnung zu einer Region oder einer Landschaft benutzt.² – „Nation“ spielt im staatsrechtlichen und kulturphilosophischen Denken der vergangenen Jahrhunderte eine Rolle; neben der politischen wurde v. a. auch die kulturelle Eigenständigkeit angedeutet. „Nation“ bezog sich auf eine gemeinsam angenommene Geschichte, Tradition, Kultur. Noch war nicht die Tendenz zu bemerken, „Nation“ und „Nationalstaat“ sozusagen deckungsgleich anzuwenden. – Erst seit der Französischen Revolution, besonders seit dem 19. Jahrhundert, herrscht Einmütigkeit darüber, daß der politische Aspekt im Vordergrund steht: gemeinsames Bekenntnis zu einem Staat, zu einer bestimmten Staatsform.

Mit der Apostrophierung als „Nation“ scheint Tirol nicht allein dazustehen, doch beziehen sich die Untersuchungen in diesem Rahmen nur auf dieses Land. In Wien³ und Rom⁴ ist über die „Natio Tyrolensis“ geforscht worden. Am Collegium Germanicum in Rom war die „Tiroler Nation“ Ausdruck eines starken Zusammengehörigkeitsgefühles „über alle muttersprachlichen Unterschiede und Diözesangrenzen hinweg“⁵. Immerhin war Tirol ein zwei- bzw. dreisprachiges Land, aufgeteilt auf elf Diözesen. – „Tiroler Nation“ tauchte weit außerhalb des Landes überall dort auf, wo mehr oder weniger geschlossene Gruppen von Tirolern als Handwerker, Handelsleute, Studenten und Gelehrte, Beamte oder Künstler auftraten.⁶

In welchem Zeitraum kommt die Bezeichnung „Tiroler Nation“ vor und welche Umstände dürften zu ihrer Entstehung beigetragen bzw. ihre Verbreitung gefördert haben? – Die Bezeichnung taucht von ca. 1600 bis zum Ende der Napoleonischen Ära auf. Einen wesentlichen Beitrag dürfte der Umstand geleistet haben, daß Tirol seit dem Übergang der Herrschaft an das Haus Österreich eine gewisse Sonderstellung innegehabt hat. Tirol besaß innerhalb der habsburgischen Erblande Vorrechte und Privilegien, die sich positiv auf die Entwicklung eines eigenen Selbstwertgefühles ausgewirkt haben.

Gab es in den Jahrhunderten seit 1363⁷ auch Tiefpunkte in den Beziehungen zwischen Tirol und Österreich bzw. dem Haus Habsburg, so war es doch das sprichwörtliche „milde Szepter Österreichs“, das eine intensive Bindung der Bevölkerung an ihre Landesherren hervorrief. Dieses „milde Szepter“ wirkte sich zum Beispiel in zahlreichen Freiheiten und Sonderrechten aus, die die Tiroler – gerade auch die sozial schwächeren Schichten – genießen konnten und die Tirol innerhalb des habsburgischen Länderkomplexes herausstechen ließen und die letztlich dazu beitrugen, daß Tirol allen Ständen der Bevölkerung mehr „Heimat“ sein konnte als irgendein habsburgisches Erbland der dortigen Bevölkerung.

Durch den Habsburger Herzog Leopold IV. wurde im Jahr 1404 das Rechtsverhältnis zwischen Grundherren und ihren Bauleuten präzisiert. Dadurch erfuhr die Erbleihe, günstigstes Besitzrecht, eine beachtliche Förderung, wodurch wiederum das Selbstbewußtsein des Tiroler Bauernstandes stieg. Im Jahr 1406 wurde der Rechtsschutz für jeden Landesbewohner festgelegt: Jedem Tiroler stand ein ordentliches Gericht zu, dessen Spruch ausschließliche Gültigkeit besitzen sollte.

Seit Friedrich IV. mit der leeren Tasche erfuhren Bürger- und Bauernstand insgesamt eine Aufwertung. Im 15. Jahrhundert war die Macht der Tiroler Landstände so angewachsen, daß der Landesfürst an ihren Willen gebunden wurde.

Auf Kaiser Maximilian I. ging die Neuordnung des Tiroler Wehrwesens zurück. Das Landlibell von 1511 förderte mit seinen vorgeschriebenen Rechten und Pflichten den Wehrwillen und die Freiheitsliebe der Tiroler. Freilich bestand allgemeine Wehrpflicht, doch eingeschränkt auf die Verteidigung der Landesgrenzen. Außerdem durfte nun selbst der Bauernstand Waffen tragen und zu Hause aufbewahren. Trotz mehrfacher gravierender Veränderungen blieb der Geist des Landlibells erhalten. Die Einrichtung der maximilianischen Wehrverfassung trug wesentlich zur Sonderstellung des Landes bei, derer sich das Tiroler Volk auch bewußt war.

Die Sonderrechte waren nicht reine Geschenke von seiten der Habsburger. Sie profitierten sichtlich aus der Gesamtsituation des Landes. Dieses war für sie wie eine von Natur aus geschaffene Festung im Westen ihres Herrschaftsbereiches. Durch lange Zeit war auch der Bergbau ergiebig und ermöglichte Reichtum und Einkommen. Ja, mit Schwarzer Silber wurde Weltpolitik betrieben.

Im Jahr 1665 ist das tirolische Landesfürstentum erloschen und wurde nicht mehr neu besetzt. Von nun an wurden automatisch die Bande zu Wien enger gestaltet. Dies sei – so vermutet Otto Stolz⁸ – der Grund, daß gerade jetzt die Bezeichnung „Tyrolische Nation“ verbreitet wird, wodurch die alte Sonderstellung verbal manifestiert werden konnte.

Stolz⁹ definiert die „Tirolische Nation“ in folgender Weise: „Man wollte damit sagen, daß das Volk von Tirol, wie es gemäß der alten Landesverfassung die vier Stände der gemeinen Landschaft, Adel, Stifter, Bürger und Bauern vertraten, also einen gewissen Grad von politischer Selbstbestimmung hatte, und wie es auch in seiner Gesamtheit waffenfähig auftrat, einen eigenen politischen Körper darstelle, daß es aber auch nach den verschiedenen Seiten des sonstigen Lebens eine volkstümliche Besonderheit bilde. Dieser Ausdruck ‚tirolische Nation‘ bedeutete daher höchste Steigerung des tirolischen Selbstständigkeitsgefühles.“

Nach der Napoleonischen Ära wird die Bezeichnung „Tirolische Nation“ selten angewandt und sie verschwindet bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger endgültig. Stolz vermutet den Grund darin, daß die Ausdrucksweise mit dem Bekenntnis

der Tiroler zur deutschen Nation nicht ganz vereinbar gewesen sei.¹⁰ – Eher ist der Grund aber wohl darin zu vermuten, daß eben das extreme, früher angesprochene Selbstständigkeitsgefühl in der Zeit des Vormärz mit den zentralistischen Tendenzen des Metternichschen Systems von Wien aus ganz bewußt zurückgedrängt worden ist. Je stärker die einzelnen Länder an Wien gebunden worden sind und je einheitlicher sich dieses Verhältnis gestaltet hat, umso mehr verblaßten auch die Eigenrechte. Tirol war davon in besonderer Weise betroffen. A. Dörrer definiert treffend: „Die politische Höchststeigerung der Kräfte des kleinen, wenn auch besonders gearteten, in sich geschlossenen Landes Tirol zur Eigenpersönlichkeit, zur Nation“ sei mit dem Wiener Kongreß endgültig begraben worden.¹¹ Letzte Ausläufer sind u. a. die Gründung des Tiroler „Nationalmuseums“ Ferdinandeum (1823) und die Tiroler „Nationalsänger“ des 19. Jahrhunderts.

Wie sahen nun die Angehörigen dieser Tiroler Nation aus? Das Klischeebild des „Tirolers“ bildete sich eigentlich im 18. Jahrhundert aus.¹² Zu den spezifischen Eigenschaften der als urig geltenden Äpler zählten starke Religiosität, fast bis zur Bigotterie übersteigert, blinde Anhänglichkeit an das Haus Habsburg und die Betonung der tirolischen Eigenständigkeit, verbunden mit flammender Liebe zur Heimat und einem besonderen Wehrwillen. Singen und der tägliche Umgang mit der Büchse wurden als selbstverständlich angenommen. Außerhalb seines Landes wurde der „Tiroler“ in einige Typen aufgelöst, die in die Literatur und in die Musik des 18. Jahrhunderts Eingang fanden. Dazu zählten der „Tiroler Wastl“ oder die „Unschuld vom Lande“. Zum Beispiel verfaßte Emanuel Schikaneder¹³ eine „komische Oper“ unter dem Titel „Tyroler Wastl“, wobei er die dekadente Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts gegen den urgesunden Äpler auszuspielen suchte. Allein im Jahr 1797 erlebte der „Tyroler Wastl“ in Wien 66 Aufführungen. Mit weiteren Tiroler Stücken – und nicht nur Schikaneder verfaßte solche – trug er nicht wenig zur „Tirolomanie“ bei, die die Kaiserstadt erfaßte. Eine zeitweise „Tirolomanie“ führte so weit, daß es an manchen der zahlreichen deutschen Fürstenhöfe zum guten Ton gehörte, sich einen „Hoftiroler“ zu halten.

Zur Vorstellung des Tirolers und der Tirolerin gehörte eine entsprechende Kleidung mit Lederhose bzw. Dirndl und breitkrepfigem Hut. So kannte man die Leute aus den Bergen in ganz Europa.

Schon im 17. Jahrhundert, in der Zeit des abflauenden Bergbaues, der zahlreichen Menschen im ganzen Land Arbeit gegeben hatte, gingen viele Tiroler nach auswärts, um sich dort Geld für den Lebensunterhalt ihrer Familien zu verdienen.

Warum wurden aber besonders im 18. Jahrhundert die Tiroler so bekannt, was der Klischeebildung natürlich Vorschub leistete? Tirol hatte im 18. Jahrhundert von sich reden gemacht, als im Jahr 1703 beim „Bayerischen Rummel“ im Rahmen des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714) der Einfall des bayerischen Kurfürsten Max II. Emanuel und der mit ihm verbündeten Franzosen erfolgreich abgewehrt wurde.¹⁴ Der Kurfürst hatte am 2. Juli 1703 in der Landeshauptstadt Innsbruck Einzug gehalten. Doch hatte sich inzwischen auch der Widerstand der Tiroler organisiert, der auf der alten Wehrverfassung aus Kaiser Maximilians Zeiten basierte. Die schlimmste Niederlage hatten die Invasoren im obersten Inntal, bei der Pontlatzer Brücke, erleben müssen. Noch im Juli hatte sich der Kurfürst fluchtartig aus Tirol zurückgezogen.

Wenn auch in Verbindung mit dem kaiserlichen Militär, so konnten doch die eigenen Wehraufgebote des Landes große Erfolge verzeichnen, was den Verteidigungswillen der Bevölkerung insgesamt stärkte und europaweit aufhorchen ließ. Der aus den Türken-

kriegen sehr erfahrene Kurfürst war von Bauern im Gebirgsland geschlagen worden! Dies war unerhört und aufsehenerregend.

Abgesehen von bedeutenden Begabungen und besonderen Künstlern, die weit außerhalb ihrer Heimat geschätzt wurden, kannte man die Tiroler im Abendland als Spielleute und Wanderhändler, die mit verschiedenen „Medikamenten“ unter Verwendung von Steinöl, mit Decken oder Handschuhen hausierten. Am bekanntesten waren in dieser Hinsicht die Zillertaler – man denke nur an Peter Prosch – oder die Deferegger, die in erster Linie mit Decken, Wetzsteinen und dgl. handelten. Diese Entwicklung hatte sich bereits im 17. Jahrhundert angebahnt. Im ladinischen Grödental kam man um 1700 auf die Idee, Uhrgestelle, Kruzifixe und Heiligenbilder volkstümlichen Charakters zu schnitzen und europaweit anzubieten und zu verkaufen.

Die Tirolerinnen kannte man nicht nur als „Kuchelmenscher“¹⁵ in eher inferioren Diensten, sondern als reisende Jodlerinnen und auch noch von einer anderen Seite mit einer etwas lockeren Lebensauffassung. Dafür bezeichnend ist das im Jahr 1744 in Frankfurt und Leipzig erschienene Buch „Merckwürdiges Leben einer sehr schönen und weit und breit gereiseten Tyrolerin, nebst vielen andern anmuthigen Lebens- und Liebes-Geschichten“¹⁶. Der Autor dieses frühen Romans des 18. Jahrhunderts, letztlich ein kultursoziologisches Dokument, verbirgt sich hinter einem Pseudonym. – Drei Tirolerinnen, Clara, Laura, Josepha, treiben sich in der Welt der fahrenden Händler, Komödianten Kaufmannsburschen, Dienstboten, Gaukler und Diebe herum. Die Bezeichnung „Tyrolerin“ wird in diesem Roman immer wieder gleichsam als Berufsbezeichnung verwendet. Von daheim verstoßen, bleibt den Mädchen nichts anderes übrig, als sich dem fahrenden Volk anzuschließen. Man lernt nun andere Tiroler Mädchen kennen, die bereits sehr erfahren sind. Man probiert es mit dem Verkauf von Nähnadeln, Bändern und Schnallen und merkt, daß der Handel mit diesem Kleinkram oft nur Vorwand zum „Liebeshandel“ ist. Die Tirolerinnen, die nun ihre Waren und sich selbst, von Stadt zu Stadt ziehend, auf großen Messen und Jahrmärkten feilbieten, spiegeln die soziale Wirklichkeit von damals wider.

Einer der als typisch erachteten weitgereisten Tiroler des 18. Jahrhunderts ist Peter Prosch, ein Zillertaler Wanderhändler, der eine Selbstbiographie verfaßt hat, die 1789 in München erschienen ist. Der kulturhistorische Dokumentarwert liegt in der Beschreibung eines Beispiels zahlreicher in Europa herumstreuender Wanderhändler. Peter Prosch verstand es, selbst Maria Theresia Handschuhe zu verkaufen und von Königin Maria Antoinette in Paris in Audienz empfangen zu werden.

Einige Beschreibungen aus der Zeit um 1800 mögen Quellenwert besitzen und das bisher Gesagte unterstreichen. Die als typisch erachteten Eigenschaften der Tiroler enden selbstverständlich nicht mit dem Begriff der „Tiroler Nation“, sondern werden noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch in Beschreibungen hervorgehoben und wirken selbst bis heute nach.

Johann Wolfgang von Goethe hatte auf seiner Reise nach Italien im Jahr 1786 höchstens Innsbrucker und Wipptaler gesehen, als er notierte:¹⁷ „Die Nation ist wacker, grad vor sich hin, die Gestalten sich ziemlich gleich.“ Bei den Frauen fallen ihm „braune, wohlgeöffnete Augen und sehr gut gezeichnete schwarze Augenbrauen“ auf, bei den Männern dagegen blonde und breite. Die Kleidung hat Goethe auch interessiert: „Die grünen Hüte geben zwischen den Bergen ein fröhlich Ansehen. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taft mit Fransen, ... auch hat jeder eine Blume oder Feder auf

dem Hute. Dagegen tragen die Weiber weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, wie unförmliche Mannsnachtmützen, das ihnen ein ganz fremdes Aussehen gibt. Ihre übrige Tracht ist bekannt.“

Der später als Orientalist und erster Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien bedeutende Josef Freiherr von Hammer-Purgstall unternahm im Jahr 1798 eine Reise durch einige habsburgische Länder. Hammer-Purgstall unterscheidet – wie die meisten Reisenden – zwischen Welsch- und Deutschtirolern. Besonders angetan ist er von den Menschen in der Bozner Gegend. Kurz vor seiner Reise, nämlich 1796/97, waren die Tiroler in Kämpfe mit Frankreich verwickelt worden und sie hatten Entschlossenheit bewiesen, die Heimat zu verteidigen. Dieser bekannte Umstand wirkte sich wohl auf die Formulierung aus:¹⁸ „Alles an den Bewohnern dieses freien und wahrhaft glücklichen Landes atmet Kühnheit, Freiheit und edlen Biedersinn. – So lange ein Volk diesen Grad an Selbständigkeit behauptet, so lange seine eigenthümliche Sitte so wenig von fremder Verderbnis untergraben ist, wird kein Feind es überwältigen und keine Verführung das Mark desselben angreifen.“ Diese Worte wirken fast prophetisch im Hinblick auf das Jahr 1809.

Der zu seiner Zeit hochberühmte Theaterdichter August von Kotzebue zog im Jahr 1804 nach Italien. Im Winter 1804/05 kehrte er zurück und nahm diesmal den Weg durch das Pustertal.¹⁹ „Die Straße von Brixen abwärts nach Kärnten ist für einen Menschenbeobachter noch interessanter, als die große Landstraße über Innsbruck, welche mehr befahren wird, und wo also die Menschen doch schon mehr geschliffen, oder hie und da etwas verkünstelt sind. Hier hingegen stößt man überall auf die reinste, lauterste Natur. Wie Kinder betrachten sie den Fremden neugierig, gehn ihm überall nach, machen sich immer etwas um ihn zu schaffen, werden ihm durch ihr Gutmeinen oft lästig; aber unmöglich kann er böse auf sie werden, denn unverkennbar ist das herzliche Bestreben, ihm alles nach Wunsch zu machen.“

Das Vorankommen wurde durch den hohen Schnee im Pustertal erschwert und die Bevölkerung war mit dem Herrichten der Straße beschäftigt. Kotzebue kommentiert: „Es ist abermals ein Vergnügen zu beobachten, mit welcher Willigkeit und Thätigkeit der Tyroler dies beschwerliche Geschäft übernimmt. Unter mehrern Tausenden, die ich, auf einer Strecke von acht bis neun deutschen Meilen, am Wege arbeiten sah, habe ich nicht ein einziges unzufriedenes Gesicht bemerkt, und kein einziger hat mich angebettelt. ... Die Tyroler waren alle freundlich, höflich, gaben mir ihren guten Morgen, oder ihr gelobt sey Jesus Christ! mit bescheidener Herzlichkeit, halfen gern, wo etwa beim Zusammentreffen mit anderm Fuhrwerk auf schmalem Wege, noch Hülfe nöthig war, foderten nichts dafür, wo sie doch mit Recht hätten fodern dürfen, sondern zogen ihre grünen runden Hüte, wünschten eine glückliche Reise, und fuhren munter in ihrer Arbeit fort.“

Eine Gruppe von Schilderungen des tirolischen Charakters zu Ende des 18. Jahrhunderts bilden einige mehr oder weniger systematische Untersuchungen und Beobachtungen im ganzen Land. Die bemerkenswertere Beobachtung ist ohne Zweifel „Ueber die Tiroler. Ein Beytrag zur oesterreichischen Volkskunde“ von Joseph Rohrer²⁰, in Wien 1796 erschienen. Rohrer war in Tirol aufgewachsen und hatte auch später in vielen Wanderungen das Land gründlich kennengelernt. Im Grunde genommen stimmen seine Beschreibungen der Charakterzüge mit jenen der schlaglichtartigen zufälligen Beobachtungen der Durchreisenden überein. Rohrer hat sie besonders deutlich und ausführlich beschrieben und mit Beispielen belegt. Freilich geht er nicht nur auf die guten, sondern auch auf

die negativen Charakteristika ein. In seiner Beurteilung der „Tirolischen Nation“ wehrte er sich dagegen, wenn von den Bewohnern dieses Gebirgslandes von „dummen Tyrolern“²¹ gesprochen werde. Allerdings muß er selbst feststellen:²² „Zwar scheint eine gewisse Eingeschränktheit in den Begriffen, ein gewisser mit vieler Behaglichkeit verbundener Ideenstillstand, welcher nicht unrichtig mit der Unbeweglichkeit der jeder Gewalt trotzen Felsenmassen verglichen werden kann, das gewöhnliche Loos der Bergbewohner zu sein. Allein in Rücksicht der Tiroler ist dieß der entschiedene Fall.“

Zu den positiven Charaktereigenschaften der Tiroler zählt Rohrer neben technischem und künstlerischem Können die strenge Anhänglichkeit an das Vaterland und den so vaterländisch gesinnten Fürsten.²³ Rohrer ist auch der Meinung, daß der Tiroler vom k. k. Hofe seinem Nationalcharakter gemäß behandelt worden sei.²⁴ Er stellt auch die Frage, ob die Tiroler ein glückliches Volk seien.²⁵ Er beantwortet sie selbst mit einer langen Aufzählung von natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten, um daraus zu folgern: „Bey solch einem Grade politischer und bürgerlicher Freyheit, welchen diese Bergbewohner unstreitig größtenheils der Humanität ihrer Oesterreichischen Beherrscher zu verdanken haben, ergiebt sich von selbst der Schluß, daß die Tiroler – wenn anders Glückseligkeit hienieden unter dem Monde gesucht werden kann, ein glückliches Volk in ihrem Felsenrund sind.“

Eine bemerkenswerte Beurteilung der Tiroler bietet Kaiser Joseph II. in seiner Instruktion, die er Wenzel Graf Sauer bei seinem Dienstantritt als neuer Gouverneur und Landeshauptmann von Tirol im Jahr 1787 mit auf den Weg gab.²⁶ Darin schildert Joseph die Tiroler als unbeweglich konservativ, auf alte Vorurteile und Bräuche versessen, die mit „Originalität“, grober Sprache und „Poßenreißen“ im Hausierhandel Erfolge verbuchten. Fleiß und Vaterlandsliebe wird ihnen aber auch bescheinigt.

Die ziemlich einheitliche Beschreibung der tirolischen Charakterzüge läßt sich ins 19. Jahrhundert hinein verfolgen, als von der „Tiroler Nation“ nicht mehr gesprochen wurde. Besonders mit dem Jahr der Tiroler Erhebung, 1809, wurde das kühne und heldenhafte Element in den Beschreibungen des Charakters der Tiroler noch weiter verstärkt. Das Gebirgsvolk hatte es gewagt, dem mächtigen Franzosenkaiser Napoleon und seinem Verbündeten, dem König von Bayern, entgegenzutreten und dabei auch mehrere Erfolge zu erringen!

Ein Beispiel dafür ist der Reisebericht des Wieners Joseph Kreil²⁷, der eine geradezu penetrante Liebe zu Tirol und seinen Bewohnern entwickelte. Auf einer Rundreise durch die österreichischen Alpenländer und das habsburgische Oberitalien besuchte er im Sommer 1816 auch Tirol. Die Beschreibung des „biedereren Volkes“, die er rein rhetorisch an seinen Freund Salesius richtet, ist literargeschichtlich von der sog. Schäferdichtung des 18. Jahrhunderts beeinflusst, die nur das naturnahe, ländlich-einfache Leben pries. Kreil reiste, von Osten kommend, durch das Pustertal nach Tirol. Er schreibt:²⁸ „Was ist das für ein Land? Salesius! Wahrlich ich erröthe, wenn ich die Feder ansetze, denn hier soll der Mensch niederknien, und den Allmächtigen anbethen, der seine Natur so groß! so groß! geschaffen ...“

Ach Salesius! ich wundere mich nicht, daß der Mensch auf den Bergen besser gedeihe, als in den von einer dumpfen Atmosphäre gedrückten Ebenen, und daß die Luft der Gebirge Lebensbalsam sey für den innern wie für den äußern Menschen. Wie sollte der Sterbliche dort nicht kühn, einfach, groß, kräftig und fromm werden, wo die Natur alles zugleich ist. Wenn schon auf den Alpen die unbelebte Schöpfung üppiger und saftvoller

ist, und feuriger blüht und duftet, wie soll sich da nicht auch das Leben freyer und kräftiger entwickeln?“

Das Klischeebild, das sich aus einer Vielzahl von Quellen mit unterschiedlicher Gewichtigkeit ergibt, finden sich gewisse Eigenschaften, die für den Tiroler als typisch angesehen werden, Frucht und Ergebnis einer langen Entwicklung. Freilich treten die Charakteristika nicht einheitlich geschlossen auf. Waren doch die Entwicklungsgänge verschiedener Regionen des Landes und die Einwirkung der Landschaft auf die Psyche des Menschen unterschiedlich. Im allgemeinen gilt der Tiroler des 18. Jahrhunderts als eher konservativ, duldsam, arbeitseifrig, ehrlich, patriarchalisch denkend, fromm und freundlich. Er ist äußerst patriotisch gesinnt, traditionsbewußt, mutig, freiheitsliebend und abweisend gegen Zwang und zu viel Staat. – Zur Kehrseite gehören eine gewisse Schwerfälligkeit, eine leicht in den Aberglauben abrutschende Frömmigkeit und Rauflust als Auswuchs sportlichen Kräftemessens.

Bei den Eigenschaften des Tirolers ist nun schon mehrfach die besondere Frömmigkeit erwähnt worden. Dies führt natürlich in einer geraden Linie hin zum Begriff „Das Heilige Land Tirol“. Und manchmal wird dies so hingestellt, besonders im 19. Jahrhundert, so als ob dies von jeher so gewesen wäre. Vielleicht ist dies auch nur bewußt lanciert worden, um eben den Begriff „Heiliges Land“ ins Bewußtsein einzuzementieren. – Die historische Entwicklung jedoch schaut anders aus.

Das ausgehende Mittelalter hatte als allgemeine Zeiterscheinung – nicht nur Tirol war davon betroffen – Auswüchse, Mißstände, Verwilderung hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung, des bildungsmäßigen und sittlichen Niveaus des Klerus und damit der Religiosität und der Moralvorstellungen der Bevölkerung gebracht.

Der Beginn der Reformationszeit gestaltete sich in Tirol turbulent. Mißstände im Gesellschaftssystem im weitesten Sinn führten auch hier zu Unzufriedenheit und Unruhen, die im Bauernkrieg der Jahre 1525/1526 unter Michael Gaismair ihren Höhepunkt erreichten.

Abgesehen vom Luthertum, das da und dort um das Jahr 1520 in Tirol Eingang fand, war es das Täuferum, das die von der Obrigkeit diktierte katholische Glaubenseinheit gefährdete. Die Ablehnung der herrschenden Gesellschaftsordnung war es in erster Linie, die eine rücksichtslose Verfolgung auslöste. Die neue Lehre fand im ganzen Land Anhänger, besonders im Unterinntal und im Pustertal, woher Jakob Huter, die führende Persönlichkeit des Tiroler Täuferums, stammte.

Im 17. Jahrhundert breitete sich nochmals eine „Häresie“ aus, und zwar im Deferegggen, allerdings hauptsächlich im salzburgischen Anteil des Tales. Die Wanderhändler waren nämlich mit lutherischen Lehren in Verbindung gekommen und hatten verschiedenes einschlägiges Schrifttum heimgebracht. Das Glaubensgut folgte nicht genau einer evangelischen Lehre, sondern stellte mehr einen Eklektizismus aus verschiedenen Lehren dar. Nach Bekehrungsversuchen in Güte griff man zu rigorosen Maßnahmen, zur Zwangsausweisung. Die ersten beiden Gruppen verließen im Dezember 1684 ihre Heimat. Bis zum August des folgenden Jahres wanderten rund 800 Deferegger aus. Die Unruhen im Tal erloschen aber erst im 18. Jahrhundert.

Tirol war also durchaus nicht immer schon das „heilige Land“, als das es galt und bis heute noch öfters apostrophiert wird. Die Entwicklung hin zu einem Land, dessen Bevölkerung durch ein besonderes Verhältnis zum katholischen Glauben gekennzeichnet war, setzte erst mit der Gegenreformation ein, besser „katholische Reformation“ ge-

nannt. Zunächst ging die Gegenbewegung vom katholischen Landesherrn, König Ferdinand I., aus, der sich in seinem Sendungsbewußtsein um Reich und Kirche zum Einschreiten bezüglich der Erhaltung der überkommenen Ordnung in weltlicher wie kirchlicher Hinsicht verpflichtet fühlte.

Eine tiefgreifende Erneuerung aber mußte von innen her kommen und wurde durch das Konzil von Trient (1545–1563) eingeleitet. Das Trienter Konzil gab Theologie und Glaubensverkündigung entsprechend den Erfordernissen einer neuen Zeit klare Richtlinien. Es war letztlich die Antwort des höchsten kirchlichen Lehramtes auf die protestantische Reformation. In seiner nachhaltigen Wirkung prägte es durch Jahrhunderte Kirche und religiöses Leben.

Eine Besserung der Zustände konnte natürlich nicht mit einem Schlag erreicht werden. – In dieser Zeit kam es noch zu Vorfällen, wie ein Beispiel aus der Lienzer Gegend aus dem Jahr 1565 zeigt:²⁹ Der Vikar Koloman Pranter verheiratete unter Anteilnahme der Bevölkerung seine Tochter mit dem Kooperator von Dölsach. Zur Hochzeit erschien weltliche und geistliche Prominenz. Als der Blitzstrahl aus Salzburg eintraf, stellte sich die Bevölkerung vor die Geistlichkeit.

Es dauerte natürlich Jahrzehnte, bis die neuen, vom Konzil ausgehenden Tendenzen in der Seelsorge und vor allem im religiösen Leben der Bevölkerung sich durchsetzten. In Tirol kamen dem Hof zu Innsbruck und der Regierung mit einem ungeheuren Maßnahmenkatalog zur Hebung religiösen Lebens größte Bedeutung zu. – Durch Kaiser Ferdinand I. waren 1561 die Jesuiten nach Innsbruck gerufen worden, gut ausgebildete Ordenspriester, die mit besonderem Eifer die zeitgemäße Seelsorge zu verwirklichen suchten. Schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hielten die Jesuiten in Tirol sporadisch Volksmissionen ab, die ab 1719 zu einer ständigen Einrichtung wurden.³⁰ Treibende Kraft war Johann Baptist Fenner von Fennberg, Staatsbeamter in Innsbruck und Hall. Kaiser Karl VI. unterstützte das Vorhaben und widmete dem Stiftungsfonds einen Beitrag von 5000 Gulden, denn er betrachtete die Volksmissionen „für ein besonderes auf-erbauliches und den in abgelegenen Gebirgen und Thälern befindlichen in Glaubenssachen meistentheils schlecht unterrichteten Bauersleuten zum Seelenheil sehr dienliches Werk“. Im Stiftungsbrief ist jedes Detail festgehalten von der Verwaltung des Fonds für die Mission bis zur Art der Durchführung der Volksmissionen. Danach waren es meistens vier Jesuitenpatres, die jeweils durch einige Tage hindurch in einem Ort verweilten und nach gewissen auf Erfahrungswerten beruhenden Grundsätzen in ihrer Tätigkeit voringen. Ihr Bestreben war es, das Volk in gediegenem Unterricht, d. h. in Bußpredigten, katechetischen Belehrungen, Standesunterweisungen und kleinen Exhorten Wahrheiten des Glaubens und die Pflichten des Christentums beizubringen. Vor allem den religiösen Übungen, Predigten, Gebeten, Prozessionen, kam einige Bedeutung zu. Einen Teil des Tages verbrachten die Missionare mit Hausbesuchen und Beichte hören. Höhepunkte einer Volksmission bildeten die Generalkommunion gegen Schluß der Mission und die Errichtung eines Missionskreuzes. Der Zulauf war enorm; vielfach waren zur Zeit einer Volksmission Werkstätten und Verkaufsgewölbe in den Städten gesperrt und die bäuerliche Bevölkerung stellte zum Großteil ihre Arbeit ein, um an dieser „heiligen Woche“ teilnehmen zu können.

Die Volksmissionen der Jesuiten erstreckten sich auf Tirol in seinem gesamten Umfang, d. h., nicht nur etwa auf die Diözesen Brixen und Trient, sondern auch auf die verschiedenen Diözesananteile wie Salzburg, Chiemsee, Freising, Augsburg, Chur, Feltre oder

Aquileia (seit 1752 Görz). In den Jahren von 1719 bis 1773 wurden durch die Jesuiten 1187 Volksmissionen durchgeführt, was im Durchschnitt ca. 21 Volksmissionen pro Jahr ausmacht. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 wurden noch weitere Missionen bis zur endgültigen Auflösung des Missionsinstitutes durch Kaiser Joseph II. (1784) durchgeführt. – Wirkten natürlich auch noch andere Faktoren mit, so waren es doch vornehmlich die Volksmissionen des 18. Jahrhunderts, die Tirol der katholischen Religion nicht bloß erhielten, sondern Glaubensgut, religiöse Grundhaltung zu allen Lebensfragen und Sittlichkeit nach damaligen Moralbegriffen so tief im Volk verwurzelten, daß das Land in dieser Hinsicht eine besondere Stellung unter den habsburgischen Ländern einnahm.

Was die Religiosität betrifft, so bescheinigt der schon zitierte Joseph Rohrer den Deutschtirolern ein „lebhaftes Religions-Gefühl“, eine „im Angesichte der ganzen Welt ungeheuchelte Frömmigkeit“, eine ausharrende Geduld in Unglücksfällen um Christi willen.³¹

Rohrer geht auch auf das Verhältnis der Tiroler Bevölkerung zum Geist der Aufklärung ein, der besonders unter Kaiser Joseph II. stark zu spüren war. Er kann sie verstehen, wenn er notiert:³² „Man wird es sich ... schwer abgewinnen können, die deutschen Tiroler um deßwillen minder zu schätzen, weil sie nicht so geschwinde, als der Geist eines Josephs es wünschte, ihre religiösen Meinungen aus dem Sinne verlohren, noch vielweniger das, was in ihren Augen Religion ist, sich, mit dem ersten Worte aus dem Busen reißen ließen. Schnelle Aenderung dessen, was man für Religion hält, verträgt sich wenigstens nach meinem Gefühle, mit der einem sittlich guten Charakter ganz eigenen Festigkeit keineswegs.“

Rohrer hatte also Verständnis für das perseverierende, konservative Element der Tiroler, was sich selbstverständlich auch im Bewahren der durch Jahrzehnte immer wieder neu vertieften Religiosität äußerte. Die nachhaltige Wirkung der Volksmissionen beeinflusste auch mehrmals den Gang der Geschichte des Landes, so v. a. in den Kriegsjahren 1796/97 und 1809.

Man denke nur an das Bündnis der Landstände mit dem Herzen Jesu 1796.³³ Gerade auch die Herz-Jesu-Verehrung war durch die Volksmissionen der Jesuiten verbreitet und vertieft worden. Entsprechende Bildnisse verblieben auch nach den Missionen in den Kirchen. In zahlreichen Orten waren Herz-Jesu-Bruderschaften gegründet worden. – Der Geist der Aufklärung wandte sich gegen den Herz-Jesu-Kult, und Kaiser Joseph II. hat ihn ausdrücklich untersagt. Dennoch blieb er im Volk tief verwurzelt. Papst Pius VI. gestattete im Jahr 1795 die offizielle Einführung des Herz-Jesu-Kultes bzw. eines entsprechenden Festes in der Diözese Brixen. – Als nun im Frühjahr 1796 Tirol erstmals in das Geschehen des Ersten Koalitionskrieges einbezogen und von französischen Truppen vom Süden her bedroht worden ist, ging der Ausschuß der Tiroler Landstände, der zu Bozen tagte, zur Rettung des Vaterlandes vertrauensvoll das Gelöbnis ein, das Fest des heiligsten Herzens Jesu alljährlich im ganzen Land feierlich zu begehen.

Unterbrochen wurde die nun beginnende Tradition mit der bayerischen Herrschaft über Tirol im Jahr 1806. Besonders die Neuerungen und Verbote im kirchlichen bzw. religiösen Bereich trugen zur Erhebung der Tiroler unter Andreas Hofer (1767–1810) im Jahr 1809 bei. Hofer entstammte einer sehr religiösen Familie in St. Leonhard im Passeiertal.³⁴ Dort hatte die letzte Volksmission im Jahr 1770 stattgefunden, die der Knabe allerdings nicht bewußt miterlebt haben konnte, die aber der allgemeinen Religiosität wieder

Aufschwung gegeben hatte. Unter anderem waren tägliche gemeinsame Gebetsübungen, wie das Rosenkranzgebet, in jeder Hausgemeinschaft anzutreffen. Beda Weber, der noch genügend Zeitgenossen Hofers kennenlernte, beschreibt seine religiöse Einstellung in folgender Weise:³⁵

„Seine Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüthe, das alle Grübeleien ausschloß, und das Gefühl des allgegenwärtigen Gottes begleitete ihn überall. Es machte ihn froh, duldsam, mitleidig gegen alle Menschen. Kopfhängerei und Bekrittelung der Sitten Anderer verachtete er. Der Kirche als solcher anzuhängen, war ihm ein Bedürfnis.“

Nach der zweiten Befreiung des Landes im Mai 1809, bei der Andreas Hofer wie selbstverständlich zum Oberkommandanten aufstieg, konnte das Herz-Jesu-Fest nach einigen Jahren des Verbotes wieder begangen werden. Der Aufruf in Form eines gedruckten Flugblattes lautete:³⁶

„Kraft des vor der letzten Befreyung des Vaterlandes, von den Häuptern der Landesverteidigung eingegangenen Gelübdes, soll das Herz-Jesu-Fest, zu einem beständigen Feyertag erhoben werden, und im Tyroler Kalender roth eingedruckt werden. Nächstkommenden Freytag am 9. Juny wird selbes zum ersten male feyerlich begangen.“

Wir können nicht die Auswirkungen der Klischeevorstellungen sowohl der Tiroler Nation als auch des Heiligen Landes Tirol bis in die Gegenwart verfolgen. Am Schluß nur noch einige Denkanstöße. – Nachdem die „lustigen Tiroler“ mit den zahlreichen Nationsängertruppen gleichsam zum Exportartikel geworden waren, die eine scheinbar unverfälschte Natürlichkeit an den Tag legten, heute im Ausland aber kaum mehr eine Rolle spielen, so treffen wir sie immer noch bei den Tiroler Abenden im ganzen Land an.

Und was das Heilige Land betrifft, so wirkt auch diese Klischeevorstellung noch vielfach nach. Vor allem auswärts wird vom Heiligen Land gesprochen, in Tirol selbst weniger, weil man die Realität vor Augen hat. Wenn man aber z. B. an den Skandal um das Kruzifix von Rudi Wach³⁷ (1986) denkt, das der spürbaren anatomisch richtigen Formen des männlichen Corpus wegen nicht am vorgesehenen Platz an der Innbrücke in Innsbruck aufgestellt werden konnte oder von einer „Mahnwache“ zur Zeit der Premiere des Stückes „Das Liebeskonzil“ von Oskar Panizza³⁸ im Tiroler Landestheater und überraschend vielen Protesten weiß, dann wagt zu behaupten, daß es noch versteckte Reste des Heiligen Landes Tirol gibt.

1 Die tirolische Nation 1790–1820, Ausstellungskatalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1984.

2 Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden, Bd. 15, 19. Auflage, Mannheim 1991, S. 344 ff.

3 Anton Dörner, Die „Tyroler Nation“ in Wien, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, Neue Folge XXIX (1944–1948), S. 280–309.

4 Eleonore Zlabinger, NATIO TYROLENSIS. Bemerkungen zur Matrikelektion Tiroler Studenten am Kollegium Germanikum in Rom 1552–1798, in: Römische Historische Mitteilungen, Bd. 18, 1996, S. 95–101.

5 Zlabinger (Anm. 4) S. 97.

6 Zlabinger (Anm. 4) S. 97, Dörner (Anm. 3) bes. S. 282.

7 Zusammenfassende Darstellungen der Tiroler Geschichte (in Auswahl): Josef Egger, Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit, 3 Bände, Innsbruck 1872–1880 – Otto Stolz, Geschichte des Landes Tirol, Innsbruck 1955 – Rudolf Harb–Sebastian Hölzl–Peter Stöger, Tirol. Texte und Bilder zur Landesgeschichte, Innsbruck 1982 – Michael Forcher, Tirols Geschichte in Wort und Bild, 4. Auflage, Innsbruck 1993 – Josef Riedmann, Geschichte Tirols, Wien 1982 – Josef Fontana–Peter W. Haider–Walter Leitner–Georg Mühlberger–Rudolf Palme–Othmar Parteli–Josef Riedmann, Geschichte des Landes Tirol, 4 Bände, Bozen–Innsbruck–Wien 1985–1988.

8 Otto Stolz, Das Werden des tirolischen Landes- und Volksbewußtseins, in: Südtirol, Land europäischer Bewahrung. Festschrift Kanonikus Michael Gamper (= Schlern-Schriften 140), Innsbruck 1955, S. 35 ff.

- 9 Otto Stolz, Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, Bd. 3, München–Berlin 1932, S. 273.
- 10 Stolz (Anm. 9), S. 273.
- 11 Dörner (Anm. 3), S. 305.
- 12 Zusammenfassende Darstellung bei Meinrad Pizzinini, Andreas Hofer. Seine Zeit – Sein Leben – Sein Mythos, Wien 1984, S. 16 ff.
- 13 Dörner (Anm. 3), S. 292 f.
- 14 Kurfürst Max Emanuel. Bayern und Europa um 1700. Katalog der Ausstellung im Alten und Neuen Schloß Schleißheim, München 1976.
- 15 Dörner (Anm. 3), S. 293.
- 16 Le Pensif, Jaques (Pseud.), Merkwürdiges Leben einer sehr schönen und weit und breit gereisten Tirolerin, nebst vielen andern anmutigen Lebens- und Liebesgeschichten, Neuausgabe, Frankfurt/M.–Berlin–Wien 1980.
- 17 Moriz Enzinger, Goethe und Tirol, Innsbruck 1932, Zitat S. 8 f. – Goethe und Tirol, Ausstellungskatalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1982.
- 18 J. G. Obrist, Eine Reise durch Tirol 1798, in: Der Alpenfreund, V. Jg. Nr. 94 und 95 (15. April 1895), S. 1064 f.
- 19 August von Kotzebue, Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, Erster bis Dritter Theil, Berlin 1805 – Vgl. (anonym), Ein Tiroler Reisebericht aus dem Jahr 1805 (sic!) von August von Kotzebue, in: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Nr. 1 (Sommer 1967), S. 36 ff. – Meinrad Pizzinini, August von Kotzebue und Tirol, in: Osttiroler Heimatblätter Nr. 11 (1969).
- 20 Joseph Rohrer, Ueber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Völkerkunde, Wien 1796; Faksimiledruck hrsg. vom Dachverband für Heimatpflege und Heimatschutz in Tirol, Bozen 1985. – Vgl. Helmut Reinalter, Aufklärung – Absolutismus – Reaktion. Die Geschichte Tirols in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Wien 1974, S. 52 ff.
- 21 Rohrer (Anm. 20), S. 65.
- 22 Rohrer (Anm. 20), S. 77.
- 23 Rohrer (Anm. 20), S. 122.
- 24 Rohrer (Anm. 20), S. 128.
- 25 Rohrer (Anm. 20), S. 136 – Antwort S. 139.
- 26 Josef Riedmann, „Die deutschen Tyroler aber sind auf ihre Vorurtheile und alten Gebräuche sehr verseßen“. Betrachtungen Kaiser Josephs II. über Land und Leute von Tirol, in: Festschrift für Erich Egg zum 70. Geburtstag (= Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Bd. 70), Innsbruck 1990, S. 235–246.
- 27 Joseph Kreil, Mnemosyne. Ein Tagebuch, geführt auf einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich, Illyrien, Tyrol und Salzburg, 1815 und 1816. 1. Theil, Leipzig 1817.
- 28 Kreil (Anm. 27), S. 224 f.
- 29 Josef Stadlhuber, Geschichte der Pfarre Lienz, in: Osttiroler Heimatblätter Nr. 9 (1952).
- 30 Franz Hattler, Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Mission 1719–1784, Innsbruck 1899 – Josef Gelmi, Kirchengeschichte Tirols, Innsbruck–Wien–Bozen 1986, S. 116 ff.
- 31 Rohrer (Anm. 20), S. 103.
- 32 Rohrer (Anm. 20), S. 103.
- 33 Siehe u. a. Gelmi (Anm. 30), S. 141 ff.
- 34 Pizzinini (Anm. 12) mit weiterer Literatur.
- 35 Beda Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809 mit besonderer Berücksichtigung auf Passeiers Teilnahme am Kampfe, Innsbruck 1852, S. 7.
- 36 Zitiert nach Pizzinini (Anm. 12), S. 121.
- 37 Tiroler Tageszeitung 1986, Nr. 102 (3./4. Mai), S. 3 – Tiroler Tageszeitung 1986, Nr. 105 (6./7. Mai), S. 9 – Tiroler Tageszeitung 1986, Nr. 109 (13. Mai), S. 7 – Tiroler Tageszeitung 1986, Nr. 113 (17./18./19. Mai), S. 9.
- 38 Tiroler Tageszeitung 1992, Nr. 225 (28. September), S. 4 – Tiroler Tageszeitung 1992, Nr. 231 (5. Oktober), S. 4 – Tiroler Tageszeitung 1992, Nr. 237 (12. Oktober), S. 4 – Tiroler Tageszeitung 1992, Nr. 254 (2. November), S. 4.

Meinrad Pizzinini, Dr. phil., Universitätsdozent für „Kulturgeschichte Europas unter besonderer Berücksichtigung Tirols“ an der Universität Innsbruck, Jahrgang 1943, arbeitet seit 1969 als Kustos der Historischen Sammlungen am Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und ist Leiter des Tiroler Kaiserschützenmuseums. In seinen zahlreichen Publikationen beschäftigt er sich mit verschiedenen Gebieten der Geschichte und Kulturgeschichte des Landes Tirol.

Günther Pallaver

Cesare Battisti

Das Unbehagen der Tiroler im Umgang mit einem Österreicher

„Er sagte: dieser Cesare Battisti war aus Trient, und war Abgeordneter in Wien, gewählt aus Trient, das jetzt zu Italien gehört, damals zu Österreich gehörte. Er wollte, daß es zu Italien gehört. Und als im Jahr fünfzehn der Krieg ausbrach zwischen Italien und Österreich, war er schon in Italien und trat ins Heer ein und wurde Leutnant, und wurde von den Österreichern gefangen. Und da haben sie ihn nicht wie einen Gefangenen behandelt, sondern ihn zum Tode verurteilt. Und haben ihn nicht erschossen wie einen Spion vielleicht oder Hochverräter, sondern haben ihn aufgehängt als einen Landesverräter.“¹ Dem 1912 in Gries bei Bozen geborenen, aber schon während des Ersten Weltkrieges nach Oberösterreich ausgewanderten Schriftsteller Franz Tumlner² gelingt mit diesen wenigen Zeilen in seinem 1965 erschienenen Roman „Aufschreibung aus Trient“ eine biographische Skizze, die im Ansatz die wesentlichen Etappen von Battistis Schicksal nachzeichnet.³

Dieses Schicksal Battistis in der Monarchie, des Trentiner Sozialisten und späteren Irredentisten, des Abgeordneten zum Wiener Reichsrat und zum Innsbrucker Landtag (1875–1916), steht nicht als Einzelfall da. Aufgehängt wurden damals viele während des Ersten Weltkrieges in der k. u. k. Monarchie wegen politischer Delikte, als Landesverräter, Hochverräter, Spione und Saboteure.⁴ Nicht umsonst läßt Joseph Roth Leutnant Trotta in seinem Roman „Radetzkymarsch“ im übertragenen Sinn sagen, daß Österreich den Krieg nicht an der Front, sondern unter seinem Galgen verloren habe.⁵

Warum aber ist die Erinnerung an Cesare Battisti, nicht nur in Tirol, sondern in ganz Österreich, immer noch so stark, während etwa andere aus dieser Schicksalsgemeinschaft, wie etwa der Tscheche Karel Kramar oder der Ruthene Dimitrij Markow, dem kollektiven Gedächtnis verlorengegangen sind?⁶ Und warum reiben sich an dieser Figur die Tiroler, die Österreicher immer noch so heftig und wissen mitunter nicht, wie sie damit umgehen sollen?

Einer der Gründe hängt mit der alten Erbfeindschaft zwischen Österreich und Italien zusammen.⁷ Was den Italienern alles an negativen Eigenschaften nachgesagt wurde, personifizierten die Tiroler in der Figur Battistis. Battisti lieferte mit Kriegsbeginn, als er Österreich den Rücken kehrte und nach Italien abwanderte, für die Gegenseite den Beweis für den von den Italienern zur Schau getragenen Verrat.⁸ Nicht umsonst wird ihm beim Prozeß „Langjährigkeit der verräterischen Gesinnungsbetätigung“ vorgeworfen und ihm die Mitschuld für den Kriegseintritt Italiens angelastet.⁹

Was für nationalistische Gefühle, was für ein primitiver Duktus die Tiroler den Italienern gegenüber hegten, kommt plastisch aus den Bildpostkarten des Krieges zum Ausdruck, die den plurinationalen Charakter der Monarchie kurzerhand über Bord warfen und sich dafür großdeutsch gebärdeten.¹⁰ Die Italiener wurden zu allermeist als Verräter dargestellt, heimtückisch den Dolch im Gewande, miese, niederträchtige Figuren. „33 Jahre

Freund – und dann Verräter, Meuchelmörder, Attentäter“ heißt es da auf einer Postkarte.¹¹ Oder ein anderer Spruch: „Den tück'schen Welschen keinen Zoll/Deutsch bleibt ihr Berge von Tirol.“¹²

Natürlich durfte ein kräftiger Schuß Antisemitismus nicht fehlen. Der italienische Bersagliere wurde in das Gewand eines Juden gesteckt¹³, und die Sprüche dazu wurden nur so aus dem Ärmel gedichtet: „Du trägst der Erde größte Schand/Verrätervolk im Stiefelland.“¹⁴

Was die Tiroler über die Italiener dachten, oder zumindest zu denken hatten, das schrieb die christlich-soziale Zeitung „Der Tiroler“. Wer die Schuldigen am Krieg waren, war klar: Juden, Freimaurer, Verräter, die im Hinterland Kriegsgewinne anhäuferten, während das Volk schmachtete. Daß die Italiener allesamt Zigeuner, Diebe und „Katzlmacher“ waren, schrieb der „Tiroler“ schon vor dem Krieg.¹⁵ Klar, daß er schon bei Ausbruch des Krieges an der Bündnistreue des Dreibundpartners Italien zweifelte. Der „Treuebruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt“ in der Kriegserklärung Kaiser Franz Josephs an Italien hätte genausogut vom „Tiroler“ selbst stammen können.¹⁶ Die Stunde der Abrechnung mit dem Verräter werde aber schon noch kommen.

Diese Stunde kam für die Tiroler, für das „deutsche“ Österreich im Jahre 1916, als Cesare Battisti am Monte Corno in der Vallarsa am 11. Juli gefangengenommen wurde.¹⁷

Battisti personifizierte, sozusagen auf einer zweiten, etwas niedrigeren Stufe, auch die Tiroler Dolchstoßlegende.¹⁸ Man hatte das Feld unbesiegt geräumt und war nur vom inneren Feind bezwungen worden. Für die Tiroler wurde die Welt, insbesondere nach der Angliederung Südtirols an Italien, von Freimaurern, Liberalen, Bolschewiken und Juden beherrscht. Gegenüber Italien, dem Räuber des Kirchenstaates, dem Gefängniswärter des Papstes, fühlte man sich noch allemal moralisch und kulturell überlegen.¹⁹ Eine Einstellung, die sogar noch heute in den offiziösen Bänden der „Geschichte des Landes Tirol“ zum Ausdruck kommt.²⁰ Und schließlich, war nicht auch Battisti ein Sozialist gewesen, der nicht nur auf die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie hingearbeitet hatte, sondern auch an der Zerstörung der Bourgeoisie?²¹

All diese Gründe, warum Battisti im kollektiven Gedächtnis der Tiroler so fest verankert ist, verblassen aber, wenn wir auf jene Fotografie zu sprechen kommen, von der Karl Kraus schrieb, sie sei das Spiegelbild der österreichischen Fratze. „Denn das österreichische Antlitz ist kein anderes als das des Wiener Henkers, der auf einer Ansichtskarte, die den toten Battisti zeigt, seine Tatzen über dem Haupt des Hingerichteten hält, ein triumphierender Ölgötze der befriedigten Gemütlichkeit, während sich grinsende Gesichter von Zivilisten und solchen, deren Besitz die Ehre ist, dicht um den Leichnam drängen, damit sie nur ja alle auf die Ansichtskarte kommen. Sie wurde wirklich und von Amts wegen hergestellt, am Tatort wurde sie verbreitet, im Hinterland zeigten sie „Vertraute“ Intimen, und jetzt ist sie als Gruppenbild des k. k. Menschentums in den Schaufenstern aller feindlichen Städte, umgewertet zum Skalp der Wiener Kultur, ein Denkmal des Galgenhumors unserer Henker.“²²

Diese Fotografie, die Kraus an anderer Stelle einen Triumph der bestialischen Assistenz bezeichnet²³, ist für die Tiroler eine kollektive Erblast geworden, die sie solange mitschleppen, bis sie nicht der „Wahrheit über die eigene Vergangenheit“ ins Auge schauen, wie Gatterer in seinem Buch „Erbfeindschaft Italien-Österreich“ schreibt.²⁴ Aber anstatt nach dieser Wahrheit, nach dieser Katharsis zu suchen, hat die Tiroler Historiographie nicht weniger als die Publizistik und Belletristik den Weg der Rechtfertigung eingeschlagen.

Es hat sehr lange gedauert, bis aus den Reihen der Betroffenen dieses schrecklich-anklagende Foto als solches betrachtet wurde. Franz Tumler schreibt in seinem Roman „Aufschreibung aus Trient“, diesem wunderbaren Versuch, diese Wahrheit literarisch aufzuarbeiten, und das zu einer Zeit, als wegen der Attentate und Südtirolprozesse der 60er Jahre das politisch-kulturelle Klima alles eher als fruchtbar für diese Art Vergangenheitsbewältigung war.²⁵

Tumler also beginnt mit der Beschreibung dieser Fotografie: „Ich weiß nicht mehr, wo ich es zum ersten Mal gesehen habe, aber ich habe es nie vergessen können, wie da dieser hagere Mann mit gebrochenem Genick und verdrehtem Kopf am Galgen hängt, und nobel aussieht; und unten die Leute herumstehen, die ihn exekutiert haben, Scharfrichter und Zeugen, und auch ein dicker Feldwebel mit seinem feisten Gesicht unter der schwarzen Militärkappe und aufgewirbeltem Schnurrbart, und wie sie alle grinsen.“²⁶

Tumler, der Vater der Südtiroler Literatur²⁷, erinnert sich im Roman, dieses Bild das letztemal in Berlin bei einer Ausstellung von Zeichnungen und Handschriften aus der damaligen Zeit gesehen zu haben. „Da war auch ein Notizbuch von Kokoschka dabei, und der hatte sich dieses Bild in das Notizbuch geklebt, und etwas dazugeschrieben. Was, weiß ich nicht mehr. Aber es war damals, neunzehnhundertsechzehn, schon ein berühmtes Bild, ist von Hand zu Hand gegangen, auch bei uns; und ich glaube, Karl Kraus hat es in Wien in seiner Zeitschrift veröffentlicht. Und als ich es das erstemal sah, habe ich es sofort begriffen als ein schauerliches Dokument gegen uns.“²⁸

Von der Fratze zur heroischen Männlichkeit. Das Bild hat auch einen anderen Schriftsteller, den italienischen Futuristen und revolutionären Faschisten, Gabriele D'Annunzio, dazu angeregt, die Figur Battistis bei seinem letzten Gang choreographisch zu beschreiben. D'Annunzio schreibt in der Zeitschrift der „Legione Trentina“, der Vereinigung der Trentiner und somit Österreicher, die auf der Seite Italiens in den Krieg gezogen waren²⁹, über die Hinrichtung von Cesare Battisti, Fabio Filzi und Damiano Chiesa: „In un libro per necessità conciso come una tavola della legge ideale, io dimostrerò che quei tre fanti condannati al capestro – nel portare con le ossa la loro anima verso il supplizio – s'illuminarono d'una bellezza sovrumana. Parve che la carne misera non avesse più peso. Parve che più non avesse palpebre lo sguardo, che più non avesse fatica il passo e che il gesto non avesse più ombra. Che era intorno, l'altra gente se non basso bestiame.“³⁰

Und an einer anderen Stelle, diesmal als Elegie am Rande des Bildes: „Fra le più grandi immagini della nostra passione è quella dell'alta vittima che cammina verso il patibolo. Tutti gli Italiani la conoscono e la venerano. Una grazia insperata della sorte volle che l'attimo sublime fosse fermato per l'eternità. Non v'è potenza più nobile di quella testa levata sul collo rigido e di quello sguardo fiso nello splendore del sacrificio, mentre intorno si rimpiccioliscono i più goffi aspetti dell'abiezione umana.“³¹

Auf diesen Vergleich hat unlängst der Roveretaner Historiker Fabrizio Rasera hingewiesen, um diese Beschreibung, in deren Mittelpunkt die Schönheit des Antlitzes, die Männlichkeit, der heroische Akt steht, einer anderen Beschreibung dieser Fotografie gegenüberzustellen.³² Im Roman über seine Kindheit „Schöne Welt, böse Leut“, beschreibt Gatterer, wie bei einer Hausdurchsuchung während der Zeit des Faschismus ein Buch über Andreas Hofer die Aufmerksamkeit der Carabinieri anzieht. Gatterer hatte als Bub in diesem Buch oft geblättert und gelesen: „Immer wieder betrachtete ich jenes Bild, das Hofer zeigt, wie er, die Hände am Rücken gefesselt, aber trotzdem stolz aufgerichtet, in

den Tod ging. (...) Der kühne Mann mit dem bärtigen Gesicht blickte wehmütig zu den einstigen Kampfgefährten, die ihn durchs Gitterfenster zum letztenmal grüßten.⁴³³

„Manchmal“, schreibt Gatterer dann weiter, „verglich ich dieses Bild mit einem anderen im Lesebuch, das Cesare Battisti zeigte, wie er in Trient zur Hinrichtung geführt wurde, den Mann, den der Vater für einen schändlichen Verräter hielt und den die Lehrer uns als Helden und Vorbild anpriesen. Hochaufgerichtet auch er, stolzen Blickes, und den Bart, das Symbol der Manneswürde, kühn nach vorne gereckt. Auf diesem Bild war kein Fenster, aus dem Gefährten winkten, und kein betender Priester, doch waren mir die Soldaten, die Battisti eskortierten, vertrauter. Sie waren Bauern wie der Vater, der Vetter Michl, der Taufpate oder der Weber; sie hatten Uniformen an, wie ich sie von den Photographien des Vaters kannte.“⁴³⁴

Hier, so weist Rasera darauf hin, beginnt sich die Sichtweise Gatterers von derjeniger D'Annunzios radikal zu unterscheiden. Für D'Annunzio sind die Battisti eskortierenden Männer der Abschaum der Menschheit schlechthin, „niederer Vieh“, für Gatterer hingegen Menschen mit einem Antlitz seines Vaters. Gatterer betrachtet das Bild sozusagen „von unten“, von der menschlichen, nicht von der heroischen Seite, wenn er schreibt: „Aber auf dem einen Bild wie auf dem anderen vermochte ich in den Gesichtern der Soldaten keinen Hochmut zu entdecken, keinen Stolz über das ihnen aufgetragene Amt noch gar Freude über das Los des Besiegten, eher schon eine Spur von Trauer und Niedergeschlagenheit, ja bei den unsern, die links und rechts von Battisti schritten, wohl auch einen lichten Schatten von Mitgefühl.“⁴³⁵

Die beiden Bilder geben Gatterer schon damals zu denken, vielleicht gerade deshalb, weil er sich den beiden „Wahrheiten“, des Vaters und des Lehrers, ausgesetzt sieht: „Ich fühlte, daß zwischen beiden Bildern und zwischen den Schicksalen der beiden Männer, die sie darstellten, ein Zusammenhang bestehen mußte, obschon ein unversöhnlicher Haß sie zu trennen schien. (...) Zwei Helden, jeder einer anderen Sprache angehörend, jeder in der seinen angebetet und in der anderen verflucht – war's dies? Zwei Schicksale, einander so ähnlich, daß selbst Maler und Photograph sie ähnlich darstellen mußten, abweichend nur in den Gestalten am Rande – war's dies?“⁴³⁶

Gatterer hatte schon als lesehungriger Knabe ein Mitgefühl für Battisti, ohne die eigentlichen Hintergründe zu kennen. Wie Tumler, der als Kind für den Mann aus Trient betete: „Und es muß auch bei uns daheim, als ich klein war, davon die Rede gewesen sein“, geht Tumler nochmals auf die Fotografie ein, „denn ich weiß noch, ich habe gebetet für Cesare Battisti. Damals haben wir so gebetet als Kinder.“⁴³⁷

Solange den Historikern Tirols, auch jüngeren noch, solche Seiten über diese Fotografie Battistis verschlossen bleiben, solange über diese Fotografie lediglich gesagt wird, sie habe dem Ansehen Österreichs geschadet³⁸, wodurch nicht der Akt selbst verurteilt wird, sondern nur die Fotografie, indem zwischen Tat und Abbild der Tat unterschieden wird, solange wird die „Wahrheit“ über die Figur Battistis nicht ans Licht kommen.

Als Battisti am 11. Juli 1916 am Monte Corno gefangen genommen wurde und zwei Tage später jene Fotografie entstand, kommentierte die „Volkszeitung“ die sozialdemokratische Zeitung Tirols wie folgt: „Battisti baute auf dem Nationalismus und das Mandat, das er erlangte, der Einfluß, den er sich erwarb, war kein Ergebnis der Organisationskraft der in die Breite gedrungene sozialistischen Überzeugung, sondern eine Wirkung der Tatsache, daß er sich in dem zwischen allen Parteien des ‚Trentino‘ geführten nationalistischen Wettkampf mit Erfolg geschlagen hat.“⁴³⁹ Mit dieser Stellungnahme entlarv-

te sich der von der Tiroler Sozialdemokratie stets im Munde geführte Grundsatz des Internationalismus als Fiktion. Trentino wurde sogar unter Anführungszeichen gesetzt.⁴⁰ Die Arbeiterzeitung, Organ der Sozialdemokratie Österreichs, berichtete über die Verhaftung erst drei Tage später und verschwieg sogar die Hinrichtung Battistis.⁴¹

Klagte die „Volkszeitung“ den eigenen Genossen des Nationalismus an, so kramten die „Neuen Tiroler Stimmen“ in der untersten Schublade nach Handlungen Battistis, die geeignet waren, den politischen Akteur noch zusätzlich in ein strafrechtliches Licht zu rücken. Battisti sei wegen seines totalen finanziellen Desasters 1914 nach Italien geflüchtet und vor der Angst, wegen betrügerischer Krida zur Rechenschaft gezogen zu werden.⁴²

Die Reaktion im Tiroler Hinterland gibt am besten eine Rede des deutschnationalen Innsbrucker Bürgermeisters Wilhelm Greil wieder, wenn dieser laut Wiener „Reichspost“ vom 15. Juli 1916 von der Justizierung Battistis ausgehend für die Zukunft präventive Maßnahmen einklagte: „Darum müssen wir auch den Anspruch erheben, daß nach Friedensschluß die Verhältnisse unseres Landes so gestaltet werden, daß in diesem mit unserem Blut verteidigten Lande kein Platz mehr sein kann für eine Irredenta und daß dieses Land gesäubert werden muß von allen unpatriotischen Elementen immerdar. In Tirol darf nur Raum sein für Leute, welche mit Herz und Mund sich als Tiroler bekennen, nicht aber für solche, die sagen: ‚Italiani noi siamo – non tirolesi (Italiener sind wir – nicht Tiroler)!‘“⁴³

Diese Rede Greils, die, wie Gatterer schreibt, eigentlich eine Verurteilung Battistis hätte sein sollen, war letztendlich eine klare Rechtfertigung der politischen Arbeit Battistis. Denn laut Greil gab es für den plurinationalen Charakter Tirols in Zukunft keinen Spielraum mehr. Der „Deutsche Volkstag“ in Sterzing Mitte Mai 1918⁴⁴ erhob diese Forderungen Greils sozusagen zum Programm, nur daß einige Monate später diese kulturimperialistischen Forderungen, die in eine Germanisierung des Trentino münden sollten und eigentlich das vorwegnahmen, was einige Jahre später Ettore Tolomei, der „Totengräber Südtirols“⁴⁵, durch die faschistische Politik mit umgekehrten Vorzeichen in die Tat umsetzte, von einem anderen Imperialismus weggefegt wurden.

Nationalist, Irredentist, Verräter, Bankrotteur. Es fehlt nur noch eine letzte „italienische“ Eigenschaft, die man Battisti vorwerfen konnte: Feigheit. Wir finden sie zwar in keiner Tiroler Zeitung jener Tage, aber in der Grazer „Tagespost“. Diese wußte zu berichten, daß Battisti vor seiner Gefangennahme die bekannte italienische Methode des Todstellens anwandte, um nach dem Rückzug der österreichisch-ungarischen Truppen zu fliehen.⁴⁶

All diese Vorwürfe, all diese Anklagen, all diese Eigenschaften, die als Kommentare zur Hinrichtung Battistis geschrieben wurden, haben den Ersten Weltkrieg und besonders in der Volksmeinung der Zwischenkriegszeit überlebt. Teile davon haben sich bis heute hartnäckig gehalten.⁴⁷

Mit der Teilung Tirols 1918 fiel eine tief eingefleischte Gruppenphantasie der Tiroler zusammen. Die Dreieinigkeit „Gott, Kaiser und Vaterland“, die man für unerschütterlich gehalten hatte, war aus den Fugen geraten. Der österreichisch-italienische Erbfeindschaftskomplex⁴⁸ kam jetzt auf politischer und psychologischer Ebene zum Tragen, aber mit umgekehrten Vorzeichen.

Und Cesare Battisti, der für das Trentino Autonomie zuerst und dann den Anschluß an Italien gefordert hatte, wäre wahrscheinlich besonders von den Südtirolern am liebsten

als „Blutzeuge“ für das eigene Recht auf Selbstbestimmung wieder vom Galgen geholt worden.⁴⁹

Zugleich begann in Tirol nach 1918 die Zeit der Rechtfertigung, wenn man beispielsweise auf das Trentino zu sprechen kam. Diese Rechtfertigung war gekoppelt mit der Forderung nach Autonomie und Selbstbestimmung für Südtirol. Dieser logische Zusammenhang wurde damit begründet, daß Italien den Südtirolern nicht jene nationalen Rechte vorenthalten könne, die Österreich den Trentinern als selbstverständlich eingeräumt hatte.

Eduard Reut-Nicolussi, der Südtiroler mit Erfahrungen in der Provisorischen Nationalversammlung Deutsch-Österreichs und dann im Römischen Parlament, der sich später als Völkerrechtler in Innsbruck niederließ, weil er aus dem faschistischen Italien flüchten mußte, hat diesem Thema ein ganzes Buch⁵⁰ gewidmet und steht damit zu Beginn einer historiographischen Tradition, die insbesondere von der „nationalen“ Geschichtsschreibung Tirols bis heute gepflegt wird.⁵¹

Aber auch die Figur Battistis hat gerade in diesem Zusammenhang schon in den 20er und 30er Jahren alsbald einige Änderungen erfahren, Änderungen, die im wesentlichen bis heute in den Tiroler Geschichtsbüchern immer wiederkehren.

Für die meisten war es zu erwarten gewesen, daß Italien 1915 „die Maske“ fallen ließ und daß Österreich durch seine Duldsamkeit den irredentistischen Beamten gegenüber ermöglichte, für Italien ungehindert Propaganda zu betreiben, wie dies auch Cesare Battisti getan habe.⁵² Doch wird von außen, aus Deutschland, die Meinung nach Tirol getragen, daß Österreich das Martyrium Battistis unklug gewährt habe.⁵³ Paul Herres Buch über „Die Südtiroler Frage. Entstehung und Entwicklung eines europäischen Problems der Kriegs- und Nachkriegszeit“, 1927 in München erschienen, war neben Eduard Reut-Nicolussis „Tirol unterm Beil“ 1954 eines der meistverbreitetsten Publikationen zum Thema Südtirol.⁵⁵

So berechtigt die Verurteilung Battistis wegen Hochverrats auch gewesen sei, argumentierte Herre, so sei es ein politischer Mißgriff gewesen, die Strafjustiz voll anzuwenden.⁵⁶ Das zweite, „politische“ Augenmerk legte Herre auf die Frage, wo Battisti die Grenze zu Österreich eingefordert hatte. Die Antwort ist eindeutig: bei Salurn. Erst ab 1914, mit seiner Flucht nach Italien, habe er sich für die Brennergrenze ausgesprochen.⁵⁷ Dieser von Herre dargelegte „territoriale“ Diskurs bei Battisti ist in der Tiroler Publizistik bis heute im wesentlichen derselbe geblieben.

Der Umstand, daß Battisti schon in der Zwischenkriegszeit etwas anders betrachtet wurde, geht nicht nur auf seine Instrumentalisierung als „Salurnist“ zurück, sondern auch darauf, daß dieser Krieg an der Südfront in Fels und Eis eine heroische Dimension erhielt. Der Erste Weltkrieg wurde zum dominanten Thema der Südtiroler Romanliteratur der Zwischenkriegszeit.⁵⁸ Denn dieser wurde zum gesellschaftlichen Idealzustand hochstilisiert, die individuelle Herausforderung wurde verklärt. Schrecken und Grauen wichen dem Heroismus. „Der Ehren- und Normenkodex der Armee, ihre gesellschaftlichen Konventionen in der Kaserne, im Kasino, im Manöver, auf dem Schlachtfeld, im Theaterparkett, auf dem Kommandeurempfang, im Café und im Bordell sind in den Begriff bündig enthalten: Kultur. Das hohe Ansehen, das deutsche Kultur im Inland genießt, entspringt der Verehrung von Männerherrschaft und Militarismus“, schreibt Klaus Theweleit.⁵⁹ Und diese Kultur wurde in den Weltkriegsromanen gegen die „Schande“ des verlorenen Krieges in Szene gesetzt, als Welt beschworen, „in der die ‚wahren‘ Werte (wie

Kameradschaft, Tapferkeit, Mut, Ehrgefühl, Deutschtum) sich gegen die ‚Unwerte‘ (wie Demokratie, Zivilisation, Pazifismus oder ‚Bolschewismus‘) richteten“.⁶⁰ Der Held aber mußte verlieren, weil sich der Verräter in den eigenen Reihen befand. Luis Trenker, Karl Springenschmid, Anton Bossi-Fedrigotti und andere standen auf, um gegen die Verzerrung die „Wahrheit“ dieses Krieges auszubreiten.

Es bedarf noch einer Vertiefung, um mit Sicherheit behaupten zu können, ob dieser äußerst blutige Krieg in den Bergen, der später als eine Art edlen Wettstreits betrachtet wurde, als „Agon“ im olympischen Sinne, nicht auch die Achtung der Gegenseite nach sich gezogen hat. Einen heldenhaften Kampf kann man ja nicht gegen unheldenhafte Gegner ausfechten. Und Battisti wird, Schritt für Schritt, behutsam, noch vereinzelt, diese Ehrerweisung zuteil. Dies aber ist ein langer Weg, der bis heute andauert.

Noch herrscht das Bild der Italiener vor, die die Maske fallen ließen.⁶¹ In der Publizistik der Zwischenkriegszeit kommt Battisti allerdings äußerst selten vor. Die Zeitungen in Südtirol waren der Zensur unterworfen, sodaß Battisti lediglich dann vorkommt, wenn der faschistische Staat sich seines nationalen Helden erinnert, dann nämlich, wenn das Siegesdenkmal mit der Büste Battistis eingeweiht wird⁶², oder wenn Battisti in Trient auf den Doss Trent in ein Mausoleum umgebettet wird.⁶³

Wir machen einen großen Sprung. Am 18. November 1957, das genaue Datum anzugeben ist wichtig, erschien ein kleiner Artikel in den „Dolomiten“, dem Tagblatt der Südtiroler, der den Titel trug: „Ein Kranz für Cesare Battisti“.⁶⁴ Zur selben Stunde, als auf Schloß Sigmundskron bei Bozen am 17. November das „Los von Trient“ gefordert wurde, hatte eine Gruppe von Südtirolern vor dem Bozner Siegesdenkmal für Battisti einen Kranz niedergelegt. Auf der weißen Schleife mit roter Aufschrift stand geschrieben: „Dem Verfechter der Grenze bei Salurn, Cesare Battisti, die Südtiroler“. Der Kranz blieb allerdings nicht lange unbemerkt und wurde von der Polizei entfernt, was zum folgenden Kommentar Anlaß bot: „Kein Wunder, denn der italienischen Öffentlichkeit wird geflissentlich die Tatsache vorenthalten, daß gerade Cesare Battisti und seine kürzlich verstorbene Frau immer dafür eintraten, daß die Volkstumsgrenze bei Salurn im Etschtal auch die Staatsgrenze Italiens hätte bleiben sollen.“⁶⁵ Hatte bereits Paul Herre 1927 Battisti, den die Faschisten als Nationalhelden auf den Altar der Märtyrer im Bozner Siegesdenkmal emporhoben, den Italienern als Kronzeugen gegen ihren Unrechtsakt entgegengehalten, so wird Battisti seit 1945 von Tiroler Seite im wesentlichen als „Salurnist“ in Anspruch genommen, als jener Politiker, der durch seinen Tod für die Grenze bei Salurn wie kein anderer als Autorität für den eigenen Anspruch nach Autonomie und Selbstbestimmung zitiert wird. Battisti wird aus der Sicht der Süd- und Nordtiroler Historiographie eindimensional dargelegt. Es ist dies auch weiters kaum verwunderlich, stellte sich doch gerade die Geschichte in den Dienst des Volkstumskampfes in Südtirol, indem diese vor allem den „deutschen Charakter“ des Landes nachzuweisen versuchte, eine Voraussetzung, von der man ausging, um die „nationalen Rechte“ einzufordern. Beim „Salurnismus“ Battistis gibt es allerdings kleinere Nuancen. Ein Großteil der Autoren, wie etwa Otto Stolz⁶⁶, Wolfgang Pfaundler⁶⁷, Eduard Widmoser⁶⁸, Bernhard Wurzer⁶⁹, Karl Heinz Ritschel⁷¹, Franz Gschnitzer⁷¹, Karl Springenschmid⁷², aber auch noch die weit jüngeren Historiker unserer Tage, wie etwa Alfons Gruber⁷³ oder Michael Forcher⁷⁴, zitieren Battisti als „reinen Salurnisten“, andere, wie etwa Hans Kramer⁷⁵ oder Josef Fontana⁷⁶, wiesen richtigerweise darauf hin, daß Battisti nach Eintritt in die italienische Armee auch von der Brennergrenze gesprochen habe, wobei zum Teil vom

Zwang der Situation gesprochen wird, oder aber von einer „reservatio mentalis“⁷⁷, weil er unter dem Druck der Umstände nicht hätte anders können. Auch Gatterer weist darauf hin, bleibt aber eine klare Antwort schuldig.

Das, was Battisti immer wieder vorgeworfen wurde, nämlich Verrat geübt zu haben gegenüber einem Staat, der seinen Untertanen ein würdiges Leben gesichert hatte, wird nach 1945 als Tugend gepriesen. Exemplarisch dafür ist ein Beitrag in der Tageszeitung „Dolomiten“, der als Antwort auf den Vorwurf der italienischen Tageszeitung „Alto Adige“ geschrieben wurde, wonach die Kranzniederlegung am Bozner Siegesdenkmal, von der vorher die Rede war, einer Profanisierung Battistis gleichkomme. Im Kommentar heißt es: „Er war das Opfer der größten unter den vielen einzelnen Tragödien geworden, die der italienisch-österreichische Krieg von 1915 zur Folge hatte, der Krieg, den er selbst auch gewollt hatte. österreichischer Bürger, österreichischer Offizier, Mitglied des Wiener Parlaments, aber glühender italienischer Patriot, kämpft Cesare Battisti auf der Seite Italiens gegen den Staat, der juridisch sein Vaterland, aber freilich nicht das Vaterland seines Herzens war. Er wurde festgenommen nach den Gesetzen der k.k. Monarchie, die hierin um kein Jota von denen aller anderen Länder, auch Italiens, abwichen, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und am 13 (!) Juli 1916 im Schloß von Trient gehängt. Und zur Kranzniederlegung selbst: „Sie verbeugten sich vor seinem hohen Gerechtigkeitssinn und, jawohl, auch vor seinem Heldenmut; denn Cesare Battisti war ohne Zweifel ein Held. (...) Wenn etwas geeignet ist, das Andenken des Trentiner Sozialisten und überzeugten Demokraten zu schmähen, dann sind es die Embleme der faschistischen Diktatur, die man um sein Denkmal aufgepflanzt (...) hat. (...) Unsere Schuld ist es schließlich ja nicht, wenn der Trentiner Volkstumskämpfer trotz der weltanschaulichen Kluft, die jeden Katholiken von ihm trennen muß, in Südtirol immer besser verstanden werden kann.“⁷⁸

40 Jahre, nachdem er im Castel del Buonconsiglio gehängt wurde, wird Battisti ein Südtiroler Held. Die Anspielungen auf die Seitenverkehrtheit des Problems zwischen dem Trentino unter der österreichischen Monarchie und Südtirol in Italien sind evident. Der Volkstumskampf heiligt die Mittel, denn Battisti ist sonst noch weit davon entfernt, zum Vorbild für den Kampf um Recht und Gerechtigkeit der eigenen Volksgruppe vorzurücken. Im Gegenteil, alte Klischees, die schon 1916 kursierten und in den großen Topf der Erbfeindschaftsideologie fallen, bleiben hartnäckig in Geschichtsbüchern und Zeitungsartikeln hängen. Da liest man von Sabotageakten Battistis⁷⁹, davon, daß Battisti als Offizier oder Reserveoffizier der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Italien geflohen sei⁸⁰, also Fahnenflucht betrieben habe, obgleich er nie beim österreichischen Militär gewesen war. Oder aber Battisti wird vorgeworfen, nach Innsbruck zur Eröffnung der italienischen Rechtsfakultät 1904 als Agitator gekommen zu sein, sich mit Mussolini sehr gut verstanden zu haben, einen selbstherrlichen Führungsstil und Vetterwirtschaft betrieben zu haben.⁸¹

Wir erinnern uns noch daran, daß die Reichspost 1916 Battisti vorgeworfen hatte, wegen betrügerischer Krida das Land fluchtartig verlassen zu haben, also nicht wegen seiner nationalen Gesinnung, sondern aus niederen Motiven. Auch der Hinweis fehlt nicht, daß Battisti ein langes Strafregister hatte, was allerdings auf die Zensurprozesse zurückzuführen ist, was dann aber wieder nicht angegeben wird.⁸²

Diese negative Charakterisierung Battistis haltet sich in vielen Geschichtsbüchern bis heute hartnäckig.

Eines der schönsten Bilder, die, sagen wir, menschlichste Rehabilitation Battistis, hat erstmals Franz Tumlér in seinem bereits zitierten Roman „Aufschreibung aus Trient“ vorgenommen. Es ist nichts anderes als die Geschichte eines Autounfalls, der den Autor zwingt, in Trient stehenzubleiben. Und in Trient beginnt nicht nur ein Prozeß der Annäherung zu einer Frau, mit der er unterwegs ist, sondern auch zu seiner eigenen Geschichte, zur Geschichte dieses Landes, das mit seiner Biographie über den Vater vielfältig verstrickt ist. Und mitten in diesem Prozeß des Suchens tritt auch Cesare Battisti auf. Tumlér, der Musil der Armen, nähert sich Battisti, indem er mehr fragt, als Antworten gibt, indem er auf komplizierte Fragen Antworten gibt, die offensichtlich einfach sind, aber den weiten Bogen der Psychologie und Anthropologie umspannen, wenn Battisti etwa über seinen Übertritt nach Italien nachdenkt: „Wer macht das auch schon so leicht? Er gibt viel auf. Und er muß es ganz allein machen, hat keinen Rückhalt, nicht einmal dort, wohin er geht; er gilt als jemand, den man gern gebraucht, der aber, so lange der Ausgang ungewiß ist, keinen sicheren Stand hat, und kann sich nur auf sich selbst berufen.“⁸³ Es ist, schreibt Tumlér selbst, „eine Aufrollung von Geschichte“⁸⁴, was der Suche nach der Wahrheit bei Gatterer entspricht. Tumlér verfällt nicht in eine plumpe, opportunistische Schwarzweißmalerei, sondern er beschreibt Battisti als einen von uns, als einen gespaltenen Österreicher, als einen Südtiroler mit umgekehrten Vorzeichen. Tumlér stilisiert Battisti nicht zum Helden, wie dies der „Dolomiten“-Kommentar tut, sondern zum Mitmenschen. Hören wir uns Battistis letzten Monolog in Tumlers Roman an: „Aber wenn ich es aufnehme mit dieser Leere von Leben, das heißt: Wahrnehmung von Einbildung auf einem Quadratmeter und Feld, das ich nachmessen kann, daher mir einbilde, es ist wirklich – wenn ich diese Nachahmung unserer Existenz erzeugen will in Gestalten von Liebe, als Nachmachung von uns, und Entlassung, und Rückgabe der Gabe, daß wir denken: Ich denke, wir sind es uns schuldig, Leben zu machen. Rede es und schreibe es, weil ich mich zuerst in Sätzen, die ich mache, verstehe – aber hoffe auf Verständigung.“⁸⁵

Verständigung, zuerst noch Verständnis, das war auch Claus Gatterers Anliegen, als er 1967 sein Buch „Unter seinem Galgen stand Österreich. Cesare Battisti. Porträt eines „Hochverrätters“ veröffentlichte. Gatterer gibt bereits in der Einleitung zu verstehen, wie er Battisti einschätzt und was er mit dieser Publikation will: „Dieses Buch ist einem Irredentisten und Nichtnationalisten, einem internationalistischen Sozialisten und Pazifisten gewidmet“⁸⁶, der 1914 ausgezogen war, um den letzten Krieg des Risorgimento“ zu kämpfen. Das Buch Gatterers beschäftigt sich auf Tiroler Seite erstmals mit der ganzen Persönlichkeit Battistis. Dies bedeutet auch, daß Battisti als Sozialist gezeichnet wird, der es verstanden hatte, daß die nationale Frage nicht von der sozialen getrennt werden könne, aber auch nicht umgekehrt. Die nationale Befreiung setzt eine soziale voraus, oder, besser gesagt, nationale und soziale Befreiung bedingen einander.

Doch bereits Fabrizio Rasera hat anlässlich der „Gaismair-Tage 1983“ in Bozen anlässlich des 100. Todestages von Karl Marx festgestellt: „Die Biographie Gatterers ist wegen ihrer kulturellen Tiefe und schriftstellerischen Qualität oft einleuchtend und neu. Allerdings leidet sie darunter, im Grunde eine Umkehrung des Battisti-Mythos in demokratischer Sichtweise zu sein, ein Unterfangen, das historisch gut begründet und legitimiert zwar bestimmt keine instrumentalisierte Hagiographie ist, aber doch ein Buch, in dem die inneren Widersprüche dieser Persönlichkeit und vor allem sein Verhältnis zur eigenen Partei verschwommen im Hintergrund bleiben.“⁸⁷

Gatterers Arbeit ist von einer tiefen Sympathie für seine Figur gekennzeichnet, und der Autor aus Sexten hatte ja selbst einleitend zu seinem Buch geschrieben, es handle sich dabei mehr als um ein Porträt um eine Skizze, eine menschlich-politische. Er habe nie eine rechtfertigende oder apologetische Verteidigungsrede schreiben wollen, denn so etwas hätte Battisti auch posthum nicht nötig.⁸⁸

Gatterer hängt der italienischen Ausgabe seines Buches ein Kapitel über die Erben Battistis an. Es ist wohl anzunehmen, daß die Sichtweise Ernesta Bittantis, die Frau Battistis, oder Mimma, seiner Tochter, die Einschätzung Gatterers stark mitgeprägt haben. Die Erben jedenfalls haben immer Selbstbestimmung und Autonomie für Südtirol eingefordert und dabei auf das geistige Erbe Cesare Battistis hingewiesen⁸⁹, der seinerseits nie über die Grenze von Salurn geblickt habe. Gatterer übernimmt diese Position, und dort, wo es Unklarheiten in Battistis Haltung zur Grenzziehung gibt, wird diese eher als taktische Notwendigkeit für eine Intervention Italiens auf der Seite der Entente interpretiert.⁹⁰

Aber es gibt eine Reihe von Aussagen Battistis, die der These des „Salurnisten“ widersprechen. Selbst die Witwe Ernesta gibt in einem Brief an Gaetano Salvemini zu, daß Battistis Geist zum Schluß, wenn auch oberflächlich, so doch ehrlich von der Meinung Tolomeis dominiert worden sei. Und es muß sie dies so bedrückt haben, daß sie Salvemini bittet, dies für sich zu behalten.⁹¹

Aber auch die Beziehungen Battistis zu Tolomei und Battistis Sozialismus, den Gatterer als Teil der österreichischen Sozialdemokratie versteht, müssen heute im Lichte neuer Studien neu überdacht werden.⁹²

Äußerst aufschlußreich ist, wie das Buch Gatterers in den Medien aufgenommen worden ist. Die „Tiroler Tageszeitung“ begnügte sich mit einem kurzen bibliographischen Hinweis, vergißt aber nicht darauf hinzuweisen, daß Battisti zu Beginn des Ersten Weltkrieges „eine von leidenschaftlichem Nationalismus getragene Kriegshetze“ entfaltet habe, aber, positiv gesehen, sich nicht wie etwa Ettore Tolomei im Hinterland versteckte, sondern in den Krieg zog.⁹³

Anders die Tageszeitung „Dolomiten“, die der Rezension von Gatterers Buch eine ganze Seite widmete. Es war das letztemal, daß Battisti mit all den Vorurteilen „gerettet“ werden sollte, mit denen Gatterer aufgeräumt hatte. Gatterer wird dabei vorgeworfen, er versuche die Persönlichkeit Battistis „anhand zahlreichen Quellenmaterials auch dem deutschen Leser näherzubringen“. Doch Gatterer habe das gleiche Ziel im Auge wie all jene, die schon damals „Austria delenda“ geschrien hätten. Battistis Haltung verlange zwar, objektiv betrachtet, bei Freund und Feind Achtung, aber sein Ideal sei eben doch falsch gewesen. Das Photo der Hinrichtung habe zwar „dem Ansehen der Habsburger Monarchie schwerstens geschadet“, doch weise Gatterer auch in diesem Zusammenhang „im Brustton selbstgefälliger Besserwisserei das Urteil namhafter österreichischer Universitätsprofessoren zurück, denen er (...) Einseitigkeit und Nationalismus vorwirft“. Gegen Battisti sei kein „Haßurteil“ gefällt worden, schon 1902 habe er für Italien Spionage betrieben, und Organisationen wie die Dante-Gesellschaft hätten seit jeher ihre Klauen nach dem „urdeutschen Südtirol ausgestreckt“.⁹⁴

Gatterers These, wonach das Brünner Nationalitätenprogramm der Sozialdemokratie die Kraft gehabt hätte, die österreichisch-ungarische Monarchie umzubauen⁹⁵, widerspricht der Rezensent entschieden. Wie überhaupt: Wenn's um den Sozialismus Battistis geht, sind sich die Historiographen alle einig. Entweder gibt es diesen bei Battisti nicht, oder

sie belassen es dabei, daß er Sozialist und Irredentist war, oder grenzen sich davon ab, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, mit dieser Ideologie zu kokettieren.

Gerne wird darauf hingewiesen, daß der Triestiner Sozialismus internationalistisch, jener des Trentino nationalistisch gewesen sei.⁹⁶ Und einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wird mitunter auch darauf hingewiesen, daß die Trentiner Sozialisten, also Battisti, „Nationalsozialisten der ersten Stunde“⁹⁷ gewesen seien, oder, noch deutlicher, Battisti habe eine „ausgesprochen nationalsozialistische und irredentistische Richtung“ eingeschlagen.⁹⁸ Diese Begriffswahl und diese Assoziation kam natürlich nicht von ungefähr. Auch wenn Battisti als Kronzeuge für die Grenze bei Salurn herangezogen wird, fehlt selten ein Hinweis ideologischer Distanzierung. Ganz offensichtlich kommt das bei der Kundgebung auf Schloß Sigmundskron (1957) zum Ausdruck, wenn mit Bezug auf die Hinterlegung eines Kranzes für Battisti, „dem Verfechter der Grenze bei Salurn“, der Titel eines Helden verliehen wird, zugleich aber auf die „weltanschauliche Kluft“ hingewiesen wird, „die jeden Katholiken von ihm trennen muß“.⁹⁹ Und anläßlich des Todes der Witwe Battistis, Ernesta Bittanti, zollte man ihr Dank und Anerkennung, weil sie sich immer gegen das Unrecht ausgesprochen habe, das Südtirol zugefügt worden sei, und dies sogar „über alle weltanschaulichen Differenzen“ hinweg.¹⁰⁰

Die Diskussion um Battistis Sozialismus fand polemisch und einseitig verkürzt auch anläßlich des 70. Jahrestages seiner Hinrichtung im Jahre 1986 eine neue Auflage, als ein Vergleich zwischen Andreas Hofer und Battisti zu heftigen Kontroversen führte. Battisti wurde dabei als Sozialist mit einer politisch sozialen und intellektuellen Statur hingestellt, während Hofer als eine antigeschichtliche Figur definiert wurde, die in antiitalienischer Funktion mißbraucht worden sei.¹⁰¹ Von einem Vergleich zwischen Hofer und Battisti, wie dies Gatterer in seinem Roman „Schöne Welt, böse Leut“ getan hatte, waren diese historischen Ausflüge meilenweit entfernt.

Trotzdem hat das Jahr 1986 zu einer Wende geführt. Die undogmatische Linke Südtirols organisierte einen Kongreß über Cesare Battisti.¹⁰² Und in einem ganzseitigen Artikel in der Tageszeitung „Dolomiten“ wurde journalistisch erstmals der Versuch unternommen, der Figur Battistis gerecht zu werden. Alte Vorurteile wurden über Bord geworfen, ohne allerdings zur Gänze jenen Durchbruch zu erzielen, der eigentlich nach dem Buch Gatterers über den österreichischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten fällig gewesen wäre. Auch die Situation im Trentino wurde damals differenzierter dargelegt, als dies bislang der Fall gewesen war. Dennoch wird der historische Rubikon nicht überschritten, wenn in einer abschließenden Wertung geschrieben wird: „Aber auch ein Südtiroler von heute wird sich schwertun, selbst nach gebührender historischer Distanz, sich mit dem ‚Fall Battisti‘ zu versöhnen. Rein kriegsrechtlich, aber auch nach damaligem österreichischem Recht, kommt man an der Tatsache des Hochverrats nicht vorbei.“¹⁰³

Anläßlich der 70. Wiederkehr seiner Hinrichtung hatte die Enkelin Battistis, Mimma, so wie zuvor dessen Witwe Ernesta, die Forderung erhoben, die Büste des Trentiner Sozialisten vom Bozner Siegesdenkmal zu entfernen, wohin ihn die Faschisten 1928 als nationalen Märtyrer verbannt hatten. Ein „Komitee für das friedliche Zusammenleben“ überparteilich und interethnisch, unterstützte diese Forderung, sammelte Unterschriften und schrieb an den damaligen Staatspräsidenten Francesco Cossiga, er möge dieser Forderung nachkommen.¹⁰⁴ Silvius Magnago, damals Landeshauptmann von Südtirol, wandte sich ebenfalls an den Staatspräsidenten, und forderte seinerseits, diesem Ansinnen nachzukommen.¹⁰⁵ Battistis Büste zielt allerdings noch heute das Siegesdenkmal,

denn das staatliche Denkmalamt von Verona, dem das Denkmal untersteht, lehnte diesen Wunsch mit der Begründung ab, die Verlegung der Büste ins Castel del Buonconsiglio nach Trient würde eine ungerechtfertigte Beeinträchtigung des Siegesdenkmals zur Folge haben.¹⁰⁶ Staatspräsident Cossiga hatte damals, zwar nicht so offen wie das Denkmalamt, in etwa dieselbe Haltung eingenommen.¹⁰⁷ „Torna a casa, nonno“¹⁰⁸, hatte damals die Wochenzeitung „Panorama“ geschrieben, aber Battisti blieb im Ausgedinge, das er sich nicht hatte auswählen können.

Die Büste steht nach wie vor im Bozner Siegesdenkmal, Battisti liegt nach wie vor auf dem Doss Trent in einem vom Faschismus errichteten Mausoleum begraben. Jedes Jahr veranstalten die Faschisten zu seinem Todestag eine Mahnwache vor seiner letzten Ruhstätte, jedes Jahr gibt es deshalb Proteste und Polemiken.¹⁰⁹ 1992 drohte der Enkel Marco, er werde veranlassen, daß sein Großvater im Familiengrab beigesetzt werde, wenn dieser faschistische Spuk nicht endlich eine Ende finden würde.¹¹⁰

Während die italienischen Tageszeitungen darüber immer sehr ausführlich berichten¹¹¹, wird diesen Notizen in den deutschsprachigen Gazetten weit weniger Aufmerksamkeit gewidmet.¹¹² Man nimmt es zur Kenntnis und überläßt diese Frage „den Italienern“, verfolgt alles von außen, als Zaungast.

Selbst der historische Schritt des österreichischen Außenministers Alois Mock, der im Sommer 1992 die Hinrichtungsstätte Battistis in Trient besuchte und ihm als erster österreichischer Politiker seine Ehre erwies¹¹³, wurde nur kurz und kommentarlos wiedergegeben.¹¹⁴

Mock hatte vor der Gedenktafel im Castel del Buonconsiglio gemeint, Battisti sei eine tragische Figur gewesen, die uns lehren solle, aus der Geschichte zu lernen. Von Battisti bewundere er die mutige Aufrichtigkeit, auch wenn das Todesurteil „rechtlich einwandfrei“ gewesen sei.¹¹⁵

Dies nun ist der letzte Mythos, der sich bis heute am hartnäckigsten gehalten hat. Diese letzte, bis heute nie hinterfragte Verteidigungslinie Tirols und ganz Österreichs gerät nun ebenfalls ins Wanken. Man war besonders in den letzten Jahren sogar soweit gegangen zu sagen, daß die Hinrichtung politisch und ethisch falsch gewesen war, doch juristisch, ja juristisch bleibt das Urteil gegen Battisti aufrecht und einwandfrei.¹¹⁶ Jedes andere Land, wird zusätzlich argumentiert, würde mit Deserteuren genauso umgehen.

Nun hat Ernst Ganahl, der ehemalige Präsident der Tiroler Rechtsanwaltskammer, gerade dieses „rechtlich einwandfrei“ näher untersucht und kommt zum Schluß, daß da so einiges auf wackeligen Füßen steht.¹¹⁷ Battisti war mit ordentlichem Reisepaß nach Italien gereist. Er hatte nie beim österreichischen Militär gedient, war weder als Landwehrverpflichteter nach Kriegsausbruch einberufen worden, noch hatte er sich einem Einberufungsbefehl widersetzt. Battisti war im juristischen Sinne nicht fahnenflüchtig.¹¹⁸

Weiters hat Ganahl beim Prozeß eine Reihe von Verfahrensmängeln nachgewiesen. So wurde Battisti ein Pflichtverteidiger zugeteilt, seinen Vertrauensanwalt lehnte man ab¹¹⁹, worauf auch schon Gatterer hingewiesen hatte.¹²⁰ Auch die Frage, ob Battisti durch seinen Eintritt in das italienische Heer italienischer Staatsbürger geworden war, was für das Verfahren in Sachen Jurisdiktion eine wichtige Rolle gespielt hätte, wurde nicht erörtert.¹²¹

Als Reichsrats- und Landtagsabgeordneter besaß Battisti parlamentarische Immunität, die nur auf Antrag vom Vertretungskörper hätte aufgehoben werden können. Ganahl bestreitet nicht den Hochverrat Battistis, aber das Verfahren war offenkundig mangelhaft, die Rechte des Angeklagten waren verletzt worden.¹²²

Der Prozeß wurde am 12. Juli 1916 in zwei Stunden abgewickelt, zu einem „glücklichen Ende“ geführt.¹²³ Zwei Stunden auch wurde der tote Battisti der Öffentlichkeit zur Schau gestellt.¹²⁴ Ein Theater des Schreckens. Das Todesurteil Battistis stand bereits vor Prozeßbeginn fest, was schon allein aus dem Umstand hervorgeht, daß sich der Scharfrichter Johann Lang noch vor dem Urteil gegen Battisti bereits auf dem Weg von Wien nach Trient befand.¹²⁵ „Das Gesetz war wieder einmal gewahrt worden. Das Recht hatte seinen Lauf genommen“, schreibt Gatterer.¹²⁶

Über dieses Festhalten am Recht, am Buchstaben des Rechts, läßt Franz Tumler in seinem Roman Cesare Battisti selbst zu Wort kommen: „(...) Und ich denke, daß das Urteil über mich feststand, denn warum hätten sie mich in diese Zelle gebracht, hier in Trient, als um mich zu exekutieren, damit der Ort (...) ein Beispiel hat an mir, wie es einem Mann ergeht, der zu Italien will und das Gesetz nicht achtet, das er kennt; aber sagt, daß es Buchstaben sind. (...) Sie haben unsere Sätze als Bausteine ihres Rechtsgebäudes genommen, um sich das Denken zu ersparen. (...) Da gibt es keine Verzögerung bei Petitionen, die das Denken einreicht ... Sondern es muß sofort geschehen, und es ist kein böser Wille dabei. Nur, daß sie mich in meiner Vaterstadt Trient gehenkt haben – es ist ihnen nicht gut bekommen. Und ich frage mich, ob es Absicht war; es hätte sich jemand das so ausdenken können als Abschreckung. Aber so weit denkt man auch wieder nicht, wenn man mit einer Sache täglich zu tun hat; ich glaube eher, es war Fahrlässigkeit. Und dann kommt das Kommando zur Exekution zusammen – und wird fotografiert.“¹²⁷

- 1 Tumler, Franz: Aufschreibung aus Trient, Frankfurt/M. 1965, S. 22. In der Folge zitiert in der Ausgabe von 1982.
- 2 Zu Tumler vgl. u. a. Zimmermann, Hans Dieter (Hg.): Welche Sprache ich lernte, Texte von und über Franz Tumler, München 1986.
- 3 Über Battisti vgl. vor allem Battisti, Cesare: Scritti politici e sociali, hg. von Renato Monteleone, Firenze 1966. Cesare Battisti: Epistolario, Bd. 1, hg. von Renato Monteleone und Paolo Alatri; Bd. 2, hg. von Paolo Alatri, Firenze 1966.
- 4 Vgl. Hautmann, Hans: Kriegsgesetze und Militärjustiz in der österreichischen Reichshälfte 1914–1918, in: Weinzierl, Erika–Stadler, Karl (Hg.): Justiz und Zeitgeschichte (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Salzburg, Bd. 1), Wien 1977, S. 101–122. Pedron, Pina: In nome di Sua Maestà l'Imperatore d'Austria! Il fondo „Processi di guerra 1914–1918“ dell'Archivio di Stato di Trento, in: materiali di lavoro, rivista di studi storici 1-2-3 (1985), nuova serie, S. 3–68. Oberkofler, Gerhard–Rabofsky, Eduard: Tiroler Kaiserjäger in Galizien, in: Weiss, Sabine (Hg.): Historische Blickpunkte. Festschrift für Johann Rainer (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 25), Innsbruck 1988, S. 513ff.
- 5 Roth, Joseph: Radetzky marsch, München 1984, S. 303.
- 6 Vgl. Gatterer, Claus: Cesare Battisti. Ritratto di un „alto traditore“ (Biblioteca di Storia, Bd. 15), Firenze 1975, S. 27.
- 7 Vgl. Gatterer, Claus: Erbfeindschaft Italien–Österreich, Wien 1972.
- 8 Vgl. Pallaver, Günther: „Ihr Deutsche, gebt uns Brüdern Raum/Da wir nach Norden schreiten“. Eine großdeutsche Lösung für Südtirol?, in: Albrich, Thomas–Eisterer, Klaus–Steininger, Rolf (Hg.): Tirol und der Anschluß. Voraussetzungen, Entwicklungen, Rahmenbedingungen 1918–1938 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 3), Innsbruck 1988, S. 225ff.
- 9 Gatterer, Cesare Battisti, S. 15.
- 10 Vgl. Lukan, Walter–Peyfuß, Max Demeter: Jeder Schuß ein Ruß', jeder Stoß ein Franzos. Kriegspropaganda auf Postkarten 1914–1918, in: Weigl, Hans–Lukan, Walter–Peyfuß, Max Demeter (Hg.): Jeder Schuß ein Ruß', jeder Stoß ein Franzos. Literarische und grafische Kriegspropaganda in Deutschland und Österreich 1914–1918, Wien 1983, S. 40.
- 11 Ebda, S. 42.
- 12 Bildpostkartentext, abgedruckt bei Weigl–Lukan–Peyfuß, Jeder Schuß ein Ruß', S. 99.
- 13 Postkarte Nr. 128, in: Pignotti, Lamberto: Figure d'assalto. Le cartoline della Grande Guerra, Rovereto 1985.
- 14 Das Gedicht von Hubert H. Birke ist abgedruckt in: Lukan–Peyfuß, Jeder Schuß, S. 44.
- 15 Vgl. Weißensteiner, Robert: Die Geschichte Südtirols im Spiegel des christlichsozialen Blattes „Der Tiroler“ 1914–1925, phil. Diss., Innsbruck 1979, S. 62.

- 16 Ebda, S. 101.
- 17 Vgl. Fröhlich, Eduard: Der Kampf um die Berge Tirols in österreichischer und italienischer Darstellung, Bregenz 1932, S. 114. Vgl. die kuriose Nachricht in der Tageszeitung „Dolomiten“ vom 14. 1. 1950: Er nahm Battisti gefangen.
- 18 Vgl. Steurer, Leopold: „Undeutsch und jüdisch“. Streiflichter zum Antisemitismus in Tirol, in: Pallaver, Günther (Hg.): Die Geschichte der Juden in Tirol von den Anfängen im Mittelalter bis in die neueste Zeit (Sondernummer der Zeitschrift „Sturzflüge“ Nr. 15/16), Bozen 1986, S. 58.
- 19 Vgl. Pallaver, Ihr Deutsche, S. 227ff.
- 20 Besonders negativ hervorzuheben ist dabei die Arbeit von Parteli, Othmar: Südtirol (1918–1970) als Band 4/I der „Geschichte des Landes Tirol“, hg. von Josef Fontana, Bozen 1988.
- 21 Vgl. Gatterer, Cesare Battisti, S. 28. Derselbe: Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien, Wien–Frankfurt–Zürich, S. 71. Mitunter wird Battistis Nationalismus dermaßen herausgeholt, daß von seinem Sozialismus nichts mehr übrigbleibt. Vgl. dazu etwa Schober, Richard: Storia della Dieta Tirolese 1816–1918, Trento 1987, S. 203.
- 22 Nachruf, in: Die Fackel, 501–507, Januar 1919, S. 53.
- 23 Den Schimpf einer unmenschlichen Haltung während des Krieges weisen wir mit Verachtung zurück, in: Die Fackel, 508–513, S. 47.
- 24 Gatterer, Erbfeindschaft, S. 230.
- 25 Aufschubreich ist der Umstand, daß es in Südtirol nur Hubert Mumelter für angebracht hielt, Franz Tumlers Roman zu rezensieren. Vgl. Mumelter, Hubert: Begegnung mit Südtirol. Zu Franz Tumlers „Aufschreibung aus Trient“, in: Der Schlern 6 (1966), S. 275–279. In Tirol erschien darüber überhaupt keine Zeile. Zu den Südtirol-Attentaten vgl. vor allem Baumgartner, Elisabeth–Mayr, Hans–Mumelter, Gerhard: Feuernacht. Südtirols Bombenjahre. Ein zeitgeschichtliches Lesebuch, Bozen (2) 1992.
- 26 Tumler, Aufschreibung, S. 22–23.
- 27 So der Schriftsteller Norbert C. Kaser. Vgl. seine „Brixner Rede“ in: norbert c. kaser. prosa. gesammelte werke, Bd. 2, hg. von Benedikt Sauer und Erika Wimmer-Webhofer, Innsbruck 1988, S. 117.
- 28 Tumler, Aufschreibung, S. 23.
- 29 Vgl. dazu Fontana, Josef: Die Legion Trentina und Südtirol, in: Riedl, Franz Hieronymus–Pan, Christoph–Cescutti, Marian–Gismann, Robert (Hg.): Tirol im 20. Jahrhundert. Festschrift für Viktoria Stadlmayer, Bozen 1989, S. 83–123.
- 30 Gabriele D'Annunzio alla Legione Trentina, in: „Trentino“, Juli 1927, zitiert nach Rasera, Fabrizio: Gatterer e Battisti, in: archivio trentino di storia contemporanea. Bollettino del Museo trentino del Risorgimento e della Lotta per la Libertà, nuova serie anno XL 3 (1991), S. 5.
- 31 Ebda, S. 6.
- 32 Ebda, S. 5–6.
- 33 Gatterer, Claus: Schöne Welt–Böse Leut. Kindheit in Südtirol, Wien–München 1977, S. 153.
- 34 Ebda, S. 154.
- 35 Ebda.
- 36 Ebda.
- 37 Tumler, Aufschreibung, S. 23.
- 38 Vgl. etwa Fontana, Josef: Vom Neubau bis zum Untergang der Habsburgermonarchie (1848–1918), Bd. 3 der „Geschichte des Landes Tirol“, hg. von Josef Fontana, Bozen 1987, S. 479.
- 39 Volkszeitung, 14. 7. 1916.
- 40 Vgl. Othmerding, Heinz-Rudolf: Sozialistische Minderheitenpolitik am Beispiel Südtirol von den Anfängen des Konflikts bis heute, phil. Diss., Hamburg 1984, Bd. 1, S. 171.
- 41 Ebda. Vgl. Auch Oberkofler, Gerhard: Die Tiroler Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis zum Ende des 2. Weltkrieges (Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 43), Wien (2) 1986, S. 157.
- 42 Neue Tiroler Stimmen, 28. 7. 1916.
- 43 Zitiert nach Gatterer, Claus: Unter seinem Galgen stand Österreich. Cesare Battisti. Porträt eines „Hochverrätters“, Wien–Frankfurt–Zürich 1967, S. 13.
- 44 Othmerding, Sozialistische Minderheitenpolitik, Bd. 1, S. 184.
- 45 Vgl. Ferrandi, Maurizio: Ettore Tolomei. L'uomo che inventò l'Alto Adige, Trento 1986. Franke, Gisela: Im Kampf um Südtirol. Ettore Tolomei (1865–1952) und das „Archivio per l'Alto Adige“ (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 67), Tübingen 1987.
- 46 Vgl. Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 15.
- 47 Vgl. etwa Widmoser, Eduard: Südtirol-Brevier von A–Z, München–Innsbruck 1966, S. 16, und ders.: Südtirol A–Z, Bd. 1 (A–F), Innsbruck–München 1982, S. 123.
- 48 Vgl. Steurer, Leopold: Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919–1939, Wien–München–Zürich 1980, S. 29.
- 49 Vgl. etwa Eigentler, Ernst: Tirol im Inneren während des Ersten Weltkrieges von 1914–1918, phil. Diss., Innsbruck 1954, S. 211.

- 50 Reut-Nicolussi, Eduard: Das altösterreichische Nationalitätenrecht in Welschtirol (Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, Bd. 5), Innsbruck 1930.
- 51 Vgl. etwa Fontana, Neubau, S. 225ff. Harb, Rudolf–Hölzl, Sebastian–Stöfer, Peter: Tirol. Texte und Bilder zur Landesgeschichte, Innsbruck 1982, S. 235.
- 52 Vgl. Lechthaler, Alois: Handbuch der Geschichte Tirols, Innsbruck–Wien–München 1936, S. 331.
- 53 Vgl. Herre, Paul: Die Südtiroler Frage. Entstehung und Entwicklung eines europäischen Problems der Kriegs- und Nachkriegszeit, München 1927, S. 27.
- 54 Reut-Nicolussi, Eduard: Tirol unterm Beil, München 1928.
- 55 Steurer, Südtirol, S. 263.
- 56 Herre, Die Südtiroler Frage, S. 46.
- 57 Ebda, S. 27.
- 58 Vgl. Waldner, Hansjörg: „Deutschland blickt auf uns Tiroler“. Südtirol-Romane zwischen 1918 und 1945, Wien 1990, S. 33ff.
- 59 Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Reinbeck bei Hamburg 1980, Bd. 2, S. 65.
- 60 Vgl. Waldner, Deutschland, S. 34.
- 61 Lechthaler, Alois: Handbuch, S. 331.
- 62 Der 20. Jahrestag des Kriegsbeginns, in: Dolomiten, 22. 5. 1935.
- 63 S. M. der König in Trento, in: Dolomiten, 27. 5. 1935.
- 64 Ein Kranz für Cesare Battisti, in: Dolomiten, 18. 11. 1957.
- 65 Profanisierung? in: Dolomiten, 20. 11. 1957.
- 66 Stolz, Otto: Geschichte des Landes Tirol, Innsbruck–Wien–München 1955, S. 696.
- 67 Pfandler, Wolfgang (Hg.): Südtirol – Versprechen und Wirklichkeit, Wien 1958, S. 29.
- 68 Widmoser, Eduard: Südtirol-Brevier, S. 16.
- 69 Wurzer, Bernhard: Der italienische Irredentismus, in: Reimmichls Volkskalender 1961, S. 149.
- 70 Ritschel, Karl-Heinz: Diplomatie um Südtirol. Politische Hintergründe eines europäischen Versagens, Stuttgart 1966, S. 60.
- 71 Gschnitzer, Franz: Tirol. Geschichtliche Einheit, Wien (4) 1960, S. 58.
- 72 Springenschmid, Karl: Schicksal Südtirols in Vergangenheit und Zukunft, Graz–Stuttgart 1971, S. 39, 58.
- 73 Gruber, Alfons: Südtirol unter dem Faschismus (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 1), Bozen 1974, S. 64.
- 74 Forcher, Michael: Tirol. Historische Streiflichter, Wien 1974, S. 97.
- 75 Kramer, Hans: Die Italiener unter der österreichisch-ungarischen Monarchie (Wiener Historische Studien, Bd. 2), Wien–München 1954, S. 46.
- 76 Fontana, Josef: Legione Trentina, S. 84.
- 77 Fontana, Josef (Hg.): Südtirol und der italienische Nationalismus. Entstehung und Entwicklung einer europäischen Minderheitenfrage. Quellenmäßig dargestellt von Walter Freiberg. Teil 1: Darstellung (Schlern-Schriften 282/1), Innsbruck 1989, S. 21.
- 78 Profanisierung? in: Dolomiten, 20. 11. 1957.
- 79 Vgl. Widmoser, Südtirol A–Z, S. 123.
- 80 Vgl. Riedmann, Josef: Geschichte Tirols, Wien 1982, S. 200. Forcher, Michael: Tirols Geschichte in Wort und Bild, Innsbruck (3) 1988, S. 192.
- 81 Vgl. Fontana, Josef, Vom Neubeginn, S. 217, 298.
- 82 Vgl. Battisti, Livia (Hg.): Cesare Battisti. Processi e autodifesa, Trento 1971.
- 83 Tumler, Aufschreibung, S. 73.
- 84 Ebda, S. 155.
- 85 Ebda, S. 246–247.
- 86 Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 7.
- 87 Rasera, Fabrizio: Zur Geschichte der Trentiner Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zum Weltkrieg: Eine kritische Bilanz, in: Hartungen, Christoph von, und Pallaver, Günther (Hg.): Arbeiterbewegung und Sozialismus in Tirol (Gaismaier-Tage 1983. Bozen–Innsbruck), Bozen–Innsbruck 1986, S. 56–57.
- 88 Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 7.
- 89 Battisti, Ernesta: Cesare Battisti, l'Alto Adige e l'ora attuale, Trento 1956. Gatterer, Cesare Battisti, S. 247ff.
- 90 Vgl. Gatterer, Cesare Battisti, S. 203ff. Zu dieser Frage vgl. auch Delle Donne, Giorgio: Cesare Battisti e la questione altoatesina, Roma 1987, bes. Kapitel II, S. 35ff.
- 91 Vgl. Rasera, Gatterer e Battisti, S. 9.
- 92 Ebda, S. 9–11.
- 93 Der Irredentist Cesare Battisti, in: Tiroler Tageszeitung, 16. 10. 1967.
- 94 Unter seinem Galgen stand Österreich, in: Dolomiten, 2./3. 9. 1967.
- 95 Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 7.
- 96 Kramer, Hans: Die Italiener unter der österreichisch-ungarischen Monarchie (Wiener Historische Studien, Bd. 2), Wien–München 1954, S. 75.

- 97 Ebda, S. 60.
- 98 Gschließer, Oswald von: Der italienische Nationalismus, in: Huter, Franz (Hg.): Südtirol. Eine Frage des europäischen Gewissens, Wien 1965, S. 181.
- 99 Profanisierung? in: Dolomiten, 20. 11. 1957.
- 100 Italien tut Unrecht an Südtirol, in: Dolomiten, 19. 10. 1957.
- 101 Minach, Ferruccio: 1986: un anniversario da ricordare l'impiccagione di Cesare Battisti, in: Alto Adige, 13.1.1986. Cesare Battisti ein Märtyrer und Andreas Hofer ein Reaktionär? in: Tiroler Tageszeitung, 16. 1. 1986.
- 102 Michael-Gaismair-Gesellschaft Bozen und Circolo Culturale Salvemini, Bozen, 28.–29. 11. 1986. Dabei ging es um Battisti im Kontext des Sozialismus in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es war die erste Tagung dieser Art in Südtirol. Vgl. dazu Florineth, Norbert: Grenzen und Geschichte. Franz Tumlers „Das Land Südtirol“, in: Franz Tumler, Beiträge zum 75. Geburtstag, S. 62.
- 103 Kofler, Heinrich: Battisti – Held oder Verräter? in: Dolomiten, 12./13. ?? 1986.
- 104 Ristabiliamo la verità storica, in: l'Adige 24. 2. 1987. Cesare Battisti soll von Bozen nach Trient gebracht werden, in: Tiroler Tageszeitung, 4. 3. 1987. Verläßt Battisti das Siegesdenkmal?, in: Dolomiten, 5. 3. 1987. Schreiben an Cossiga wegen Battisti-Büste, in: Dolomiten, 26. 3. 1987. Ansaloni, Giancarlo: Via da Bolzano il busto di Battisti, in: La Stampa, 27. 3. 1987. Schon Monate zuvor hatte Roberto Colletti geschrieben: Prego, fatelo scendere da quel monumento, in: Alto Adige, 29. 11. 1986.
- 105 Battisti a Trento? in: Alto Adige, 16. 5. 1987. Nein zur Übersiedlung der Battisti-Büste, in: Dolomiten, 20. 5. 1987. Nein zur Verlegung Battistis, in: Dolomiten, 23./24. 5. 1987.
- 106 Büste Battistis muß in Bozen bleiben, in: Tiroler Tageszeitung, 29. 5. 1987.
- 107 Mündliche Auskunft von Italo Ghirigato, Präsident des Komitees für das friedliche Zusammenleben in Südtirol, 17. 9. 1992.
- 108 Redivo, Renzo: Torna a casa, nonno, in: Panorama, 28. 4. 1987.
- 109 Keine MSI-Mahnwache für Battisti, in: Tiroler Tageszeitung, 11. 4. 1991. Der neofaschistische MSI ließ zum 12. Juli 1986 in ganz Südtirol Plakate aufkleben, auf denen Battisti „in schlimmster national-faschistischer Tradition zu einem Vorkämpfer der italianità Südtirols umfunktioniert wurde.“ Vgl. Steuerer, Leopold: 12. Juli, in: Gaismair-Kalender 1987, S. 25. Aber auch der sozialistische italienische Verteidigungsminister Lelio Lagorio ließ 1980 anlässlich der „Festa delle forze armate“ Plakate mit dem Bildnis von Cesare Battisti anschlagen, um an den italienischen Patriotismus zu appellieren. Vgl. Südtiroler Volkszeitung, 7. 11. 1980.
- 110 Streiflichter, in: Volksbote, 16. 7. 1992. Wieder Streit um Battisti, in: Dolomiten, 18./19. 7. 1992.
- 111 Vgl. etwa Un'offesa a Battisti, in: Alto Adige, 2. 11. 1991. Saluti romani, in: Alto Adige, 4. 11. 1991.
- 112 Vgl. etwa Polemiken um Nachtwache des MSI am Trienter Battisti-Denkmal, in: Ansa, 1. 11. 1991, 15.48 Uhr. Kucera, Hansjörg: Die Schatten der Vergangenheit, in: Tiroler Tageszeitung, 7. 11. 1991.
- 113 Storico omaggio, in: Alto Adige, 11. 8. 1992. Storico omaggio alla memoria di Battisti, in: il mattino dell'Alto Adige, 11. 8. 1992.
- 114 Mock zu Besuch in Trient, in: Tiroler Tageszeitung, 12. 8. 1992.
- 115 Italien-Österreich: Minister Mock zu Cesare Battisti, in: Ansa, 11. 8. 1992, 16.17 Uhr.
- 116 Vgl. Lichem, Heinz von: Der Tiroler Hochgebirgskrieg 1915–1918 im Luftbild, Innsbruck 1985, S. 120–121. Lichem behauptet auch, Battisti sei nicht gehängt, sondern mit der spanischen Garotte langsam zu Tode gewürgt worden.
- 117 Ganahl, Ernst: Gedanken eines Juristen zum Hochverratsprozeß gegen Dr. Cesare Battisti vor dem Landwehr-Feldkriegsgericht als Standgericht in Trient, 11./12. Juli 1916, in: das Fenster 49 (1992), S. 4784ff.
- 118 Ebda, S. 4786. Im Gegensatz dazu hatten bislang die meisten Autoren die irrije Meinung vertreten, Battisti sei österreichischer (Reserve-)Offizier gewesen. Vgl. etwa Riedmann, Josef: Geschichte Tirols, Wien 1982, S. 200. Forcher, Michael: Tirols Geschichte in Wort und Bild, Innsbruck (3) 1988, S. 192. Corsini, Umberto–Lill, Rudolf: Südtirol 1918–1946, Bozen 1988, S. 34.
- 119 Ganahl, Hochverratsprozeß, S. 4792.
- 120 Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 11.
- 121 Ganahl, Hochverratsprozeß, S. 4793.
- 122 Ebda, S. 4794.
- 123 Ebda, S. 4793.
- 124 Vgl. Gatterer, Unter seinem Galgen, S. 10.
- 125 Ebda, S. 9.
- 126 Ebda, S. 11.
- 127 Tumler, Aufschreibung, S. 212–214.

Günther Pallaver, geb. 1955 in Bozen, Dr. jur., Dr. phil., 1974–1980 Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten Innsbruck und Salzburg, 1980–1981 Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, ab 1981 der Geschichte und Politikwissenschaft, Studienaufenthalte in Wien, Verona und London, 1987–1989 Vertragsassistent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck, 1989–1994 Journalist in Bozen und Lektor an den Instituten für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte (beide Innsbruck), seit 1995 Univ.-Ass. am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Politisches System Italiens, Südtirolpolitik, politische Kommunikation.

Manfried Rauchensteiner

Der Erste Weltkrieg

Verrat auf italienisch

„Das menschliche und soldatische Verhalten der Kaiserschützen im Ersten Weltkrieg mutet wie ein zeitloses Symbol österreichischer Soldatentugenden an. Und so sei hier ein wenig über den altösterreichischen Soldaten nachsinniert. Er war ein Mann, der alle Soldatentugenden mitbrachte: In seinen Adern pulste das Blut unzähliger tapferer Vorfahren. Sein militärischer Einsatz entsprach nur dem Wunsch, Unrecht durch Recht zu sühnen – die bedrohte Heimat zu retten ... Ereignisse des Krieges, die heute oft schon wie Wunder erscheinen, waren damals Norm und Selbstverständlichkeit – entsprangen dem Bluterbe der Habsburgerwelt, der Donaumonarchie.“ Mit diesem Zitat aus einem populärwissenschaftlichen Buch über die Tiroler Gebirgsfront im Ersten Weltkrieg¹ sollte nicht in den alten Konflikt um Kaiserschützen und Kaiserjäger eingegriffen, sondern nur gezeigt werden, daß auch für die siebziger und achtziger Jahre gilt, was in den zwanziger Jahren gegolten hatte: Wessen das Herz voll ist, dem geht der Mund über, oder: Dem der Schwulst gegeben, dem ist der Verlag sicher!

Es war ein gebürtiger Steirer und naturalisierter Tiroler, der so formulierte. Ist es Klischee, das er verbreitete, oder schlicht Schwulst? Wahrscheinlich beides. Denn die Darstellung der Rolle der Soldaten der Alpenländer im Ersten Weltkrieg – und nicht nur Tirols – erfolgte bis in die jüngste Zeit unter dem Prätext des Heldischen. Und die besonderen Leistungen, die zweifellos erbracht wurden, mußten immer wieder dazu herhalten, um deutlich zu machen, daß es vor allem die deutschsprachigen Bewohner der Alpenländer waren, die zu solchen Leistungen fähig gewesen sind, und niemand gleich ihnen, an Opferbereitschaft, an Heimattreue und schließlich auch an konsequenter Würdigung dieser Eigenschaften.

Klischee und Stereotypen reichen sich sehr häufig die Hand. Doch wir sollten wahrscheinlich nicht zu hart über jene urteilen, die sich in Klischees geübt und gerade im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg versucht haben, durch das Klischee, durch Stereotypen und durch das Überzeichnen der Rolle des eigenen Landes etwas zu verdeutlichen und etwas im Gedächtnis zu erhalten, das seine politische Dimension nicht verlieren sollte. Denn schließlich ging es ja um Südtirol und das Verhältnis zu Italien – in den zwanziger wie in den achtziger Jahren. Und die Politik hat den „Abklatsch“ direkt oder indirekt, jedoch beständig gefördert.

Doch ordnen wir einmal die Zusammenhänge: Österreich-Ungarn nahm 1915 mit Italien einen weiteren Gegner auf sich, weil es sich dem erpresserischen Druck Italiens nach Abtretung Trients und Triests widersetzte und schließlich mit seinen in letzter Minute gemachten Angeboten noch immer hinter jenen der Alliierten zurückblieb. Im Lichte der Nachkriegserfahrung läßt sich sogar verkürzend mutmaßen: Mit Italien verfügten die Alliierten über jenen „overkill“, der Österreich-Ungarn und die Mittelmächte nicht nur den militärischen Sieg, sondern die Habsburgermonarchie auch die Existenz kostete. Das

scheint mir auch einer der Gründe dafür zu sein, daß die Historiographie über die Südwestfront in Österreich-Ungarns letztem Krieg so sehr emotionalisiert wurde, daß sich Klischees und Stereotypen fast ungebrochen halten konnten.

Wie bei Serbien war 1915 im Fall Italiens der Gedanke der Rache etwas, das eine gewisse Rolle spielte. Noch wichtiger war die Erschütterung über ein Verhalten, das als Verrat gewertet wurde und als Treuebruch. Das Berechnende der italienischen Politik wurde herausgestrichen. Es kam aber auch eine gewisse Geringschätzung ins Spiel, denn Italien wurde in seiner Gegnerschaft und seiner Gefährlichkeit wohl hinter Rußland gereiht; vielleicht sogar hinter Serbien, das der k. u. k. Armee 1914 Achtung abgenötigt hatte.

Gegen Italien ließen sich freilich auch Kräfte mobilisieren, die anderswo nicht zur Verfügung standen. In Tirol etwa schien es – einem häufig gebrauchten Klischee zufolge – nichts zu geben, das die Leistungs- und Opferbereitschaft einschränken konnte. Der Krieg mit Italien wurde aber auch zum Schulbeispiel für das Gesetz der intellektuellen Minderung, wenn es darum ging, Emotionen für ganz bestimmte politische Situationen zu nutzen.²

Die Bilder und Symbole für die Bewohner der Apenninenhalbinsel waren schon längst geprägt. Das ging von den üblichen wegwerfenden Bezeichnungen („Katzlmacher“) hin zu den neuen Stereotypen, die dann nur mehr zum eigenen Wertesystem in Bezug gesetzt werden mußten. „Nieder mit der Räuberhorde/ die in Wort und Tat/ uns belogen und betrogen/ uns verraten hat... Rache für den Schurkenstreich/ Vorwärts alt und jung/ Welche Tück und Niedertracht/ schreit nach Züchtigung...“³

Bei den Stereotypen mußte man nicht weit gehen. Sie kamen in den Sitzungen des gemeinsamen Ministerrates in Wien, in privaten Aufzeichnungen und besonders ausführlich im Briefwechsel des Chefs des k. u. k. Generalstabes mit der Militärkanzlei des Kaisers vor. „Perfidie“ war das am häufigsten gebrauchte Wort. Conrad schrieb da unter anderem schon eine Woche vor der Kriegserklärung an Feldzeugmeister Arthur Freiherrn von Bolfras: „Die Vorgänge in Italien zwingen uns jetzt schon endgiltig mit dem Krieg gegen diesen perfiden Staat zu rechnen... Hervorheben möchte ich noch, daß es hinsichtlich der im Kriegsfall gegen Italien zu erlassenden Proklamation sehr darauf ankäme, daß diese in schärfster, die Perfidie Italiens vernichtend bloßstellenden und Italiens Vorgehen nicht als Krieg, sondern als feigen, gemeinen, wortbrüchigen Raubzug, beziehungsweise Diebstahl bezeichnenden Worten abgefaßt werde.“⁴ Sorge und Vorurteil reichten sich die Hände.

Die militärischen Stellen trugen sich mit dem Gedanken, alle Staatsangehörigen Italiens im Alarmfall – ob verdächtig oder nicht – abzuschicken, zu internieren oder zu verhaften. Schließlich wurde die Verhängung des Standrechts für die gesamte Monarchie in Aussicht genommen und erst im letzten Moment, am 27. April 1915, nach einer Intervention des Ministers des Äußern, Burián, beim Kaiser aufgeschoben.⁵ Nichtsdestoweniger wurden Listen angelegt und auf dem jeweils letzten Stand zu halten versucht. Über Zigtausende Italienern der Habsburgermonarchie schwebte das Damoklesschwert der Aussiedlung und Internierung. Allein die Hinausgabe des vorbereitenden Erlasses hatte als Alarmzeichen genügt.

Die Sache hatte aber auch eine militärische Dimension besonderer Art, denn wenn den Italienern der Monarchie generell Mißtrauen entgegengebracht und sie zur Aussiedlung gezwungen werden sollten, wie war dann gegenüber den Italienern in der k. u. k.

Armee und der Kriegsmarine zu verfahren. Mit 1,3% Anteil an der gesamten österreichisch-ungarischen Streitmacht schienen die Italiener nicht ins Gewicht zu fallen, doch bei näherem Hinsehen mußte es sich zeigen, daß beispielsweise das Tiroler Kaiserjägerregiment Nr. 2 zu 48% aus Italienern bestand; geringer war ihr Anteil bei den drei anderen Kaiserjägerregimentern. Das Feldjägerbataillon Nr. 20 zählte 31% Italiener, und bei der Kriegsmarine machte deren Anteil immerhin 18,3% bei den Mannschaften und 9,8% bei den Offizieren aus. Das sollte schon zu denken geben.⁶ Zigtausende hatten bis dahin loyal im Rahmen der österreichisch-ungarischen Truppen gekämpft, und es gab eigentlich kein Anzeichen dafür, daß sie dies nicht auch weiterhin tun würden.

Der Schock, den die Gerüchte über die drohende italienische Kriegsgefahr hervorriefen, genügte auch, um die schon seit dem Herbst 1914 laufenden Bemühungen um die Formierung von Freiwilligenverbänden und vor allem der Tiroler Standschützen zu verstärken. Seit 1913 war das Tiroler Schützenwesen zur landsturmpflichtigen Körperschaft erklärt und damit die Einbindung dieser Institution in die Landesverteidigung neu geregelt worden. Das war umso wichtiger, als der Landsturm zu Marschbataillonen formiert und auch außerhalb des jeweiligen Ergänzungsbereichs verwendet werden konnte. Solcherart kamen denn auch Landsturmbataillone aus Tirol und Vorarlberg auf dem Balkan und in Galizien zum Einsatz.⁷ Daraus erwuchs eine lange und heftig geführte Kontroverse zwischen den Landeshauptmännern von Tirol und Vorarlberg, Kathrein und Rhomberg, einerseits sowie dem Landesverteidigungsministerium der österreichischen Reichshälfte andererseits. Die zwar formal kaum anfechtbare Verwendung des Tiroler und Vorarlberger Landsturms und damit auch von Standschützen auf dem Balkan und in Galizien sowie die rasch steigenden Verluste der Tiroler Truppenkörper auf den beiden Kriegsschauplätzen hatten die Kriegsbegeisterung an Inn, Etsch und Bodensee fast schlagartig zum Verschwinden gebracht. (So grenzenlos war die Bereitschaft zu Opfern doch nicht.) Doch das Standschützenwesen erfreute sich weiterhin großen Zustroms, und der drohende italienische Kriegseintritt riß die Menschen wieder mit. Ein kaiserlicher Befehl vom 18. Mai 1915 ordnete die Aufstellung der Standschützenabteilungen von Tirol-Vorarlberg an. Am 19. Mai wurde der Militärkommandobereich Innsbruck alarmiert und damit auch die Standschützen. Allerdings gab es bereits Gerichtsbezirke, die nicht mehr imstande waren, wie vorgesehen, ein Bataillon zum Ausmarsch zu bringen; manche brachten nur mehr eine Kompanie zusammen.⁸ Nichtsdestoweniger: „Nun schwing dich auf Tiroler Aar/ mit jugendfrohem Mute/ und färbe frisch dein Flügelpaar in deiner Feinde Blute...“⁹

In den Dörfern waren die Schützenzüge nicht mehr zu bilden, denn es waren schon zu viele zum Heer eingezogen worden oder gefallen. Dennoch kamen auf diese Weise etwa 30.000 Standschützen zusammen, von denen rund 18.000 an die neue Front abgingen.¹⁰ Allerdings wurden die Standschützen ohne ärztliche Untersuchung eingereiht, daher gab es schon bei den Märschen in die Bereitstellungsräume und an die Grenze Ausfälle. Schließlich mußten viele Untaugliche wieder nach Hause geschickt werden.¹¹ Zum Einsatz an der Front waren sie wohl größtenteils nicht geeignet, doch im Wach- und Sicherungsdienst wurden sie an den Krieg gewöhnt. Und sie bekamen laufend Verstärkung von der Ost- und von der Südostfront.

„Alle möchten jetzt hinunter nach Italien“, schrieb Conrad am 7. Juni an Bolfras. „Ich begreife es, am liebsten ginge ich auch selbst, denn es erfaßt mich eine ungezügelterte

Wut, wenn ich daran denke, daß diese Schufte in unsere herrlichen Alpenländer eindringen wollen – und doch bin ich im stillen froh, daß wir sie nicht freiwillig hereinlassen; allerdings hätten sie ihren Raub nicht lange gehabt, wenn er ihnen gewährt worden wäre, denn es wäre ein gründlicher Vergeltungskrieg über die Schurken hereingebrochen. Nun heißt es mit kühler Ruhe dem weiteren Lauf der Ereignisse entgegenzusehen.“¹² „Hinunter nach Italien“ wollten aber nicht nur die Tiroler und die Deutschen Österreichs. Auch die Ungarn, Tschechen, Ruthenen und andere Angehörige slawischer Nationalitäten mußten nicht nur dorthin, sondern wollten das auch. Tschechen etwa, die in Galizien als unzuverlässig galten und zur Desertion neigten, erwiesen sich gegen Italien als äußerst zuverlässig. An dem änderte sich auch später nichts. Im Fleimstal waren 1917 die Hälfte der Soldaten in den Landsturmbataillonen 38, 39 und 159 ältere Männer mit tschechischer Muttersprache. Etwa zwei Drittel der Angehörigen des III. Bataillons des IR 74 waren Tschechen. In der Kaiserjäger-Streifkompanie Nr. 3 und im I. Bataillon des Kaiserschützenregiments Nr. 1 finden sich zeitweilig namhafte Anteile von Ruthenen und Tschechen.¹³ Keineswegs also war es daher so, wie Helmut Golowitsch noch 1986 meinte, daß praktisch nur freiwillige Schützen, Standschützen und Tiroler Truppenteile sowie Regimenter überwiegend deutscher Nationalität allein die Front gehalten hätten, kämpften und starben¹⁴; da waren denn doch noch ein paar andere beteiligt.

Conrad hatte ein aktives Eingreifen der Deutschen erwartet und schrieb noch am 11. Juni an Falkenhayn, daß man nach den Äußerungen des deutschen Reichskanzlers Bethmann Hollweg erwartet hätte, daß den Worten auch Taten folgen würden. Die noch am selben Tag von Falkenhayn übergebene Antwort sprühte geradezu vor Zorn. Er verwehrte sich gegen die Ausführungen Conrads und machte geltend, Österreich wäre überhaupt nur in die Lage gekommen, seine Grenzen gegenüber Italien nachhaltig schützen zu können, da das Deutsche Reich in Galizien ausgeholfen habe. „Die Tiroler haben allen Grund, dafür herzlich dankbar zu sein, statt ihre Glossen über die Bayern... zu machen.“¹⁵ Conrad war zutiefst getroffen, denn Falkenhayn hatte ihn über den aktuellen Anlaß hinaus regelrecht abgekanzelt. Schon tags darauf schrieb Conrad neuerdings und benützte dies zu einer Art Generalabrechnung: Österreich-Ungarn hätte den Kopf hingehalten, als es 1914 galt, die Russen aufzuhalten. Die Tiroler Truppen wären Tausende Kilometer von ihrer Heimat entfernt in Galizien dezimiert worden. „Bei der Mentalität dieses Bergvolkes ist es demselben nicht zu verargen, wenn es jetzt nicht begreifen kann, daß die zu ihrer Hilfe gegen einen gleichfalls gemeinsamen Feind gekommenen Bayern hinsichtlich ihrer Kampfverwendung gebunden werden.“¹⁶ Doch die Deutschen halfen vorderhand nur mit dem sogenannten Alpenkorps aus, das sich als Brigade herausstellte.

Der Landesverteidigungskommandant von Tirol, General Dankl, glaubte sich allerdings über die dem deutschen Alpenkorps auferlegten Schranken hinwegsetzen zu können und wollte es im Raum der Marmolata offensiv einsetzen. Vom Armeeoberkommando in Teschen kam prompt eine Zurechtweisung, daraufhin wollte Dankl demissionieren.¹⁷

Auch Kaiser Franz Joseph war über die Haltung der Deutschen zutiefst empört und wies am 11. Juni die Militärkanzlei an, in Telegrammen an deutsche Stellen den Ausdruck „Waffenbrüderschaft“ zu vermeiden.¹⁸ Dankl wurde bedeutet, daß er sein Kommando zu behalten und Anträge auf Verstärkung zu unterlassen habe.¹⁹

Die Innerkofler-Gimpelmann-Geschichte

Italien wies eine rund drei- bis vierfache Überlegenheit auf, wobei vor allem die über 2000 mobilen Geschütze ins Gewicht fielen. Doch es gab auch erhebliche Schwachstellen. So hatten die italienischen Infanterieregimenter nur jeweils zwei Maschinengewehre, wohingegen die k. u. k. Truppen zwei Maschinengewehre pro Bataillon, also viermal so viel, hatten. Die Italiener hatten bei Kriegsbeginn auch so gut wie keine Handgranaten, die Gewehrproduktion eines Musters 1891 betrug nur 2500 Stück pro Monat, weshalb ein Teil der italienischen Truppen noch mit veralteten Mustern bewaffnet war.²⁰ Auch in der Luft war das italienische Heer zunächst weit weniger präsent, als man befürchtet hatte. Es waren vor allem Lizenzbauten von britischen und französischen Maschinen, mit denen Aufklärungs-, Jagd- und Bombeneinsätze geflogen wurden.²¹ Über dem Isonzo tauchten während der ersten Wochen lediglich ein Doppeldecker und zwei Eindecker auf, die der Artilleriebeobachtung dienten und wegen ihrer Harmlosigkeit von den Österreichern liebevoll „Franzl“, „Seppl“ und „Bombenschani“ genannt wurden.²² Die k. u. k. Luftfahrtruppen hatten freilich auch nicht sehr viel zu bieten und brachten nur vier Fliegerkompanien mit Aufklärern und zwei Jagdmaschinen pro Kompanie zum Einsatz. Allerdings lief gleichzeitig ein Neubauprogramm an, das Österreich-Ungarn eine relative Luftüberlegenheit verschaffen sollte. In einem Bereich war dies sogar schon gegeben, nämlich bei der Seefliegerei. Da hatte Italien überhaupt nur drei Maschinen, die für einen Luftkampf geeignet waren, während die k. u. k. Marineflieger mit ihren Flugbooten vom Typ „Lohner L“ den Luftraum über der Adria beherrschten.²³ Gegen die Tiroler Gebirgsfront gingen die Italiener nur sehr zögernd vor. In den einzelnen Rayons erstarrte die Front bald in einem Stellungskrieg, und das in Höhen um und über 2000 bis 3000 Meter. Eine einigermaßen effiziente Kampfführung war an der Tiroler Front zunächst überhaupt nur im Bereich der Sperrforts zu beobachten, auf der Hochfläche von Folgaria-Lavarone, wo die italienische Infanterie nach einem einwöchigen Vorbereitungsfeuer angriff. In einigen Abschnitten konnten die Italiener zwar geringe Geländegewinne erzielen und jene Ortschaften besetzen, die von den Österreichern geräumt worden waren, weil sie sich auf besser zu verteidigende Stellungen zurückgezogen hatten. Dann aber rannten sich die Italiener an allen Abschnitten fest, und es begann entlang der gesamten Gebirgsfront ein Krieg um die Gipfel, jener „Krieg der Bergführer“, der bis 1916 und teilweise bis 1918 geführt wurde, bei dem es darum ging, den anderen zu überhöhen und in alpinistisch kühnen, opferreichen, aber begrenzten Operationen gegnerische Stellungen aus dem Berg herauszuschießen oder zu sprengen.

Doch an dieser Stelle müssen ganz einfach die Dimensionen berücksichtigt und zurechtgerückt werden: Kräftemäßig entsprach die Tiroler Front, abgesehen von der Zeit der Südtiroloffensive 1916, etwa jenen Truppenstärken, über die die k. u. k. 1. Armee zwischen Dubno und Dunajew im Frühjahr 1916 an der Ikwa verfügte. Doch wer redet davon? Auch verglichen mit der Isonzofront hielten sich die Truppenstärke und die Verluste an der gesamten Tiroler Front in Grenzen und entsprachen im gesamten Jahr 1915 vielleicht – und nach einer Milchmädchenrechnung – jenen Verlusten, die die zweite von vier Isonzoschlachten in diesem Jahr gekostet hatte. Doch der Kampf im Gebirge hat sicherlich etwas Spektakuläreres an sich als der Kampf in den öden Weiten Galiziens. Nehmen wir wieder nur einen einzigen Kampftag bei einem einzigen Korps in Galizien, dem k. u.

k. XI. in der sogenannten Neujahrsschlacht 1916 bei Rarancze und Toporoutz her: Die Verluste betragen 1500 Mann²⁴; zum Vergleich darf an die Gipfelsprengung des Col di Lana erinnert werden, die 280 Menschen kostete (von denen über 100 tot waren).²⁵ Doch damit ist letztlich nur das altbekannte Phänomen zu bezeichnen, daß einem das Naheliegende wichtiger und größer scheint als das Ferne, und daß eine Gipfelsprengung einfach mehr ist als das Wirkungsschießen einer einzigen Batterie von 10,5-cm-Feldkanonen. Insoferne glichen sich aber die Erscheinungen und vor allem die Berichterstattung von der galizischen Front im Sommer 1914 und jene von der italienischen Front im Sommer 1915, als da wie dort Einzelleistungen und erste Erfolge herausgestrichen wurden. Die Siege von Krasnik und Komarów machten zwei Generäle berühmt: Dankl und Auffenberg; doch beide Gefechte (es waren ja keine Schlachten!) halten einer kritischen militärhistorischen Würdigung nicht stand. Ebensovienig wie der Tod des berühmtesten aller Bergführer, Sepp Innerkofler, am 2. Juni 1915 am Paternkofel späteren Untersuchungen standgehalten hat. Schließlich war es der Sohn Sepp Innerkoflers, der nach einer Untersuchung des Schädels seines Vaters 1975 meinte, er wäre eindeutig von hinten und durch einige unglückliche Schüsse seiner Kameraden getroffen und getötet worden.²⁶ Das widerspricht jedoch der „geltenden Meinung! Ob Springenschmid²⁷, Schemfil²⁸ oder Lichem: Für sie ist Innerkofler ein Opfer der Italiener.²⁹ Bleiben wir in den Bergen. Die wohl auch heute noch eindrucksvollsten Zeugnisse des Gebirgskrieges sind abgesehen von den Sprengtrichtern am Col di Lana oder Pasubio die Reste der Sperrforts. Und man kann sich, meine ich, doch auch heute noch ganz gut vorstellen, was es zu bedeuten hatte, wenn ein derartiges Fort tagelang im Feuer von Geschützen der Kaliber 30, 28 und 21 cm lag. Luis Trenker hat dem in seinem Roman „Sperrfort Rocca Alta“, den er als „Tatsachenbericht“ und selbst erlebt bezeichnete³⁰, be-redt Ausdruck verliehen. Doch es waren nicht nur Tatsachen, die er dem größtenteils wohl von Fritz Weber geschriebenen Buch anvertraute, sondern Vorurteile und schlichtweg Unsinn. Da werden die Oberleutnante Nebesar und Gimpelmann vorgestellt, wird 1915 von den Italienern mit Gasgranaten auf Verle geschossen³¹, ehe noch überhaupt derartige Granaten oder Giftgas an der Südwestfront eingesetzt worden wären, und vor allem die versuchte Übergabe von Fort Lusern und die vorübergehende Räumung von Verle total verzerrt. Gimpelmann, der in Wirklichkeit Giebermann hieß, war in der Ausrüstungsphase von Verle wegen des Abgangs der eigentlichen Festungsoffiziere als Werkskommandant eingeteilt worden.³² Er war kränklich und litt an Klaustrophobie. Er war folglich eine glatte Fehlbesetzung. Nach einer zweitägigen Beschießung von Verle hielt nicht nur er die Schäden am Werk für katastrophal. Daher erhielt er die Genehmigung seines vorgesetzten Kommandos, das Werk mit dem Großteil der Besatzung zu verlassen. Die österreichischen Werke waren artilleristisch so schwach, daß sie auf der italienischen Seite so gut wie keine Wirkung erzielten. Wie auch immer: Das Werk wurde größtenteils geräumt, und erst als man sah, daß die Italiener keine Anstalten zur Eroberung machten, wieder besetzt. Auch Giebermann wollte wieder zurück, doch ein einsichtiger Vorgesetzter löste ihn ab. Ein Frauenarzt(!) stellte bei Giebermann einen Nervenzusammenbruch fest. Doch noch im Spital in Trient erhielt er für seinen Einsatz in Verle das Militärverdienstkreuz 2. Kl. mit der Kriegsdekoration. Er wurde reaktiviert und war bis 1917 an der Front, wurde befördert und mit dem bronzenen Signum Laudis dekoriert. Keine Rede also davon, daß er – wie Trenker/Weber schrieben – in Wien „spazieren-ging“, während in Südtirol gekämpft wurde.

Etwas anders war die Räumung von Lusern, doch auch in diesem Fall schrieben Trenker/Weber lediglich Unsinn. Hauptmann Nebesar hatte nachweislich einen Nervenzusammenbruch, wie auch ein Teil seiner Offiziere. Nach schweren Treffern und dem Ausfall von drei der vier Geschütze Luserns, beschloß ein Offiziersrat die Übergabe des Forts. Auch in diesem Fall gab es aber keinen Versuch der Italiener, das Fort einzunehmen, also blieb es besetzt. Nebesar wurde zwar von einem Kriegsgericht verurteilt, das Urteil aber wieder kassiert, und der Hauptmann diente schließlich mit ausgezeichneter Dienstbeschreibung in Galizien, am Isonzo und bis 1918 in Venetien. In „Tatsachenberichten“ liest es sich anders: Der „Tscheche“ Nebesar und der Wiener Gimpelmann wurden zu Gegenstücken der unerschütterlichen Tiroler, vor allem aber jenes Mannes, dessen 100. Geburtstag man 1992 feierte: Luis Trenker!

Dankls Befehlsverweigerung

Mit der Südtiroloffensive 1916 gelang es zumindest, die Front aus dem Bereich der Sperrforts nach Süden vorzuschieben. Bei der in der Kriegsgeschichte sicherlich einmaligen und alles andere denn unumstrittenen Offensive ging jedoch auch einiges so gründlich daneben, daß schließlich der Durchbruch in die Ebene scheiterte. Schon bei Planung und Aufmarsch war seitens des Armeekommandos übersehen worden, daß bei einem Kriegsschauplatz im Hochgebirge andere Voraussetzungen zu berücksichtigen waren als in der Ebene. Doch offenbar störte das niemanden nennenswert. Es stand mit der Kriegstheorie im Einklang, wonach der Besitz der Höhen über jenen der Täler den Ausschlag gab. Es hatte sich im Verlauf des Krieges gezeigt, daß auch Soldaten aus den Ebenen Ostmitteleuropas, die bis zum Krieg noch keinen Berg gesehen hatten, sich im Gebirge tadellos bewährten. Warum also sollte es nicht gelingen, die Gebirgsstöcke zu überwinden, die die k. u. k. Armeen in den Dolomiten von der oberitalienischen Ebene trennten? Es wurde sogar erwogen, türkische Truppen in Südtirol zu verwenden, doch diese Überlegungen blieben schon im Ansatz stecken, da man ihnen wohl die Strapazen zutraute, jedoch alles hätte beistellen müssen, was für den Krieg im Gebirge notwendig war.³³

Es war aber auch nicht berücksichtigt worden, daß die Schneelage sogar das Herauslösen von Truppen, die bereits an der Gebirgsfront eingesetzt gewesen waren und nunmehr zusammengezogen und anderswo verwendet werden sollten, teilweise unmöglich machte. Bei Schneelagen von drei bis fünf Metern war z. B. das Herauslösen der Kaiserjäger und der Tiroler Landeschützen, die über die Front verstreut als eine Art Korsett eingezogen worden waren, ein Ding der Unmöglichkeit. Die Truppen wurden extrem gefährdet, da jeder Marsch durch lawinengefährdete Hänge – und deren gibt es in dieser Region zur Genüge – die Gefahr des Verschüttetwerdens ins sich barg.

In Bozen wurde das Heeresgruppenkommando Erzherzog Eugen installiert, und Viktor Graf Dankl, der bisherige Landesverteidigungskommandant von Tirol, zum Kommandanten der im Schwerpunkt einzusetzenden k. u. k. 11. Armee gemacht. Man kann nicht sagen, Dankl wäre unumstritten gewesen. Er hatte durch seine rigorosen Militarisierungsschritte und dadurch, daß er auch Willkürakte deckte, einen schweren Konflikt mit Landeshauptmann Kathrein heraufbeschworen. Die Sache war nur notdürftig applaniert worden. (Näheres ist bei Richard Schober nachzulesen.)³⁴ Jetzt ging es um anderes: Der

bewährte Truppenführer sollte den Kaiserlichen bei der „Strafexpedition“ zum Sieg verhelfen. Doch nachdem sie endlich begonnen worden war, geriet sie bald ins Stocken. Statt vorwärts zu stürmen und jede sich bietende Chance zu nützen, die weichenden Italiener zu verfolgen, wurde nur zögernd nachgerückt. Es traten immer wieder Stockungen ein, da versucht wurde, die Artillerie nachzuziehen und abermals eine systematische Feuervorbereitung zu beginnen. Doch in dem unwegsamen Gebiet, und besonders als es galt, tiefe Schluchten zu überwinden, die Artillerie zunächst Hunderte Meter hinunter und dann ebenso wieder Hunderte Meter hinaufzubringen, gab es enorme Verzögerungen. Der Schwung der Offensive ging immer mehr verloren. Der Nachschub, vor allem an Artilleriemunition, konnte schon am zweiten Angriffstag nicht im gewünschten Umfang aufrechterhalten werden.³⁵ Mit dem systematischen Vorgehen kam man folglich nicht voran, also befahl das Heeresgruppenkommando der 11. Armee, die weichenden Italiener rasch zu verfolgen und zu einem ungeordneten Rückzug zu zwingen. Generaloberst Dankl widersprach: Die Kämpfe hätten gezeigt, daß man dort den größten Erfolg hatte, wo die meiste Artillerie eingesetzt worden war. An den anderen Abschnitten sei man bei weitem nicht so gut vorangekommen, dort hätte es auch erheblich größere Verluste gegeben. Dankl wollte von der systematischen Artillerievorbereitung nicht abgehen und leitete den Befehl zum Übergang zur Verfolgung nicht einmal an seine Korpskommandanten weiter. Er unterließ es aber ebenso, das Heeresgruppenkommando davon zu informieren, daß er den Befehl verweigerte. Doch es war leicht festzustellen, daß Dankl dem XX. Armeekorps sogar einen Ruhetag genehmigte.

Nun versuchte es das Heeresgruppenkommando mit anderen Mitteln: Der Generalstabschef, Feldmarschalleutnant Alfred Krauß, fuhr von Bozen nach Trient, um Dankl zu einem rascheren Vorgehen zu bewegen. Er wollte, daß die 11. Armee durch die Täler in Richtung Triene und Bassano durchstieß. Doch Generaloberst Dankl lehnte es ab, einen solchen „Talstoß“ durchzuführen, ohne vorher die begleitenden Höhenrücken besetzt zu haben. Krauß konnte die Durchsetzung des Befehls der Heeresgruppe nicht erzwingen und mußte sich schließlich mit der Drohung begnügen, daß Dankl die Nichtbefolgung des Befehls der Heeresgruppe zu verantworten haben würde.³⁶ Schließlich, und nicht nur wegen der einsetzenden Brussilovoffensive, mußte die Strafexpedition als gescheitert angesehen werden.

Das Armeekorps befahl der Südwestfront in Tirol den Übergang zur Verteidigung. In einer Depesche an das Heeresgruppenkommando hieß es, das Armeekorps würde seine Personalverfügungen demnächst treffen. Doch Erzherzog Eugen kam dem zuvor: Er enthob persönlich den Kommandanten der 11. Armee und Landesverteidigungskommandanten von Tirol, Viktor Graf Dankl, wegen Unbotmäßigkeit des Kommandos. (Dankl liegt draußen in Wilten. Seinem Andenken ist auch eine Kaserne in Innsbruck gewidmet.)

Die Kehrseiten der Opferbereitschaft

Machen wir einen weiten Sprung: Am zweiten Tag der abschließenden alliierten Offensive, am 25. Oktober 1918, begannen die österreichisch-ungarischen Truppen Gelände aufzugeben. Ihre Kampfkraft und der Wille, noch weiter standzuhalten, nahmen fast stündlich ab. Bataillone sanken auf die Stärke von Kompanien ab. Manche Truppenkör-

per hatten keinen Offizier, der nicht zumindest verwundet gewesen wäre.³⁷ Jetzt sollten die letzten Reserven in die Abwehr geworfen werden, doch Truppenkörper auf Truppenkörper weigerte sich. Am 24. Oktober meuterte das Gebirgsschützenregiment Nr. 2 in Laibach. Neben fast allen ungarischen Truppen weigerten sich schließlich auch die bis zuletzt loyalen tschechischen Truppen, nochmals ins Feuer zu gehen. Die Mannschaften der 13., 26. und 43. Landesschützendivision sowie der 29. Infanteriedivision, der mährischen 5. Infanteriedivision und andere auch verlangten abzurücken. Zwei kroatische Divisionen, die 42. und die 57., meuterten ebenfalls.³⁸ Nur vereinzelt gelang es, ein paar Leute zu überreden, gemeinsam nach vorne zu gehen. Die anderen blieben, wo sie waren, oder begannen den Rückmarsch nach Hause.³⁹ Befehle galten so gut wie nichts mehr, und es ließ sich auch so gut wie niemand mehr durch Appelle an Kameradschaft, Treue, Ehrgefühl oder was auch immer dazu überreden, den Fronttruppen zu Hilfe zu kommen. Diese kämpften isoliert ums Überleben und wurden schließlich im Stich gelassen. Aber wer sollte wem einen Vorwurf machen?

Am 26. Oktober dehnten die Italiener ihre Offensive auf die Armeegruppe Belluno aus, nicht sehr nachdrücklich zwar, doch es genügte. Die österreichisch-ungarische Front hielt wohl noch stand, doch die Verluste waren hoch, und die Munition ging zu Ende. Die Armeegruppe Belluno meldete, daß sie nur mehr für einen Kampftag Munition hätte.⁴⁰ Es gelang sogar noch, Reserven nach vorne zu bringen, dafür brachte niemand die Verwundeten zurück. Zur Überraschung aller wurde sogar noch ein Gegenangriff begonnen. Die Soldaten gehorchten, und die Italiener wichen zurück. Dann aber gab es keine Munition mehr, und die Armeegruppe war reif zur Waffenstreckung. Die Italiener blieben freilich, wo sie waren.⁴¹ Jetzt zeigte sich wieder ein anderes Phänomen: Die Truppen hatten die Kämpfe ausgehalten, doch kaum ließ der Druck nach, gerieten sie in eine andere Streßsituation. Sie erhielten ihre Post, erfuhren manches von den Vorgängen zu Hause und stellten fest, daß sie alleingelassen worden waren, während die anderen nach Hause abrückten. Nun, da sie auch nicht mehr um das eigene Überleben kämpften, waren sie nicht mehr zu halten. Als schließlich die Eliteformationen der österreichischen Alpenländer, Kaiserjäger, Kaiserschützen, Kärntner, Salzburger und Oberösterreicher, erfuhren, daß sie dazu verwendet werden sollten, abziehende ungarische Kräfte zu ersetzen, rebellierten auch sie.⁴² In der Meldung des Heeresgruppenkommandos Tirol vom 26. Oktober hieß es: „Kaum zum Marsch auf die Hochfläche der sieben Gemeinden befohlen, verweigerte indessen die Mehrzahl auch dieser Truppen – zweifellos angesteckt durch das rasch bekanntgewordene Versagen der ungar. Regimenter und bestärkt durch ihre Straflosigkeit – den Gehorsam.“⁴³ Die Tiroler Front und die Armeegruppe Belluno waren keine militärischen Faktoren mehr.⁴⁴ Doch was hatte es zu besagen, wenn sich Kaiserjäger und Kaiserschützen Ende Oktober 1918 weigerten, stehenzubleiben, wenn alle anderen nach Hause gingen und vor allem das Armeekorps nicht einmal mehr imstande war, einen Waffenstillstand ordentlich auszuhandeln. Der Waffenstillstand von der Villa Giusti wurde am 3. November mit sofortiger Wirkung bekanntgegeben und dann nachträglich versucht, den Soldaten begreiflich zu machen, daß die Kapitulation erst am 4. November wirksam würde. Ein Chaos war unvermeidlich. Vittorio Veneto war die Folge und damit die österreichische Formel vom: „Im Felde unbesiegt!“ Es ist nun sicherlich nicht zutreffend, wenn dann behauptet wurde, das wäre pure Absicht gewesen, um den Italienern die Sorge für 400.000 Mann aufzuhalsen, vor allem die Sorge, diese Menschen zu ernähren.⁴⁵ Es handelte sich wohl in erster Linie um ein Ver-

sagen des Armeekommandos. Doch das Telegramm des Heeresgruppenkommandos Tirol vom 5. November, also zwei Tage nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrags, spricht dennoch Bände: „Es muß alles gemacht werden, daß die Truppen südlich des Brenners stehenbleiben und verpflegt werden. Selbst Gefangennahme ist ein milderer Los als Verhungern und Verheerung ganz Nordtirols.“⁴⁶ Die Folgen waren bemerkenswert: Da es im Waffenstillstandsvertrag hieß, die Frontlinie wäre jene, die sich aus der Verbindungslinie zwischen den vordersten britischen und italienischen Truppen ergäbe, ließen die Alliierten bewaffnete Patrouillen möglichst weit vorstoßen. Das k. u. k. Armeekommando hatte zwar noch versucht, die Truppen darüber zu informieren, daß der Waffenstillstand erst am 4. November um 15 Uhr in Kraft treten würde. Doch meistens ließen die k. u. k. Truppen die Alliierten ungehindert passieren. Wohl aber versuchten sie ihnen begreiflich zu machen, daß schon Waffenstillstand sei. Italiener und Briten schienen begriffsstützig zu sein und fuhren weiter.⁴⁷ Sie fuhren nach Triest, in das Kanaltal und Richtung Brenner. Proteste wegen der Gefangennahme aller von den Italienern überrundeten k. u. k. Truppen wurden einfach mit dem Hinweis beantwortet, daß der Vertrag ja von bevollmächtigten Vertretern des Armeekommandos unterzeichnet worden sei. Dem war schwer zu widersprechen.

Die Bilanz des Krieges

Unter den Totenverlusten des Ersten Weltkriegs rangieren unter den österreichischen Kronländern an erster Stelle die Kärntner mit 36 Toten auf 1000 Menschen, dann die Vorarlberger, Salzburger, Steirer, Oberösterreicher und Mährer und erst an siebenter Stelle kommen die Tiroler mit knapp 27 Toten auf 1000 Menschen, gefolgt von den Bewohnern der anderen Kronländer.⁴⁸ Die Ungarn wurden in der Statistik mit 28 Toten pro 1000 Einwohnern errechnet. Geht man die Statistik bezirkswise durch, findet man die höchste Anzahl von Toten Tirols in einem rein italienischen Bezirk, nämlich Ampezzo, und die erste deutschsprachige Tiroler Gemeinde, Bruneck, erst an 13. Stelle. – Eine derartige Statistik hat nun sicherlich ihr Makabres, und sie soll auch nicht länger bemüht werden. Doch eines spiegelt sie recht deutlich wider: Daß die rein ungarischen Gebiete der Monarchie, aber auch die rein slowenischen Gebiete mit ihren Verlustzahlen über jenen Tirols lagen. Nach dem Krieg bemühten denn auch alle nicht nur die Geschichte, sondern vor allem die Statistik, um sich neu zu legitimieren, um Ansprüche geltend zu machen und vermutete Ungerechtigkeit anzuprangern. Der Vorgang ist noch nicht abgeschlossen und die von Nikolaus Lobkowitz festgestellte „Vergeschichtlichung unserer Gegenwart“ ein nie endender Prozeß.

- 1 Heinz von Lichem, Spielhahnstoß und Edelweiß (Graz-Stuttgart 1977), 113. An dieser Stelle habe ich Dr. Wolfgang Etschmann für Literaturhinweise und die liebenswürdige Bereitstellung von Materialien zu danken.
- 2 Dazu Friederike Maria Brunner, Die deutschsprachige Plakat- und Flugblattpropaganda der österreichisch-ungarischen Monarchie im Ersten Weltkrieg 1914–1918, phil. Diss. (Wien 1971).
- 3 Ebenda, 224.
- 4 Alle Zitate aus Briefen Conrad an Bolfras im Kriegsarchiv, Wien (= KA), Militärkanzlei Seiner Majestät (= MKSM), Sep. Fasz. 58.
- 5 KA-Nachlaß Marterer, Tagebucheintragung zum 27. 4. 1915.
- 6 Die Angaben bei Lawrence Sondhaus, In the Service of the Emperor. Italians in the Austrian Armed Forces 1814–1918 (= East European Monographs CCXCI, New York 1990), 104.

- 7 Ernst Eigentler, Tirol im Inneren während des Ersten Weltkrieges von 1914–1918, phil. Diss. (Innsbruck 1954), 11.
- 8 Eigentler 26.
- 9 Brunner, Plakat- und Flugblattpropaganda, 226.
- 10 Eigentler, Tirol im Inneren, 29.
- 11 Ingo Binder, Vorarlberg im Ersten Weltkrieg 1914–1918, phil. Diss. (Innsbruck 1959), 33.
- 12 Conrad an Bolfras in KA-Tagebuch Kundmann, 7. 6. 1915.
- 13 Zur nationalitätenmäßigen Zusammensetzung der österreichisch-ungarischen Truppen vgl. Maximilian Ehn, Die österreichisch-ungarische Landmacht nach Aufbau, Gliederung, Friedensgarnison, Einteilung und nationaler Zusammensetzung im Sommer 1914 (= Ergänzungsheft 9 zum Werke „Österreich-Ungarns letzter Krieg“, Wien 1934).
- 14 Helmut Golowitsch, ... und kommt der Feind ins Land herein. Schützen verteidigen Tirol und Kärnten (= Schriften zur Zeitgeschichte Tirols 6, Nürnberg 1986).
- 15 Falkenhan an Conrad, in: KA-Tagebuch Kundmann, 11. 6. 1915.
- 16 Ebenda, 12. 6. 1915.
- 17 KA-Nachlaß Karl Schneller, Tagebuch, 385.
- 18 KA-Tagebuch Marterer, 11. 6. 1915.
- 19 Tagebuch Schneller, 385.
- 20 Umfassende Angaben dazu im italienischen Generalstabswerk, Stato Maggiore, 205, ferner John Whittam, The Politics of the Italian Army 1861–1918 (London 1977), v. a. 191–209. Zur italienischen Geschichtsschreibung über den Weltkrieg seit 1945 Giorgio Rochat, L'Italia nella prima guerra mondiale: problemi di interpretazione e ipotesi di ricerca oggi, in: Rivista di storia contemporanea, Fasz. 2 (1976), 161–207.
- 21 Fliegen 90/71, Katalog zur Sonderausstellung im Heeresgeschichtlichen Museum, bearb. von Erich Gabriel (Wien 1971), 128. Ferner Georg Gassner, Die österreichisch-ungarische Fliegertruppe im Einsatz an der Südwestfront 1915–1918, phil. Diss. (Wien 1980), hier bes. 88f.
- 22 Georg Veith, Die Isonzoverteidigung, in: Ergänzungsheft 3 zum Werke „Österreich-Ungarns letzter Krieg“ (Wien 1932), 19.
- 23 Fliegen 90/71, 135.
- 24 Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918, Bd. IV (Wien 1933), 24.
- 25 Ebenda, 210.
- 26 Sepp Innerkofler, Zum Tode meines Vaters Sepp Innerkofler, in: Schlern, November 1975, 544–546.
- 27 Karl Springenschmid, Helden in Tirol, 2. Aufl. (Nürnberg 1980).
- 28 Viktor Schemfil, Die Kämpfe im Drei-Zinnen-Gebiet 1915–1917 (Innsbruck 1955), 47.
- 29 Dazu Anton Zettel, Der Gebirgskrieg 1915–1917. Die Kämpfe an der Pustertaler Front vom Pordoihoch bis zu den Sextener Dolomiten, Dipl.-Arbeit Univ. Wien (1984), 88f.
- 30 Vorwort zur Lizenzausgabe (Gütersloh 1977), 6.
- 31 Trenker, Rocca Alta, 168f.
- 32 Die Angaben über die Sperrforts verdanke ich meinem Schüler Mag. Willibald Rosner, der in Kürze eine Dissertation über die Befestigungen Österreich-Ungarns im Südwesten zum Abschluß bringen wird.
- 33 Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg im Breisgau, Nachlaß August von Cramon, Aufzeichnungen 51a.
- 34 Theodor Freiherr von Kathrein (1842–1916), Landeshauptmann von Tirol. Briefe und Dokumente zur katholisch-konservativen Politik um die Jahrhundertwende, hg. von Richard Schober (Innsbruck 1992), 62–64.
- 35 Zum Gesamtverlauf Gerhard Artl, Die österreichisch-ungarische Südtiroloffensive 1916 (= Militärgeschichtliche Dissertationen österreichischer Universitäten 2, Wien 1983) sowie Hans-Jürgen Pantenius, Der Angriffsgedanke gegen Italien bei Conrad von Hötzendorf. Ein Beitrag zur Koalitionskriegsführung im Ersten Weltkrieg, 2 Halbbände (= Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek 15/I und II, Köln-Wien 1984). Zum Problem des Munitionsnachschubs Artl, Südtiroloffensive, 113.
- 36 Artl, Südtiroloffensive, 139.
- 37 Gallian, Monte Asolone, 172f.
- 38 Karel Pichlik, Das Ende der österreichisch-ungarischen Armee, in: Österreichische Osthefte, 5. Jg. (1963), Heft 5, 362.
- 39 Ronald Wayne Hanks, The End of an Institution: The Austro-Hungarian Army in Italy, 1918, Ph. D. (Ryce 1977), 348.
- 40 Ebenda, 349.
- 41 Ebenda, 350.
- 42 Edmund Glaise-Horstenau, Die Katastrophe. Die Zertrümmerung Österreich-Ungarns und das Werden der Nachfolgestaaten (Zürich-Leipzig-Wien 1929), 351.
- 43 KA Armeekommando (= AOK) Op. geh. Nr. 2205, K. u. k. H. Gr. Kdo in Tirol 55.000/200.
- 44 Generaloberst Arz, Zur Geschichte des Großen Krieges 1914–1918. Aufzeichnungen (Wien-Leipzig-München 1924), 343.
- 45 Dazu Ludwig Jedlicka, Ende und Anfang. Wien und die Bundesländer (= Politik konkret, Salzburg 1969), 53.

46 Ebenda.

47 Alexandra Ward, The Participation of British Troops in the War in Italy during 1918, in: La Prima Guerra Mondiale e il Trentino, ed. Sergio Benvenuti (Rovereto 1980), 94.

48 Dazu die sehr detailreiche Arbeit von Wilhelm Winkler, Die Totenverluste der österr.-ungar. Monarchie nach Nationalitäten. Die Altersgliederung der Toten. Ausblicke in die Zukunft (Wien 1919).

Manfried Rauchensteiner, geb. 1942 in Villach, Dr. phil., ist seit 1966 Historiker am Heeresgeschichtlichen Museum in Wien und seit 1975 Dozent für Österreichische Geschichte an der Universität Wien, 1988–1992 Leiter des Militärhistorischen Dienstes des Bundesministeriums für Landesverteidigung, seit 1992 Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. Von ihm erschienen zeitgeschichtliche und vor allem auch militärhistorische Arbeiten. Ferner ist er Mitglied des österreichischen PEN und auch Berater von Fernsehsendungen wie etwa „Österreich I“ und „Österreich II“.

Hermann J. W. Kuprian

Das Trentino und der Tiroler Volksbund

„Der Boden Sterzings ist wieder um ein neues Mal mehr historisches, heiliges Land geworden, und der 9. Mai eintausendneunhundertundachtzehn wird in der denkwürdigen Chronik der Stadt im deutschen Herzen von Tirol mit der Wucht des damit ausgedrückten Ereignisses eingemeißelt bleiben.

Sterzing ist wieder einmal mehr die Geburtsstätte einer großen Erhebung geworden, hat in seinem matten, grünen, vom Kranz der schimmernden Schneeberge geschützten Schoß wieder ein großes Ereignis mehr geboren ... Ja wirklich, Sterzing bildete auch gestern einen Feuerherd, und wie für die Bauernerhebung gegen Fron und Unterdrückung aus dieser Stadt der nötige Führer Michael Gaißmair hervorging, so ging für die neu notwendig gewordene Erhebung deutschen Tirolertums von hier die erste Bewegung aus, die wohl mit Nachdrücklichkeit genug an eine andere geschichtliche Erinnerung des Sterzinger Bodens den Finger gedrückt hat, an die Inschrift an der Kapelle beim Sterzing nahen Trens: „Bis hierher und nicht weiter kamen die französischen Reiter“¹.

Mit diesen pathetischen Worten leitete das christlich-soziale Parteiorgan Allgemeiner Tiroler Anzeiger einen ausführlichen Artikel über die – freilich letzte – große Tagung des Tiroler Volksbundes und den ersten allgemeinen „Deutschen Volkstag“ in Tirol am 9. Mai 1918 ein. Tatsächlich war der Versammlungsort von den Veranstaltern in mehrfacher Hinsicht bewußt gewählt worden: Nicht nur, daß Sterzing gemäß seiner geographischen Lage als „deutsches Herz Tirols“ betrachtet wurde, sondern es stand als Geburtsort Michael Gaismairs gleichsam in symbolträchtiger Erinnerung an die Tiroler Aufstandsbewegung von 1525. Nicht zuletzt galt die Stadt auch als Gründungsort des Tiroler Volksbundes im Jahre 1905.

Der 9. Mai 1918 sollte demnach ein Tag der machtvollen Demonstration nicht nur einzelner Stände und Volksklassen, sondern des ganzen deutschen (!) Tiroler Volkes gegen die vermeintlichen Maßnahmen gegen das Deutschtum vor und während des Krieges seitens des Staates und der Regierung, aber auch eine imposante Demonstration des unbändigen Willens zur Erhaltung der tirolischen Landeseinheit sowie dessen „Treue“ unter dem Motto „Deutsch sein heißt treu sein“ werden.²

Bei näherer historischer Betrachtung dieses – im Tiroler Geschichtsbewußtsein doch einigermassen verankerten – Sterzinger Volkstages wenige Monate vor dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und der damit verbundenen Hoffnungen und Erwartungen lassen sich sowohl in dessen Vorfeld als auch in seinen Nachwirkungen einige Klischeebilder erkennen, die hier aufzuzeigen es freilich nur oberflächlich möglich ist.

Zunächst wird es notwendig sein, den Veranstalter dieser Versammlung einer näheren Betrachtung zu unterziehen: Der Tiroler Volksbund, am 7. Mai 1905 keineswegs als ur-eigene Tiroler Erfindung konstituiert, hatte sich von Beginn an dem Motto „Tirol den Ti-

rolern, ungeteilt von Kufstein bis zur Berner Klause, die deutsche Heimatscholle deutsch für immer“³ verschrieben. Dieser Leitspruch oder vielmehr Kampfruf, geprägt von seinem Initiator, Gründer und langjährigen Mentor, dem bayerischen Schulrat Wilhelm Rohmeder⁴, stand ganz deutlich für eine doppelte programmatische Zielsetzung; nämlich einerseits für Entgegnung der politischen Forderung des italienischsprachigen Teils Tirols nach möglichst weitgehender Autonomie, und andererseits für die Rückgewinnung bereits verloren geglaubten deutschen Terrains im südlichsten Teil des damaligen Großtirol.⁵

Dieser offensiven nationalen Ausrichtung lag indes die Auffassung zugrunde, daß das deutsche Volkstum sowohl im gesamten Gebiet des cisleithanischen Österreich als auch in Tirol selbst, nicht zuletzt aufgrund der indifferenten Haltung der Wiener Zentralregierung, in nationalen Fragen in die Defensive geraten sei. Dementsprechend sollten „Treue an das Land und ebenso an das ererbte Volkstum in Sprache und Sitte, in Tracht und Art, in Recht und Rechten“ geschützt und erhalten werden, wie es im Aufruf zur Sterzinger Gründungsversammlung lautete.⁶

Dabei erwies sich der Gedanke einer sogenannten „nationalen Schutzorganisation“ auf privater Basis keineswegs als neu, denn er besaß in Tirol bereits Tradition mit Beispielwirkung. Hatte doch schon 1867 der damalige Innsbrucker Universitätsprofessor Ignaz Vinzenz Zingerle nach einem Besuch der deutschen Sprachinsel Lusern, wo er sich ein Bild über die dortigen Schulverhältnisse gemacht hatte, das Komitee zur Unterstützung der deutschen Schulen in Welschtirol und an der Sprachgrenze gegründet.⁷

Dieses Komitee, 1876 umbenannt in den Verein Deutsche Schulgesellschaft, suchte mit Hilfe von Spenden bedürftigen Lehrern und Schülern dieser Gebiete materielle Unterstützung zu gewähren. Zingerle hatte damit aber zugleich den Finger auf eine offene Wunde gelegt, denn die Italiener betrachteten darin einen Anschlag auf die sprachliche und damit in der Folge politische Einheit ihres Landesteiles, während die das politische Geschehen Tirols dominierenden Katholisch-Konservativen dahinter sogleich demokratische und großdeutsche Tendenzen orteten. Dies umso mehr, als sie ohnehin gerade begonnen hatten, gegen die in ihren Augen von liberalem und damit ketzerischem Geist durchdrungene Reichsschulreform von 1868/69 zu Felde zu ziehen und damit einen Kulturkampf gegen Liberalismus und Wiener Zentralregierung entfachten, der über Jahrzehnte jegliche wirtschaftliche und soziale, aber auch kulturelle und politische Prosperität in Tirol zu blockieren drohte. Die in dieser Schulreform verlangte Übertragung der bisher von der Kirche ausgeübten Schulaufsicht an den Staat wurde nämlich als potentielle Gefährdung der Glaubenseinheit und damit implizite auch der politischen Einheit des Landes erachtet.⁸

Das in dieser Schulreform enthaltene Reichsvolksschulgesetz von 1869 sollte jedoch gleichzeitig – in Ergänzung des Artikels 19 des Staatsgrundgesetzes von 1867, wonach jede Nationalität die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in ihrer Sprache zu erhalten hatte⁹ – zum Angelpunkt der rasch anwachsenden Agitationstätigkeit nationaler Schutz- und Trutzvereine in den sprachlichen Grenzgebieten werden. Paragraph 59 des Reichsvolksschulgesetzes legte nämlich fest, daß die Gemeinden dann eine anderssprachige Schule zu erhalten hatten, sobald dies von den dort wohnenden Eltern von wenigstens 40 schulpflichtigen Kindern verlangt wurde.¹⁰ Damit war staatlicherseits der Weg freigegeben für ein legalisiertes nationales Betätigungsfeld bis hinein in die kleinsten Gemeinden und Familien mit seinen bildungsmäßig zwar positiven, doch ethnisch-repressiven Auswirkungen.¹¹

Es lag auf der Hand, daß in der national aufgeheizten Atmosphäre des Habsburgerreiches die von Zingerle bereits vorgegebene Gründung von Schul- und Schutzvereinen zwangsläufig zu entsprechenden Gegengründungen führen mußte. Diese Entwicklung deutete aber keineswegs auf eine Beruhigung der nationalen Spannungen hin. Im Gegenteil: War bisher die Stärkung des deutschen Elementes an den ethnisch gemischten Sprachgrenzen lediglich als „Marotte aufsässiger Literaten“ betrachtet worden, so schien dies nach den politisch-militärischen Umwälzungen infolge der Kriege von 1859 und 1866 plötzlich ein Gebot der Staatsnotwendigkeit und Staatsklugheit. Und gerade Tirol war mit einem Mal Grenzland gegenüber einem zweifellos imperialistisch orientierten Königreich Italien geworden, dessen nationaler Schwung vor allem die intellektuelle, vornehmlich liberal ausgerichtete und politisch aktive städtische Bevölkerung des Trentino faszinierte.¹²

Aufbauend auf die Erfahrungen der Deutschen Schulgesellschaft und angeregt durch die Schilderungen des Frankfurter Verlegers August Lortz¹³ über die „völkische Arbeit“ des Kuraten Franz Xaver Mitterer¹⁴ in den deutschen Gemeinden am Nonsberg wurde am 2. Juli 1880 in Wien schließlich der Deutsche Schulverein gegründet¹⁵, dem unter anderen auch die damals noch durchaus nationalliberal gesinnten späteren Sozialdemokraten Victor Adler und Engelbert Pernerstorfer Pate standen.¹⁶ Ziel dieses Vereines war es, mit Hilfe eines weitverbreiteten Netzes von zu gründenden Ortsgruppen und durch rege Propagandatätigkeit auf die regionale Bedrohung deutschen Volkstums der Monarchie in Sprache und Identität aufmerksam zu machen und vor Ort überall dort konkret einzugreifen, wo die öffentliche Hand scheinbar untätig blieb. So errichtete der „Deutsche Schulverein“ auch in Tirol bis 1912 Kindergärten in Leifers und St. Jakob (bei Bozen) und in Burgstall (bei Meran) und gab zahlreiche Zuschüsse für den Bau und Unterhalt von Volksschulen und für das Lehrpersonal etwa in Pfatten, Salurn, Buchholz, Laag oder Branzoll. Ansehnliche Geldbeträge ließ er auch in die deutschen Sprachinseln des Trentino¹⁷, in die deutschen Gemeinden am Nonsberg und im Fleimstal sowie in die ladinischen Gemeinden in Enneberg, Gröden und Fassa fließen.¹⁸

Da jedoch das österreichische Vereinsgesetz die Bildung von Ortsgruppen im Ausland verbot¹⁹, wurde 1881 in Berlin von reichsdeutschen Mitgliedern der „Allgemeine Deutsche Schulverein“ gegründet, dessen Landesverband Bayern unter der Obmannschaft Wilhelm Rohmeders stand.

Damit schließt sich zugleich wieder der personelle und ideologische Kreis in der Verbindung zum Tiroler Volksbund. In unzähligen Landesbereisungen durch die südlichen Teile Tirols suchte Rohmeder nicht nur eine Bestandsaufnahme des vermeintlich gefährdeten Deutschtums in Italienischtirol zu machen, sondern gelangte dabei offenbar zur Überzeugung, daß sich die deutschtiroler Bevölkerung, geschweige denn die politischen Parteien, viel zu wenig Sorgen und Gedanken um die seines Erachtens rasch fortschreitende „Italianisierung alten germanischen Bodens“ im südlichsten Landesteil machen würden. Ging es ihm doch angesichts dieser Bedrohung freilich weniger um die Akzeptanz von möglicherweise historisch gewachsenem, friedlichen nationalen Zusammenleben, sondern vielmehr um die Aufrüttelung und die Ermahnung des Grenzlanddeutschtum hinsichtlich seiner völkischen Pflichten und Aufgaben gegenüber Nation und Staat.

Es genügte dabei auch nicht, wenn sich Abgeordnete und akademische Vertreter im fernen Innsbruck oder im noch fernerem Wien über nationalen Streitfragen die Köpfe zerbrachen. Es sollten unmittelbar Taten gesetzt werden.

Rohmeder mußte aber während seiner Bereisungen auch auf eine vielfach tief verunsicherte Bevölkerung in den gemischtsprachigen Gebieten und Gemeinden Welschtirols stoßen. Hatten doch konsequenterweise die Italianissimi des Trentino auf das Wirken des Deutschen Schulvereins mit einer Gegenründung reagiert, die seit dem Frühjahr 1885 unter dem zweifellos bewußt ambivalent gewählten Namen Pro Patria und unter Verwendung einer „spiegelgetreuen Übersetzung“ der Satzungen des Deutschen Schulvereins eine rege Tätigkeit im Trentino und darüber hinaus im slawisch dominierten dalmatischen Küstenland sowie in Istrien und in Triest entfaltete.²⁰

In Tirol ging es diesem, von der patriotischen reichsitalienischen Dante-Alighieri-Gesellschaft massiv unterstützten Verein zunächst primär um die Paralyse der Aktivitäten des Deutschen Schulvereins. 1887 verdrängte er die deutsche Schule aus San Sebastiano, 1889/90 verhinderte er die Errichtung einer deutschen Schule in Vielgereut (Folgaria), und 1890 gründete seine Nachfolgeorganisation, die im selben Jahr entstandene Lega Nazionale, eine italienische Trutzschule und einen italienischen Kindergarten in Lusern.²¹ In diesem Sinne ließe sich die Liste von Gründungen und Gegenründungen, von Aufbau und Boykott noch weiter fortsetzen.²² Entscheidend blieb jedoch die Tatsache, daß auf diese Art und Weise nicht nur der nationale Haß in zahlreiche, bislang weitgehend friedlich koexistierende Dorfgemeinschaften und Familien mit all seinen negativen Begleiterscheinungen getragen wurde, sondern daß dieser „Grenzlandkampf“ immer stärker mit einer Mobilisierung der allgemeinen Öffentlichkeit einherging und damit zwangsweise zu wachsender nationaler Intoleranz und zur Radikalisierung des politischen Lebens führte.

Immer deutlicher kristallisierte sich dabei auch eine doppelte Moral heraus: Was für die eigene Volksgruppe eingefordert wurde, sollte der anderen jedenfalls nicht zustehen; aufgestellte Prinzipien wurden verworfen, sobald sie Zugeständnisse abverlangten, und konstruktive Lösungsversuche wurden im letzten Augenblick aus grundsätzlichen machtpolitischen Erwägungen vereitelt. Einen sichtbaren und allseits bekannten traurigen Höhepunkt dieses „nationalen Klimas“ im Tirol der Jahrhundertwende bildeten schließlich die Ereignisse des 4. November 1904 in Innsbruck rund um die Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät, als dabei der ladinische Maler August Pezzey getötet und in handfesten Ausschreitungen Italiener in Innsbruck verprügelt sowie italienische Geschäfte demoliert wurden.²³

Es betraf aber nicht nur das Problem der Errichtung einer italienischen Universität, das die nationalen Spannungen zwischen Italienern und Deutschen im cisleithanischen Österreich und besonders in Tirol zunehmend verschärft hatte. Auch in der Frage einer Angliederung des Fassatales an den deutschsprachigen Bezirk Bozen und der damit verbundenen Einführung der deutschen Unterrichtssprache in den Schulen dieses Gebietes, im Streit um den Ausgangspunkt und die Trassenführung der Bahn in das Fleimstal²⁴ und nicht zuletzt im Jahrzehnte währenden Konflikt um die Autonomie des Trentino²⁵ entzündeten sich die nationalen Gemüter. Während gerade im letzten Punkt trotz weit gediehener Lösungsvorschläge um 1900 die deutschen Landtagsparteien keine Einigung erzielen konnten oder wollten und die fortgeschrittene Polemik um Irredentismus oder Autonomismus²⁶ wohl auch keine befriedigende Lösung mehr zuzulassen schien, zeigten

sich 1902 die deutschtiroler Politiker aller Parteien in der Fleimstalbahnfrage erstmals bereit, „das erhabene Schauspiel“ zu bieten, „daß Alldeutsche und Klerikale, Liberale und Christlich-Soziale einträchtig und feierlich über gemeinsame nationale und wirtschaftliche Interessen berieten“.²⁷

An eben jenem „Schauspiel“ setzte schließlich auch Rohmeders Strategie an, als er daranging, die nunmehr auch dazu bereiten katholischen Parteien (Christlich-Soziale und Katholisch-Konservative) in das nationale Lager zu ziehen, um dadurch eine wesentlich breitere, womöglich politisch legitimierte Basis für die deutschnationale Agitationstätigkeit im Trentino, allem voran gegen die rührige Lega Nazionale zu erhalten. Dazu mußte gleichsam an die Stelle des bislang von den Konservativen argwöhnisch beobachteten, weil im Verdacht des alldeutschen Protestantismus stehenden Deutschen Schulvereins eine neue, überparteilich organisierte pan-tirolische Institution geschaffen werden, die unter Verwendung möglichst griffiger, volksnaher Klischees und Stereotypen (Treue zu Heimat und Vaterland, Treue zu Gott usw.) gleichzeitig die wesentlichsten programmatischen Forderungen der Parteien in sich vereinigte.²⁸ Das gelang schließlich am 7. Mai 1905 in Sterzing, zweifellos noch unter dem allgemeinen Eindruck der Innsbrucker Ereignisse vom 4. November des vorangegangenen Jahres.

Nachdem alle Programme respektive programmatischen Erklärungen der deutschtirolischen Parteien ohnehin mehr oder weniger prononciert die Aufrechterhaltung der Landeseinheit betonten, stieß sich auch niemand an dem eingangs erwähnten offensiven Wahlspruch des Bundes. Punkt 1 der Satzungen des Volksbundes legte sodann auch gleich fest: „Pfleger der altbewährten Tiroler Treue gegen das Vaterland; Pfleger opferfreudiger Treue gegen das Volkstum in Sprache, Recht und Rechten, Trachten und Sitte – im ganzen Lande, besonders aber in den nationalen Grenzgebieten.“ Paragraph 2 betonte dagegen die Überparteilichkeit des Bundes: „Die Behandlung politischer, konfessioneller oder sonst irgendwie gearteter Parteifragen ist ausgeschlossen. Der Bund soll vielmehr ein einigendes Band um alle volkstreuen Tiroler bilden.“²⁹

Verriet der Schlüsselbegriff „Volkstreue“ bzw. „Treue gegen das Volkstum“ in beiden Paragraphen bereits eine klare antiitalienische Zielsetzung nach dem Motto: Was dem deutschen Tiroler als vaterländische Aktion und heilige Pflicht zu gelten hatte, sollte dem Welschtiroler in seiner Gegenwehr zum Landesverrat gereichen, so konnten und sollten damit wohl auch in freier Interpretation nichtvolkstreu Ladiner oder gar Deutsche angesprochen sein. Keine Zweifel hingegen ließ § 5 der Bundessatzungen über die Mitgliedschaft, wo es hieß: „Ordentliche Mitglieder können sein:

1. Alle erwachsenen Tiroler deutscher und rätoladinischer Abstammung, ohne Unterschied des Geschlechtes, des Standes, der kirchlichen oder politischen Zugehörigkeit;
2. deutsche und rätoladinische Nichttiroler, welche die Ziele des Bundes fördern wollen.“³⁰

Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges Programm, das ganz bewußt beinahe ein Drittel der damaligen Tiroler Bevölkerung aus offensichtlich rassistisch-völkischen Motiven ausschloß oder bestenfalls ignorierte, keinesfalls integrativ wirken konnte und selbst bei jenem gar nicht geringen Teil der italienischen Bevölkerung des Trentino auf Ablehnung stoßen mußte, der bislang durchaus bereit gewesen war, seine Italianität dem Gedanken der Tiroler Landeseinheit und der Treue zum Kaiserhaus unterzuordnen.

Geradezu zynisch und provokant mußte es überdies anmuten, daß bei den ohnehin zahlreichen Veranstaltungen, Vorträgen oder öffentlichen Festversammlungen des Tiroler Volksbundes stets der vielstrapazierte Geist Andreas Hofers und der Helden des Jahres anno neun heraufbeschworen wurde, deren Treue zu Tirol auch die Treue zum Glauben und zur Kirche umschloß. Freilich nur im Sinne eines Privilegs der deutschen Tiroler. Bezeichnend dafür kann ein im Volksbund-Kalender abgedrucktes Flugblatt gelten, das neben dem bekannten Bild von Th. Walch „Andreas Hofer in Siegerpose mit der Tiroler Fahne in der Hand auf dem Berg Isel“ das mit H.L. signierte Gedicht „Hell auf! Tirol!“ darstellt, dessen zweite Strophe folgendermaßen lautet:

„Und ist's auch nicht zur Iselschlacht,
Nicht Baier und Franzos –
Ein and'rer Feind ist uns erwacht,
Kampf ist Tirolerlos!
Frisch drauf und dran, du Stürmerblut,
Nach Süden! Ei ja wohl,
Es kämpft auch an der Etsch sich gut
Fürs deutsche Land Tirol!“⁴³

Der Schlüssel zum völkisch-rassistischen Denken Rohmeders wie auch seines ebenso rührigen wie radikalen, ebenfalls reichsdeutschen Mitstreiters, des Kunstmalers Edgar Meyer³², liegt in einem Artikel über „Die ehemalige Ausbreitung des Deutschtums in den italienischsprachigen Bezirken Tirols“, den Rohmeder im Volksbund-Kalender veröffentlichte und worin unter anderem folgende Stelle zu finden ist:

„Der Gebrauch der italienischen Umgangssprache ist aber kein Zeichen und kein Beweis für die Zugehörigkeit zum italienischen Volkstum oder zur italienischen Rasse, wenn man das Mischvolk der Italiener überhaupt als eine besondere Volksrasse bezeichnen wollte. Denn die Zugehörigkeit zu einem Volkstum wird nicht durch die oft zufällige, wandelbare oder angelernete Umgangssprache, sondern durch angeborene und vererbte körperliche, geistige und moralische Eigenschaften, mit anderen Worten durch Merkmale von dauerndem Auftreten bedingt... Diese Tatsache ist für Tirol von großer Bedeutung. Denn in Tirol sind vor kürzerer oder längerer Zeit Tausende, ja Hunderttausende von Deutschen durch äußeren Zwang und gegen ihren Willen genötigt worden, ihre Volkssprache aufzugeben und das Italienische als Umgangssprache anzunehmen, ohne daß sie damit aufgehört hätten, ihrer Abstammung, ihrem Blute und den damit verbundenen Eigenschaften nach zu bleiben, was sie vorher waren, nämlich Deutsche. Das Bewußtsein dieser ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volke ist denn auch in vielen noch lebendig und gelangt zum Ausdruck in dem Bekenntnis ‚Parliamo italiano, ma siamo tedeschi‘.“³³ Deutlicher freilich ließ sich der Wille zur Rückverdeutschung des gesamten Trentino – im übrigen ein Begriff, der von den Anhängern des Volksbundes wie auch von der österreichischen Verwaltung stets als irredentistische Schöpfung abgelehnt wurde³⁴ – in der Tat nicht mehr formulieren.

Daß die Resonanz des Volksbundes während der ersten Jahre seines Bestehens in der deutschen wie ladinischen Bevölkerung Tirols eine relativ große war, ist in mehreren

Gründen zu suchen: Zunächst entfalteten die Hauptverantwortlichen des Bundes eine immense Werbetätigkeit in Form von Vorträgen und Festversammlungen bei allen kirchlichen und weltlichen Feiern und verbreiteten zahlreiche Denk-, Flug- und sog. Abwehrschriften, ohne dabei auf einen wirklichen politischen Gegner in Deutschtirol zu stoßen, zumal ja alle Parteien außer den noch relativ schwach etablierten Sozialdemokraten ihre wohlwollende Zustimmung zur Gründung des Tiroler Volksbundes gegeben hatten.³⁵ Prominente Abgeordnete waren zu diesem Gründungsfest selbst erschienen und wurden dadurch, ohne es möglicherweise selbst zu ahnen, im Sinne der Erfinder nicht nur neutralisiert, sondern auch instrumentalisiert.³⁶ Bezeichnendes Beispiel dafür aber ist die Wahl des konservativen (!) Parteibornen Josef v. Wackernell zum ersten Bundesobmann, der er auch bis 1908 blieb, ehe er nach einer kurzen Zwischenperiode durch Rudolf Merkh³⁷ 1909 vom nationalliberalen Walther v. Hörmann³⁸ abgelöst wurde. Treibende und agierende Kraft des Bundes waren bis 1910 jedoch Rohmeder und Edgar Meyer selbst.

Schließlich stand hinter dem Volksbund beinahe die gesamte auflagenstarke Presse des Landes, allen voran die weit verbreiteten Innsbrucker Nachrichten.³⁹ Lediglich das ohnehin vielfach renitente katholisch-konservative Organ Neue Tiroler Stimmen erhob mehrfach mahnende Worte in Sorge um die Vereinbarkeit von klerikaler und nationaler Arbeit.⁴⁰

Nicht zuletzt konnte sich der Volksbund auch der verdeckten Sympathie der Militärverwaltung erfreuen, die nicht nur regelmäßig Schützenkompanien und Militärkapellen für diverse Festveranstaltungen und Tagungen des Bundes abstellte, sondern naturgemäß die „nationale Schutzarbeit“ des Bundes als willkommene Hilfe zur „Hebung der Wehrmoral“ betrachtete.⁴¹

Die personelle und sachliche Verflechtung des Tiroler Volksbundes (Rohmeder als Obmann der Sektion Bayern des Allgemeinen Deutschen Schulvereins und späteren Vereins für das Deutschtum im Ausland; Hörmann als Vizepräsident des ebenfalls deutschvölkisch orientierten, in Graz gegründeten Vereins Südmark)⁴² ermöglichte das Zurückgreifen auf durchaus potentielle materielle Ressourcen zur Finanzierung verschiedener nationaler Projekte. Auch trugen wohl volkstümlich gestaltete Feste und Feiern (Gartenfeste, Volksfeste, Sonnwendfeuer, Herbstfeste, Volkstanz, Volksturnen usw.), in Gasthäusern aufgestellte Volksbund-Sammeltürme, der Verschleiß von Verkaufsgegenständen wie dem Volksbund-Kalender mit Volksbund-Liedern und -Gedichten, von Andreas-Hofer-Spielkarten oder Volksbund-Marken nicht nur zum Bekanntheitsgrad des Bundes bei, sondern dienten auch der Aufbesserung des durch Mitgliedsbeiträge und Spenden getragenen Vereins.⁴³

Das Aktionsprogramm und die völkisch-kulturelle wie wirtschaftliche Arbeit des Bundes, die praktisch das gesamte Trentino und das untere Etschtal erfaßte, war primär getragen von dem Willen der „Zerschlagung des geschlossenen italienischen Sprachgebietes, der Wiedergewinnung entdeutschter Ortschaften an der Sprachgrenze und im Trentino“⁴⁴. Sie jedoch hier im Detail aufzuzeigen, würde den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen.⁴⁵ Sie erstreckte sich jedenfalls von Schulbauten und Kindergärten (Vielgereut, Aichholz usw.) über die Errichtung von deutschen Freikursen, Fachschulen und Bibliotheken bis zur allmählich immer stärker in den Vordergrund tretenden Bodenschutzarbeit in Form von Kreditvermittlung für verschuldete deutsche Bauern des Etschtales.

Die Aktivitäten des Tiroler Volksbundes mit seinem überhöhten ideellen Anspruch auf eine totale Erfassung und Unterordnung des öffentlichen wie privaten Lebens unter den Einheitsgedanken und die Verteidigung und Rückeroberung urdeutschen Bodens rief indes nicht allein den massiven Widerstand der italienischen Bevölkerung des Landes und in der Folge eine ebenso überzogene Gegenreaktion hervor, sondern überforderte sehr bald auch dessen materielle Leistungsfähigkeit und leitete damit den eigenen Niedergang ein. Er machte sich zuerst im eigentlichen agitatorischen Zielgebiet, nämlich in den deutschen Sprachinseln, bemerkbar, wo die betroffene Bevölkerung im ersten Überschwang der Versprechungen um eine bildungsmäßige und wirtschaftliche Besserstellung dem Volksbund tatsächlich einigen Erfolg versprochen und eine Reihe von Ortsgruppen gebildet hatte. Doch die eher mäßige finanzielle Entwicklung des Bundes stand der Realisierung vieler euphorisch gemachter Zusicherungen sehr rasch im Wege. Das Ergebnis zeigte sich darin, daß die „völkische Überzeugungskraft“ seiner Vertreter keineswegs jenen nachhaltigen Eindruck hinterließ, den man sich erhofft hatte. Viele Ortsgruppen erlahmten, da ihre Mitglieder sich enttäuscht abwandten oder gar zur konkurrierenden Lega Nazionale überwechselten. Zudem häufte sich die Erbitterung über den nationalen Zwiespalt, der mit den „Volksbundisti“ und „Legisti“ in viele Gemeinden und Familien hineingetragen worden war.

Aber auch in den sogenannten „ungefährdeten Tiroler Landesteilen“ mehrten sich die Stimmen über die immer offener zutage tretende deutschradikale und religiös indifferente Ausrichtung des Bundes. Allen voran fürchteten die Katholisch-Konservativen um die zunehmende Spaltung des italienischen und deutschen Klerus und die damit verbundene moralisch-religiöse Problematik im Verein mit dem Schwinden der geistlichen Autorität.⁴⁶ Skeptisch wurde allgemein auch der Erwerb der Burg Persen seitens einer reichsdeutschen Gesellschaft Burg-Persen auf Betreiben Rohmeders beobachtet, die laut Aussendung einer Werbeschrift „der Stärkung des Deutschtums“ als „Mittelpunkt in der Kette alter deutscher Siedlungen“ dienen sollte und in der ein „Lutherzimmer“ eingerichtet sowie ein Turm zum „Rohmeder-Turm“ benannt wurde.⁴⁷ Ein anderer Teil der Tiroler Öffentlichkeit hingegen begann allmählich die Loyalität des Bundes zum österreichischen Kaiserhaus und zum österreichischen Staatsgedanken in Zweifel zu ziehen. Während bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in den Rechenschaftsberichten stets wachsende Zahlen von Ortsgruppen und Gauverbänden im In- und Ausland (321 im Jahre 1914) sowie von Mitgliedern (ca. 26.000) zu lesen waren, konnte der Berichtersteller dennoch nicht verhehlen, daß die Aktivitäten in den Ortsgruppen zusehends erlahmten und die Zahlungsmoral der Mitglieder einiges zu wünschen übrig ließ.⁴⁸ Ein nicht zu unterschätzendes Maß trug dazu wohl auch der allmähliche Rückzug Wilhelm Rohmeders aus der Hauptleitung des Volksbundes seit 1910 bei.

Schicksalhaft und anachronistisch zugleich mutete daher der Verlauf der 9. Jahreshauptversammlung in Kufstein just an jenem Tag an, als die Nachricht von den Schüssen in Sarajewo eintraf. Unmittelbar zuvor hatte nämlich Obmann Walther v. Hörmann den Geist des Bundes mit folgenden Sätzen neuerlich heraufbeschworen:

„Unser Ziel muß es sein, treu dem Beispiele unserer Vorfahren und treu uns selbst, unser tirolisches Volkstum, unsere völkische Eigenart, Sprache, Recht und Sitte, unverfälscht und unverwelscht, zu erhalten, und unsere Pflicht ist es, der neuerdings wiederholten Forderung nach Abtrennung und Autonomie des welschsprachigen Gebietes unserer unteilbaren Heimat wirksam und unverrückbar den Kampf zu entgegnen: ‚Gut und

Blut für unsere altererbte tirolische Landeseinheit, für unser schönes Bergland, für unser teures Volk!‘ ... Wir wollen ... im Bewußtsein unserer geschichtlichen Rechte und unserer guten deutschen und tirolischen Sache, aber auch im Interesse des Reiches, dem beutegierigen Rufe: ‚Italia fino al Brennero!‘ und dem Traumgespinnste des Trentino immer wieder den machtvollen Heimatgedanken unseres schönen und erhebenden Wahlspruches entgegensetzen, der einst zum Ausdruck des Volksstolzes und der Volkstreue auf das Banner unseres Bundes geschrieben ward, in gefährlicher Zeit zur Mahnung, Warnung und Sammlung aller Volksgenossen ...“⁴⁹

Die grausame Realität des Krieges sollte diesem heroisch anmutenden Willen freilich nicht nur Ernüchterung bringen, sondern dem Tiroler Volksbund auch noch einmal eine letzte Chance zur Verwirklichung jener nationalen Bestrebungen bieten, die Hörmann so zweideutig mit der „Interesse des Reiches“ umschrieb, die ihnen aber eigentlich von Beginn an in verdeckter Form grundgelegt waren, nämlich den Anschluß Tirols an die Mutter Germania.

Die behördlich verordnete agitatorische Ruhephase des Tiroler Volksbundes während des Krieges hatte jedoch dessen Willen zur Durchsetzung seiner Ziele keineswegs gebrochen. Vielmehr schien ihm der Verlauf der Ereignisse insofern recht zu geben, als der Anspruch Italiens auf die Brennergrenze auch in Österreich bekannt wurde und die drohende Teilung Tirols sowie die zunehmende Verarmung weiter Teile der Bevölkerung des Landes einen nationalen Solidarisierungsakt notwendig erachten ließen.

Die Versammlung in Sterzing bot – wie der anwesende Regierungsvertreter, Bezirkskommissär Nikolaus Ritter v. Exeli, in seinem Bericht sichtlich beeindruckt vermerkte – „ein gewaltiges Bild des herrschenden Unwillens der deutschen Bevölkerung Tirols“⁵⁰. Sichtlich weniger beeindruckt allerdings von den ca. 500 Anwesenden aus angeblich allen Teilen, Parteien und Schichten des Landes – die Innsbrucker Nachrichten berichteten auch von einer „Gruppe von Reichsdeutschen aus Innsbruck“⁵¹ –, sondern wohl mehr noch von den emotionalen Ausführungen des bewährten radikalen Volksbundagitators Edgar Meyer, der es trotz mehrmaliger Aufforderung zur Mäßigung „durch Zupfen am Rocke“ verstand, die Zuhörer zu fanatisieren. Meyers Ausführungen bauten auf die enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen der Deutschen Österreichs und Tirols über die Regierungspolitik des jungen Kaisers Karl, auf die Mißwirtschaften der Kriegszentralen und auf die augenscheinlichen Bevorzugungen Wiens zugunsten „welscher und slavischer Staatsfeinde“, um schließlich deutlich zu formulieren: „Das Volk will nur ein deutsches Österreich oder ein losgelöstes Deutsch-Österreich. – Stets stand der Staat über den völkischen Rücksichten, nun kommt Volkstum vor Staat und Dynastie.“⁵² Er hatte damit jene allgemeinen Richtlinien vorweggenommen, in deren Zeichen die Politik der Parteien Tirols während der unmittelbaren Nachkriegszeit stand: Los von Wien und Anschluß an Deutschland, manifest geworden in der separatistischen Tiroler Anschlußabstimmung des Jahres 1921.⁵³ Die Ironie des Schicksals wollte es auch, daß einer der Festredner und Mitbegründer des Tiroler Volksbundes, nämlich der aus Oberösterreich stammende Direktor des Innsbrucker Statthaltereiarchivs und christlich-soziale Landtags- und Reichsratsabgeordnete Michael Mayr, nur zweieinhalb Jahre später zum ersten Bun-

deskazler des republikanischen Österreich avancieren sollte, um wenige Monate darauf an den separatistischen Tiroler Forderungen nach einem Anschluß an das Deutsche Reich in seinem Amt zu scheitern.⁵⁴ Noch am Sterzinger Volkstag hielt er in seinen Ausführungen über die „Kriegsziele im Süden“ jedenfalls an den schon zu Beginn des Krieges formulierten Forderungen nach einer Rückgewinnung der historischen Grenzen des Deutschtums mit folgenden Worten fest⁵⁵:

Im Gegensatz zu Italien, dessen Ansprüche mit der Unterdrückung fremder Völker gleichbedeutend sind, verlangt es neben militärischen Notwendigkeiten auch unsere völkische Pflicht, daß wir besonders in Südtirol unsere alten deutschen Stammesgenossen und unsere völkischen Freunde, die Ladinern und die Friauler im Küstenländischen, diese alten treuen Grenzhüter des einstigen großen Deutschen Reiches wieder befreien und in ihre alten Rechte einsetzen. Wir dürfen es niemals wieder vergessen, daß in Süd- und Welschtirol neben etwa 590.000 Deutschen und Ladinern in Wahrheit nur höchstens 90.000 bis 100.000 wirkliche Italiener leben, daß den alten bodenständigen Deutschen in Welschtirol und auf den Hochflächen der 7 und 13 Gemeinden wie auch den Ladinern erst vor verhältnismäßig nicht langer Zeit die italienische Umgangssprache zwangsweise aufgenötigt wurde⁵⁶, um sodann zu begründen:

„Die von der Natur selbst vorgezeichneten, daher in Wahrheit natürlichen Grenzen gegen Welschtirol liegen nicht innerhalb des Alpengebietes, das eine eigene Welt für sich bildet ... Die Gebirgswelt der Alpen ist ein einheitliches Naturgebiet mit einer von der Ebene völlig gesonderten Eigenart und einem einheitlichen Natur- und Volksleben ... In Rasse, Wirtschaft und Lebensweise haben selbst die später eingewanderten, bodenständig gewordenen Italiener in Welschtirol mit den Italienern in der Ebene nicht mehr viel gemein ... Unsere gegenwärtige Grenze gegen Italien vom Ortler bis zur Adria hat daher einen natur-, volks- und staatswidrigen Verlauf ... Nur unsere natürliche Grenze am Südrand der Alpen kann auch zugleich die natürliche Grenze Italiens im Norden sein ... Hätte man früher aus der Geschichte gelernt, dann würde unsere Grenzwehr im Süden heute anders ausschauen. Nunmehr aber bleibt uns nur mehr die Entscheidung des Schwertes, bleibt uns nur mehr der Siegfriede.“⁵⁷

Stand Mayr mit diesen, angesichts der wirtschaftlichen, militärischen und politischen Situation der Habsburgermonarchie zweifellos bereits unrealistischen nationalistisch-expansionistischen Forderungen⁵⁸ keineswegs allein, so mußte sich das äußere Schicksal des Tiroler Volksbundes dennoch mit Eintritt der neuen Verhältnisse praktisch von selbst erfüllen, obwohl – wie es Alois Thaler ausdrückt – „die Kämpfer von einst ... es lange nicht begreifen (konnten), daß nach dem Ende des Krieges ... viele Bundesideen überlebt waren oder durch die Kriegsereignisse begraben wurden und Neues empordrängte.“⁵⁹

Das Klischee vom leuchtenden Volksbundstern über Tirol, vom fahnentragenden Tiroler Adler, der seine mächtigen Schwingen schützend und zugleich bedrohlich warnend von Kufstein bis zur Berner Klause ausbreitete, war zwar zunächst an den nüchternen Realitäten und der eigenen Überheblichkeit zerbrochen, doch die Auswirkungen seines nationalen Erbes blieben in Tirol noch bis tief hinein in die faschistische wie nationalsozialistische Ära der Zwischenkriegszeit und darüber hinaus deutlich spürbar.⁶⁰ Daran konnten und wollten wohl auch die ähnlich ausgerichteten Nachfolgeorganisationen wie etwa der Bund Heimat bzw. dessen Nachfolger mit dem bezeichnenden Namen Andreas-Hofer-Bund⁶¹ nichts ändern, in dessen Aufruf an die Öffentlichkeit vom 10. Oktober 1919⁶² mit einiger Überraschung zu lesen ist:

„Seine (d. i. des Bundes, Anm. d. Verf.) Aufgabe wird es sein, ohne Unterschied der Partei, alle Tiroler, alle Freunde unseres Landes und alle Deutschen in der weiten Welt zu sammeln, alle aufzurufen, die mithelfen wollen, unser Volk erstarken zu lassen in der völkischen Idee ... Durch Pflege des deutschen Wesens und Schrifttums, durch die Waffen des Geistes und der Kultur sollen unsere Brüder im Fremde den Rückhalt und die Kraft finden, auszuharren im Joche der Knechtschaft, bis ein Tag wiederkehrt, an dem der Tiroler Aar wieder seine Schwingen breitet über die freien Berge des geeinten Tirol!“⁶³

Zusammenfassend kann folgendes festgestellt werden: Sowohl Entstehung wie Resonanz des Tiroler Volksbundes in der deutschsprachigen Tiroler Bevölkerung läßt sich in die Gesamtproblematik der nationalen Auseinandersetzungen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einordnen. In dieser Entwicklung wiederum war auch Tirol „eingebunden in einen überregionalen Gruppenbildungsprozeß, der als ‚Nationsbildung‘ verstanden werden kann“.⁶⁴ Was ihn allerdings von anderen Schutzvereinen abhob, lag in seiner Vorgangsweise, die ganz spezifisch auf die Instrumentalisierung und Verstärkung von bereits vorhandenen Klischeebildern in der Tiroler Bevölkerung abzielte. Sowohl die Helden des Jahres 1809, allen voran Andreas Hofer, aber auch die dem Tiroler angeblich angeborene Treue zu Gott und Heimat, sein unbändiger Freiheitswille (Bauernaufstände um Michael Gaismair) wie seine urgermanische Abstammung fanden in die Diktion der Volksbundpropaganda Eingang. Diese vermeintlichen charakterlichen und moralischen Eigenschaften wurden indes gleichzeitig den italienischsprachigen Tirolern und damit etwa einem Drittel der damaligen Landesbevölkerung abgesprochen, sofern sie sich nicht ihrer ethnischen Abstammung besann. In der national aufgeheizten Atmosphäre der Jahrhundertwende und unter dem Eindruck der Friedenssehnsucht infolge des virulenten Parteienstreites im katholischen Lager Tirols⁶⁵ gelang dem Bund nicht nur die weitgehende Neutralisierung, sondern sogar die teilweise Einbindung einer weltanschaulich anders ausgerichteten, mächtigen und seine Ziele potentiell gefährdenden (kultur-)politischen Opposition. Damit war es erst möglich, die Sorge um die bedrohte Tiroler Landeseinheit wie um das Grenzlanddeutschtum zugunsten der Deutschtöler zu monopolisieren und die Loyalität der Welschtiroler öffentlich in Frage zu stellen. Die Konsequenzen lagen freilich auf der Hand, denn der nunmehr einsetzende aggressive deutschtiroler Nationalismus, unterstützt von einem durchaus modernen Propaganda- und Agitationsapparat, rief seinerseits den verstärkten Widerstand der Lega Nazionale hervor, die zwar in ihren materiellen Mitteln zweifellos effizienter zu handeln vermochte⁶⁶, wenngleich dies keineswegs bedeutete, daß auch das „Wort als politische Waffe“ weniger nachhaltige Wirksamkeit zu entfalten imstande war und ist. So ist es mit Fontana⁶⁷ keineswegs „von der Hand zu weisen, daß der Tiroler Volksbund an der inneren Zerstörung Altirols mitgewirkt hat.“

- 1 Allgemeiner Tiroler Anzeiger vom 10. Mai 1918.
- 2 Das zusammenfassende 14-Punkte-Manifest des Volkstages findet sich bei Reinhold STAFFLER/Christoph v. Hartungen (Hg.), *Geschichte Südtirols. Das 20. Jahrhundert: Materialien/Hintergründe/Quellen/Dokumente*, Lana 1985, 47.
- 3 Vgl. Claus GATTERER, *Erbfeindschaft Italien–Österreich*, Wien–München–Zürich 1972, 112; Josef RIEDMANN, *Geschichte Tirols*, Wien² 1988, 196.
- 4 Zu Wilhelm Rohmeder (1843–1930) siehe Walther v. Hörmann, Oberstudienrat Dr. med. et phil. Wilhelm Rohmeder, in: *Tiroler Heimat* 4 (1931) 66 ff.; Alois THALER, *Der Tiroler Volksbund. Wollen und Wirken*, phil. Diss. Innsbruck 1962, 70–76; Meinhard TASSER, *Beiträge zur Geschichte der politischen Entwicklung des Trentino von 1904–1914*, phil. Diss. Innsbruck 1971, 230 f.
- 5 Gatterer, *Erbfeindschaft* (wie Anm. 3), 112.
- 6 Innsbrucker Nachrichten vom 5. Mai 1905.
- 7 Josef Fontana, *Das Ringen um die Erhaltung des Deutschtums im Unterland unter Altösterreich*, in: *Das Südtiroler Unterland, Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes IX*, Bozen 1980, 145–189, hier 162 f.
- 8 Dazu ausführlich Josef FONTANA, *Der Kulturkampf in Tirol 1861 bis 1892*, Bozen 1978.
- 9 R.G.Bl. Nr. 142 ex 1867.
- 10 R.G.Bl. Nr. 62 ex 1869; Fontana, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 160.
- 11 Vgl. dazu GATTERER, *Erbfeindschaft* (wie Anm. 3), 91 ff.
- 12 Dazu Walter FREIBERG, *Südtirol und der italienische Nationalismus. Entstehung und Entwicklung einer europäischen Minderheitenfrage*, hg. von Josef FONTANA, Teil 1, *Schlern-Schriften* 282/1, Innsbruck 1989, 18.
- 13 Vgl. FONTANA, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 164.
- 14 Vgl. auch Gottfried FITTBOGEN, *Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit*, München 1930.
- 15 Über den Deutschen Schulverein, der 1908 in den Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) umbenannt wurde, vgl. LEXIKON zur Parteiengeschichte, Bd. 4, hg. von Dieter FRICKE, Leipzig 1986, 282–297; Monika STREITMANN, *Der Deutsche Schulverein vor dem Hintergrund der österreichischen Innenpolitik 1880–1918*, phil. Diss. Wien 1984.
- 16 Fontana, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 164.
- 17 Zu den deutschen Sprachinseln im Süden zuletzt Maria HORNUNG, *Die deutschen Sprachinseln Altösterreichs in den Südalpen*, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 36/3 (1992), 129–148.
- 18 Fontana, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 164.
- 19 LEXIKON zur Parteiengeschichte, Bd. 4 (wie Anm. 15), 284.
- 20 Vgl. GATTERER, *Erbfeindschaft* (wie Anm. 3), 93 f.; FONTANA, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 165 f.
- 21 Fontana, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 166.
- 22 Dazu ausführlich THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 89–184.
- 23 Zur Frage der italienischen Rechtsfakultät auswahlweise Maria KOSTNER-TRÖBINGER, *Die Geschichte der italienischen Universitätsfrage in der österreichisch-ungarischen Monarchie von 1864 bis 1914*, phil. Diss. Innsbruck 1970; Adalbert SCHUSSER, *Zur Entwicklung der italienischen Universitätsfrage in Österreich (1861–1918). Untersuchungen über das Verhalten von Regierung und Parlament zur Schaffung einer italienischen Rechtsfakultät*, phil. Diss. Wien 1972; Hedda LEEB, *Geschichte der Universität Innsbruck 1898–1908*, phil. Diss. Innsbruck 1968; Peter STITZ, *Der akademische Kulturkampf um die Daseinsberechtigung der katholischen Studentenkorporationen in Deutschland und Österreich 1903 bis 1908*, *Der Weiße Turm* 3, München 1960, 31 ff.; Robert A. KANN, *Hochschule und Politik im österreichischen Verfassungsstaat (1867–1918)*, in: *Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl R. Stadler*, Wien 1974, 507–521.
- 24 Die Deutschen traten für Bozen oder Ala als Ausgangspunkt der Fleimstalbahn ein, während die Italiener Trient als Ausgangsort lancierten. Zur Fleimstalbahnfrage siehe ausführlicher Siegfried TAPPEINER, *Die Geschichte der Fleimstalbahn*, Diss. Padua 1974; TASSER, *Beiträge* (wie Anm. 4), 566–587.
- 25 Neben den allgemein gehaltenen Gesamtdarstellungen zur Nationalitätenfrage in der Habsburgermonarchie von Robert A. KANN, *Geschichte des Habsburgerreiches 1526–1918*, Wien–Köln–Graz 1982; DERSELBE, *Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie bis 1918*, 2 Bände, Graz–Köln 1964 (hier speziell Bd. 1, 285–273); Victor Lucien TAPIE, *Die Völker unter dem Doppeladler*, Graz–Wien–Köln 1975; Hans MOMMSEN, *Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat*, Bd. 1: *Das Ringen um die supranationale Integration der zisleithanischen Arbeiterbewegung 1867–1907*, *Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich* 1, Wien 1963; Hugo HANTSCH, *Die Nationalitätenfrage im alten Österreich. Das Problem der konstruktiven Reichsgestaltung*, *Wiener Historische Studien* 1, Wien 1953 – wobei sich Hantsch neben einer einführenden Genesis zur Bildung des Vielvölkerstaates stärker mit der Haltung der einzelnen Parteien des österreichischen Teiles zur Nationalitätenfrage beschäftigte – vgl. insbesondere zur rechtlichen Stellung der Italiener sowie zur Autonomiefrage des Trentino Umberto CORSINI, *Die Italiener*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. III/2: *Die Völker des Reiches*, hg. von Adam WANDRUSZKA und Peter URBANITSCH, Wien 1980, 839–879; Hans KRAMER, *Die Italiener unter der österreichisch-ungarischen Monarchie*, *Wiener Historische Studien* 2, Wien–München 1954, bes. 37–63; Theodor VEITER, *Die Italiener in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Eine volkspolitische und nationalitätenrechtliche Studie*, Österreich-Archiv, Wien 1965, bes. 61–92; Karl BIER, *Der Autonomiekampf der Welschtiroler*, in: *Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum* 16 (1936), 413–525; Richard SCHÖBER, *Der Kampf um das Autonomieprojekt von 1900–1902 für das Trentino aus der Sicht österreichischer Quellen*, *Collana di Monografie* 31, Trient 1978; DERSELBE, *Das Trentino im Verbands Tirols 1815–1918*, in: *Tirol im Jahrhundert anno Neun*, *Schlern-Schriften* 279, Innsbruck 1988, 87–110. Interessant auch die Ausführungen eines der Hauptbeteiligten an den Ausgleichsbestrebungen 1901/02, Karl von GRABMAYR, *Erinnerungen eines Tiroler Politikers 1892–1920*, *Schlern-Schriften* 135, Innsbruck 1955, bes. 86–95. Weiters noch Rainer EGGER, *Erzherzog Franz Ferdinand und die Trientiner Autonomiefrage*, in: *MÖSTA* 31 (1978), 334–346.
- 26 Auffallend erweist sich die allgemein geringe Differenzierung zwischen den Autonomieforderungen der Trentiner, die jedoch innerhalb des Staatsverbandes verbleiben wollten, und den radikaleren Forderungen der Anhänger des Irredentismus, die Welschtirol (und darüber hinaus) dem Königreich Italien anschließen wollten.
- 27 Karl v. Grabmayr, zit. nach Fontana, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 175. Zur Biographie Karl v. Grabmayrs siehe Ulrich KROMER, *Karl von Grabmayr. Ein Tiroler Politiker*, phil. Diss. Innsbruck 1984.
- 28 Die Einheit und Unteilbarkeit des Landes, zu der sich auch die Konservativen bekannten, stand dabei zweifellos im Vordergrund. Für sie bedeutete dies jedoch die unabdingbare Verknüpfung mit der konfessionellen Homogenität. Vgl. THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 58.
- 29 Auszug aus den Bundessatzungen im Tiroler Volksbund-Kalender (= TVB-Kalender) 1908; Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Ministerium des Innern, Allgemein, Sign. 15/4, Zl. 12458 ex 1910: 3. Fassung der Satzungen des Tiroler Volksbundes von 1905.
- 30 Ebenda.
- 31 TVB-Kalender 1911.
- 32 Zu Edgar Meyer (1853–1925) genügt Hans KRAMER, *Edgar Meyer als Künstler und als Bauherr*, in: *Der Schlern* 25 (1951), 458–464; THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 275–302 und passim.
- 33 TVB-Kalender 1908.
- 34 Vgl. FREIBERG, *Südtirol* (wie Anm. 12), 16.
- 35 Vgl. Leopold STEURER, *Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919–1939*, Wien–München–Zürich 1980, 41.
- 36 Eine Liste der Mitglieder des „Vorbereitenden Ausschusses“ zur Gründungsversammlung findet sich im TVB-Kalender 1908. Darunter werden neben einer Reihe von Bürgermeistern (Sterzing, Innsbruck, Brixen, Schwaz, Bruneck, Bozen, Klausen, Lienz usw.) auch Abgeordnete wie Josef Erler, Otto v. Guggenberg, Anton Kofler, Michael Mayr, Julius Perathoner, Josef v. Pretz, Johann Schorn, Josef Schraffl oder Aemilian Schöpfer genannt.
- 37 Vgl. THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 346 f.
- 38 Zu Walther v. Hörmann (1865–1946) vgl. Otto STOLZ, *Geschichte des Landes Tirol*, Bd. 1, Innsbruck–Wien–München 1955, 665 f.; Nikolaus GRASS, *Die Kirchenrechtslehrer an der Innsbrucker Universität von 1672 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte Österreichs*, in: *Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum* 31, *Festschrift Otto Stolz*, Innsbruck 1951, 157–212; THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 347 f.
- 39 Vgl. THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 24.
- 40 So etwa der Artikel in den Neuen Tiroler Stimmen vom 14. Oktober 1911: *Der Fürstbischof von Trient und der „Tiroler Volksbund“* THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 258 ff.
- 41 Vgl. THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 249 f.
- 42 Vgl. GATTERER, *Erbfeindschaft* (wie Anm. 3), 113.
- 43 THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 29 f.
- 44 Ebenda, 410.
- 45 Ausführlich darüber die Arbeit von THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4).
- 46 Vgl. TASSER, *Beiträge* (wie Anm. 4), 223 f.
- 47 FONTANA, *Das Ringen* (wie Anm. 7), 177; THALER, *Volksbund* (wie Anm. 4), 214 f.
- 48 Vgl. etwa Tätigkeitsbericht des Tiroler Volksbundes für das Jahr 1913, in: TVB-Kalender 1915, 2.
- 49 TVB-Kalender 1915, 9.
- 50 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Statthalterei-Präsidium, Zl. 2873-XII-77a2 ex 1918: Bericht Exelis vom 10. Mai 1918.
- 51 Innsbrucker Nachrichten vom 10. Mai 1918.
- 52 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Statthalterei-Präsidium, Zl. 2873-XII-77a2 ex 1918: Bericht Exelis vom 10. Mai 1918. Vgl. auch die stark zensurierte Rede Edgar Meyers in den Innsbrucker Nachrichten vom 10. Mai 1918.
- 53 Vgl. Hermann J.W. KUPRIAN, *Tirol und die Anschlussfrage 1918 bis 1921*, in: *Tirol und der Anschluß. Voraussetzungen, Entwicklungen, Rahmenbedingungen 1918–1938*, hg. von Thomas Albrich/Klaus Eisterer/Rolf Steininger, *Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte* 3, Innsbruck 1988, 43–74; Erich BIELKA, *Die Volksabstimmung in Tirol und ihre Vorgeschichte*, in: *Saint-Germain 1919*, *Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Kommission* 11, Wien 1989, 303–326.

- 54 Zu Michael Mayr auswahlweise Hermann J.W. KUPRIAN, Mayr Michael, in: Neue Deutsche Biographie 16, Berlin 1990, 565 f.; DERSELBE, Bundeskanzler Michael Mayr und Tirol. Historiker – Archivar – Politiker, in: Tiroler Heimat 51/52 (1987/1988), 109–127; Friedrich WEISSENSTEINER, Michael Mayr, in: Die österreichischen Bundeskanzler. Leben und Werk, Wien 1983, 54–61.
- 55 Gemeint waren damit die Dreizehn und Sieben Gemeinden bei Verona, Vicenza, Oberes Veltlinal, ganze Adallogruppe sowie die Grenzziehung bei Peschiera. Überhaupt war Mayr neben Rohmeder einer der glühendsten Verfechter der von der Militärverwaltung unterstützten Einführung deutscher Ortsnamen in Welschtirol. Vgl. Michael MAYR, Deutsche Ortsnamen in Südtirol, in: Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 11/12, München–Wien 1916, 93–97; DERSELBE, Der italienische Irredentismus. Sein Entstehen und seine Entwicklung vornehmlich in Tirol, Innsbruck 1916.
- 56 Manuskript Mayrs „Kriegsziele im Süden“, o. D. (Typoskript), Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Nachlaß Michael Mayr V/12/5. Vgl. dazu auch den Text bei STAFFLER/Hartungen (Hg.), Geschichte Südtirols (wie Anm. 2), 47.
- 57 Ebenda. Allerdings fehlen im Manuskript die obzitierten letzten beiden Sätze, die jedoch in den Innsbrucker Nachrichten vom 10. Mai 1918 publiziert wurden. Offen bleibt daher, ob diese doch provokante, um nicht zu sagen, martialische Schlußbemerkung von Mayr auf dem Volkstag tatsächlich so formuliert wurde, oder ob sie als eigenmächtiger Annex der Redaktion zu gelten hat (vgl. auch Ernst Eigentler, Tirol im Inneren während des Ersten Weltkrieges von 1914–1918, phil. Diss. Innsbruck 1954, 218 f.). Eigentler mißt den Äußerungen Mayrs im Hinblick auf dessen Kriegszielpolitik allerdings insofern eine geringere Bedeutung zu, als sie seiner Ansicht nach ja nicht von einem verantwortlichen Minister gemacht wurden, sondern sich „aus der namenlosen Verbitterung und Empörung über das dem Lande Tirol zugebrachte Leid“ erklären ließen. Vgl. auch Richard Schober, Die Tiroler Frage auf der Friedenskonferenz von St. Germain, Schlern-Schriften 270, Innsbruck 1982, 133.
- 58 Allerdings schwächte Mayr am nächsten Tag seine Ausführungen wie überhaupt die Forderungen des Sterzinger Volkstages ab, als er in seinen „Nachklängen zur Sterzinger Tagung“ u. a. notierte: „Es ist wahr, im begreiflichen Übermaß und in der Fülle des Temperamentes fielen auch Worte, die nicht mit der Goldwaage gemessen werden dürfen.“ Allgemeiner Tiroler Anzeiger vom 11. Mai 1918.
- 59 THALER, Volksbund (wie Anm. 4), 410.
- 60 Dazu ausführlich die Arbeit von STEURER, Südtirol (wie Anm. 35); vgl. auch Anton HOLZER, Die Südtiroler Volkspartei, Thaur/Tirol 1991, bes. 43 f.
- 61 Ausführlich zur Tätigkeit des Andreas-Hofer-Bundes Isolde von MERSI, Ziele und Praxis der Öffentlichkeitsarbeit der österreichischen Schutzvereine für Südtirol 1918–1938, 1945–1976, phil. Diss. Wien 1979; Hildegard HAAS, Das Südtirolproblem in Nordtirol von 1918–1938, geisteswiss. Diss. Innsbruck 1984, bes. 80–86; Gerd Alexander PIRCHER, Im Kampf um Südtirol. Die Volkstumspolitik des Andreas-Hofer-Bundes (1919–1938), Masch. Dipl.-Arbeit Innsbruck 1990.
- 62 Über den „Tiroler Landestrauertag“ am 10. Oktober siehe zuletzt Josef RIEDMANN, Der „Tiroler Landestrauertag“ am 10. Oktober im jährlichen Gedenken an die Annexion Südtirols durch Italien, in: Tirol im 20. Jahrhundert. Festschrift für Viktoria Stadlmayer, Bozen 1989, 191–202.
- 63 Innsbrucker Nachrichten vom 10. Oktober 1919; MERSI, Ziele und Praxis (wie Anm. 61), 61.
- 64 Wolfgang MEIXNER, Mythos Tirol. Zur Tiroler Ethnizitätsbildung und Heimatbewegung im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Region/Storia e regione 1/1 (1992), 88–106, hier 92.
- 65 Vgl. dazu Richard SCHOBBER, Das Verhältnis der Katholisch-Konservativen zu den Christlich-Sozialen in Tirol bis zu den Reichsratswahlen von 1907, 2 Teile, in: Tiroler Heimat 38/39 (1975/76), 139–173 und 155–193.
- 66 Vgl. etwa GATTERER, Erbfeindschaft (wie Anm. 3), 94.
- 67 Josef FONTANA, Geschichte des Landes Tirol, Bd. 3, Bozen–Innsbruck–Wien 1987, 270.

Hermann J. W. Kuprian, Mag. phil., Dr. phil., Ass.-Prof. am Institut für Geschichte der Universität Innsbruck, Abteilung für Österreichische Geschichte, Lehramts- und Doktoratsstudium aus Germanistik und Geschichte, diverse Forschungsaufenthalte im In- und Ausland, Ludwig-Jedlicka-Preis 1986. Forschungsschwerpunkte: Österreichische Geschichte allgemein und besonders des 19./20. Jahrhunderts, Erster Weltkrieg und Erste Republik, Regionalgeschichte, Migrations- und Flüchtlingsfragen. Dazu mehrere Publikationen, neuzeitliche und zeitgeschichtliche Lehrveranstaltungen, Vorträge usw.

Alexander Langer †

„Ein Tirol“

Tonbandmitschnitt, überarbeitet von Günther Pallaver

Sie werden sich von mir nicht einen historischen Vortrag erwarten, sondern eher Überlegungen darüber, was es heute bedeuten kann, wenn man von „Einem Tirol“ spricht. Wie weit diese Einheit bestanden hat und wie weit sie die Menschen verstanden, empfunden und gelebt haben, haben die anderen Vorträge zum Teil ja sehr deutlich gemacht und auch kritisch beleuchtet. Ich möchte mich also mehr mit der Gegenwart und vielleicht mit der einen oder anderen Zukunftsperspektive beschäftigen. Aus diesem Anlaß erlaube ich mir, Sie an etwas zu erinnern, um mich bei Ihnen sozusagen auszuweisen und wofür ich Frau Viktoria Stadlmayer gewissermaßen als Zeugin anrufen darf.

Beim ersten gemeinsamen Landtag 1979 in Innsbruck, an dem ich als Landtagsabgeordneter teilgenommen habe, wurden verschiedene Kollegen noch mit Zwischenrufen wie „Hau ab nach Peking!“ oder ähnlich begrüßt. Das war ihr Klischee. Meine Klischees ihnen gegenüber hat es natürlich auch gegeben. Das will ich nicht abtun. Ich fragte damals, ob es zulässig sei, vom gemeinsamen Landtag Tirol–Südtirol zu sprechen, weil mir die Inanspruchnahme des Begriffs Tirol nur durch das österreichische Bundesland Tirol irgendwie mißbräuchlich vorgekommen ist, und weil dadurch ein Teil des historischen Tirols sozusagen ausgegrenzt wurde.

Ich sage das deswegen, weil ich mich trotz meiner, wie ich glaube, oft sehr kritischen Haltung gegenüber bestimmten Tirolpatriotismen eigentlich immer auch in eine tirolische Tradition gestellt habe, in der ich aufgewachsen bin und zu der ich mich zugehörig fühle. Wenn man heute von „Einem Tirol“ spricht, dann ist das nicht nur ein Markenzeichen, das in den letzten Jahren u. a. von Attentätern und bei Demonstrationen von Leuten verwendet worden ist, die heute mit der Grenzziehung zwischen den Staaten Italien und Österreich nicht zufrieden sind. Wenn man das hört, so denkt man vielfach in der einen oder anderen Weise an eine mögliche Wiedervereinigung Tirols. Ich jedenfalls glaube, daß diese Wiedervereinigung heute nicht besonders hoch im Kurs steht, wenn wir die Indizien dafür anschauen. Denken wir zum Beispiel an die Wahlergebnisse all jener, die dieses Ziel ausdrücklich auf ihre Fahnen geschrieben haben. Damit haben sie keinen großen Staat gemacht. Denken wir beispielsweise an die Kundgebungen, die zu diesem Zweck einberufen und abgehalten worden sind und die eigentlich keine große Begeisterung, keine große Ungeduld des Tiroler Volks nördlich oder südlich des Brenners in diese Richtung verraten haben. Denken Sie auch an die viele Rhetorik und an den vielfachen Mißbrauch, der mit dem Wort „Ein Tirol“ oder vom „Einen Tirol“ getrieben worden ist. In vielen dieser Fälle steckt schon eher Deutschnationalismus, der nicht so integral in der tirolischen Tradition verankert ist.

Trotzdem, so glaube ich, kann man durchaus sagen, daß Träumen heute wahrscheinlich eher gestattet ist als gestern, ohne daß das jetzt mein Standpunkt wäre. In der Zwischenzeit haben sich in Europa der letzten Jahre viele Dinge verändert. Grenzen haben nicht mehr die Endgültigkeit, die sie noch bis vor kurzem gehabt haben. Gewiß gibt es

die Überzeugung, daß die Grenzen von Jalta ähnlich den Grenzen von 1918 oder den Grenzen des Wiener Kongresses einfach die Friedensformel schlechthin sind, an der man nicht rütteln darf, ohne Gefahr zu laufen, daß sonst alles losgeht. Diese Überzeugung ist heute nicht mehr so stark vorhanden.

Ich will damit nicht sagen, daß das Verrücken von Grenzen nicht große Gefahren mit sich bringt. Die gegenwärtige Geschichte zeigt uns das. Ich will nur sagen, wenn man heute über „Ein Tirol“ spricht, so kann man das nicht mehr als rein ideell oder kulturell oder weiß Gott wie verstehen. Aber, wenn schon, so kann man heute mit mehr Berechtigung als etwa noch gestern oder vorgestern unter Umständen auch an eine politische Perspektive denken.

Persönlich stehe ich eher in einer Tradition, die an das Aufheben als an das Verschieben von Grenzen denkt. Ich halte nichts vom Verschieben von Staatsgrenzen. Ich bin in diesem Sinn also absolut nicht zu denen zu rechnen, die sich eine Wiedervereinigung Tirols vorstellen können. Und dann muß man erst einmal darüber diskutieren, welches Tirol damit gemeint ist, von wo bis wohin so etwas gehen sollte. Ich jedenfalls gehöre nicht zu denen, die durch Verschieben von Grenzen ein wiedervereinigtes Tirol herstellen wollen, und ich glaube auch nicht, daß heute die Mehrheit oder auch nur ein großer Teil der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen des historischen Tirol sich danach sehnen. Aber nochmals: Die Situation ist anders als früher. Das muß man jedenfalls mitberücksichtigen. Soweit ich es in den letzten Jahren beurteilen kann – und ich gehe da sicher etwas vergrößert vor, bin aber für jede Verfeinerung aufgeschlossen und dankbar –, war der Gedanke an das „Eine Tirol“, an ein irgendwie wiedervereinigtes Tirol zwar da und dort verbreitet, aber sehr verschieden gesetzt.

Auf der einen Seite haben insbesondere in Südtirol, zum Teil wohl auch in Nordtirol, eher traditionell und nostalgisch bis legitimistisch orientierte Kreise irgendwie daran gedacht. Diese, sagen wir die alte k. u. k. Generation, hat noch irgendwie in tirolischen Begriffen gedacht und hat u. a. in diesem ihrem tirolischen Denken und Fühlen eine unterschwellige Polemik gegen das Deutschnationale der 20er und 30er Jahre mit-schwingen lassen. Dieser Zug der tirolischen, und wenn ich sagen darf, nostalgischen Tradition ist meines Erachtens dann auch von einem Teil der Linken übernommen worden.

Wenn ich mich in dieser Hinsicht an Südtiroler Namen erinnern darf, dann denke ich unter dem Stichwort „legitimistisch“ oder „nostalgisch“ z. B. an Leute wie Josef Raffener, der dann zum Dissidenten der Südtiroler Volkspartei (SVP), genauer gesagt zum moderaten, antinationalistischen Dissidenten der SVP, geworden ist, nachdem er zuerst die SVP im Parlament in Rom vertreten hatte. Ich denke beispielsweise an Leute wie Otto Vinatzer, der zu den Gründern der Partei der Unabhängigen (PDU) gezählt hat. Ich denke aber auch an Leute wie Egmond Jenny, der als linker Dissident der SVP und Gründer der Südtiroler Sozialdemokratie immer eine gewisse gesamt-tirolische oder sagen wir zumindest eine regionale Note zum Ausdruck gebracht hat, in der auch das Trentino dabei war, ebenso wie bei Vinatzer und Raffener. Diese Vision hat nicht nur Nord- oder Osttirol, also das österreichische Tirol, sondern auch das italienische Tirol miteinbezogen. Und ich denke da auch an manche alte Ladinier, die diese tirolische Idee auch in den vergangenen Jahrzehnten nie verschüttet und nie von sich gewiesen haben.

Schließlich denke ich in gewissem Sinn auch an die politische Bewegung, aus der ich selbst komme, nämlich an das linke, alternative, später auch grüne Lager. Wir haben bei-

spielsweise ab Ende der 70er Jahre demonstrativ alternative gemeinsame Landtage abgehalten, zu denen wir zum Unterschied von den offiziellen gemeinsamen Landtagssitzungen immer Tiroler aus Südtirol, aus dem österreichischen Tirol und aus dem Trentino eingeladen haben. Die Gaismair-Gesellschaft beispielsweise, die ihren Sitz in Innsbruck hat, hat diesen Grundsatz ebenfalls vertreten und in die Praxis umgesetzt, etwa in Form von Publikationen. Als dann auch eine Gaismair-Gesellschaft in Südtirol gegründet worden ist, hat sich diese ebenfalls immer sehr bemüht, sich in dieser Hinsicht sensibel und aufgeschlossen zu zeigen.

Ich sage dies deswegen, weil die vorherrschende Strömung, die sich den Gedanken „Ein Tirol“ unter den Nagel gerissen hat, dies meistens unter einem sehr nationalistischen Vorzeichen getan hat. Diese Leute waren sowohl nördlich als auch südlich des Brenners mit lauter Stimme zu hören und haben unreflektiert den Gedanken vertreten, wonach das Tirol, das man unter Umständen wiedervereinigen sollte, das deutsche Tirol von Salurn bis Kufstein sei. Dies haben sie auch sehr stark mit Gedanken einer ethnischen Säuberung Südtirols verbunden. Deswegen haben diese Leute immer wieder auf die Volkszählungszahlen von 1911 hingewiesen und damit praktisch gesagt, das sei letztlich die natürliche Anzahl von Italienern, die Südtirol vertragen könne. Auf diesen Stand müsse man wieder zurückkehren, wenn Tirol wieder das werden solle, was es einmal war oder was es einmal sein könnte und vielleicht sein sollte.

Aber es haben sich natürlich in diesen vielen Jahrzehnten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg die Realitäten sehr auseinandergelebt. Das kann man weder verstecken noch beschönigen. In dieser Zeit haben sich verschiedene andere nationale Ansprüche sehr deutlich breitgemacht. Auf italienischer Seite ist nicht nur das Trentino mehr oder weniger voll italienisch geworden. Dort hat man eine ziemlich lange Zeit versucht, tirolische Assonanzen eher in den Hintergrund zu drängen. Heute kommen sie zum Teil wieder heraus. Darauf komme ich später noch zurück.

In Südtirol hat es eine ständige, wechselnde Konfrontation zwischen Deutschtum und Italienerum gegeben, wobei der italienische Staat zuerst mit dem Faschismus und dann mit weniger diktatorischen Mitteln eine lange Zeit sicherlich überzeugt war, er könnte im großen und ganzen Südtirol italienisch machen. Der italienische Staat dachte da entweder an eine drastische oder zumindest an eine elsässische Lösung. In diese Richtung hat er auch alles versucht. Da besteht kein Zweifel. Erst in den letzten zwanzig Jahren kann man sagen, ist davon wirklich Abstand genommen worden. Der italienische Staat akzeptiert nicht nur vertraglich, sondern auch kulturell und politisch, Südtirol nicht zu einer normalen italienischen Provinz zu machen. Auf der anderen Seite hat es, ebenfalls mit wechselndem Geschick, eine Politik des Deutschtums gegeben, die bis hin zur extremen Form in der Nazizeit gegangen ist. Dabei wurde versucht, in Südtirol in irgendeiner Weise das Deutschtum zu verteidigen, zu halten oder später dann in der Nachkriegszeit, vor allem seit den 60er Jahren, Südtirol so gut als möglich zu reorganisieren. Das geht hin bis zu bestimmten Erinnerungen an die Zeiten des Volksbundes.

Wenn jemand beispielsweise zum Törggelen oder sonstwie das Südtiroler Unterland besucht, dann kann man sehen, daß dort an diesen ethnischen Kampf eine besonders große Anzahl von Fahnenstangen und ähnlichem erinnern, und daß das Geld dazu vor allem in den späten 60er und 70er Jahren im wesentlichen aus nördlich vom Brenner, teilweise auch aus Deutschland gekommen ist, und daß man diese Geschichte vom „Grenzland“ immer wieder versucht hat aufzuwärmen.

Es hat sich natürlich nebenbei auch etwas entwickelt, worüber Sie sicher besser Bescheid wissen als ich. Das Tirolbewußtsein im österreichischen Teil Tirols ist ein anderes geworden. Ich glaube, daß man sich wirklich nicht verstecken sollte. Für die allermeisten österreichischen Tiroler, glaube ich, enthält Tirol als historischer Begriff zwar sicher auch Südtirol, auch Welschtirol, aber man könnte sich heute eigentlich schwer eine gesamttirolische Dimension wirklich konkret vorstellen. Die Nord- und Osttiroler wissen über Südtirol heute genauso wenig und vielleicht oder manchmal noch weniger Bescheid als umgekehrt die Südtiroler über das österreichische Tirol, das haben verschiedene Untersuchungen bereits nachgewiesen.

Ich glaube, daß zumindest in Südtirol heute eine Identität im Wachsen begriffen und schon relativ konsolidiert ist, in der man sich im großen und ganzen als Südtiroler empfindet. Natürlich fühlen sich die deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler darin sicher fester verankert, aber die italienischsprachige Bevölkerung wächst zum Teil in diese Identität hinein, auch wenn sie noch nicht sicher ist, ob sie das wirklich will und ob alle das wollen. Die italienischsprachige Bevölkerung Südtirols ist ja auch ziemlich gemischt. Die regionale Herkunft ist sehr verschieden. Auch die individuelle oder kollektive Lebensperspektive ist in Südtirol ziemlich unterschiedlich. Nicht alle sehen Südtirol gewissermaßen als ihre Heimat an, wenn auch vielleicht als eine neue Heimat, in der sie mehr oder weniger stabil zu verbleiben gedenken. Für manche ist es eben ein Arbeitsplatz, ein Wohnort, jedenfalls nicht eine Heimat auf Dauer. Das alles, glaube ich, wird es kaum zulassen, heute auch auf einer kulturellen, auch auf einer metapolitischen Ebene das Bewußtsein vom „Einen Tirol“ besonders stark zu verankern. Ich glaube sogar, daß künstliche und forcierte Versuche in diese Richtung eigentlich nur schiefgehen können. Solche Versuche können nur ein Retortentirolertum produzieren.

Hingegen glaube ich sehr wohl, daß man aus der gesamttirolischen Tradition sehr viel Positives schöpfen kann, und daß es möglich ist, auch aus dem Bezug auf das historische Tirol etwas Modernes hervorzuholen, für unsere moderne Lebensgestaltung etwas Wichtiges und Positives zu gewinnen.

Ich schicke gleich voraus, daß ich der festen Überzeugung bin, wonach dies absolut unstrukt, ohne jeden Hintergedanken an ethnische Säuberung geschehen muß. Niemand, der glaubt, man könnte die Italiener aus Südtirol wieder wegbringen, kann meines Erachtens zu einem solchen Tirolgedanken etwas Nützliches beitragen. Wer so denkt, kann nur Spannungen schaffen, kann unter Umständen sogar Ideen von neuen Teilungen aufkommen lassen.

Vielleicht ist bekannt, daß in den letzten 15 Jahren von italienischer Seite, besonders von Professor Acquaviva, zwei- oder dreimal der Gedanke aufgeworfen worden ist, man sollte lieber noch einmal eine Teilung, unter Umständen bei Klausen, vornehmen, bevor man ganz Südtirol verliere. Es sind inzwischen auch von anderer Seite, zeitweise auch von Kreisen, die vielleicht der Europa-Union Tirol nahestehen, Ideen in den Raum gestellt worden, die eine Art Kantonisierung oder jedenfalls weitere Teilungen vorsehen. Ich glaube, daß man solche Gedanken weit von sich weisen muß, wenn man am Frieden und am Zusammenleben der Menschen, aber auch an einer produktiven, schöpferischen Belebung der tirolischen Tradition interessiert ist. In gewissem Sinn möchte ich sagen, je ethnischer man denkt, desto mehr entfernt man sich von einem möglichen, positiven Bezug auf das „Eine Tirol“. Und umgekehrt, je mehr man die gesamte Situation in Betracht zieht, desto mehr kann man legitimerweise aus der tirolischen Tradition etwas Kreatives schöpfen.

Sicher, nichts kann restauriert werden. Vorhin ist gesagt worden, die Geschichte wiederholt sich nicht und sie läßt sich nicht zurückdrehen. Aber ich glaube, daß bei einem solchen Tirolbewußtsein, das in diesem Fall quer durch die Sprach- oder Volksgruppen und quer durch die heute bestehenden Staatsgrenzen geht, Elemente zu finden sind, die nicht als ideologisches Paket vermarktet werden können, aber die aus der tirolischen Tradition etwas Wertvolles, Grenzüberschreitendes bieten können.

Ich darf dazu einige Stichworte nennen, die mir einfallen, wie etwa eine gewisse bodenständige, kleinräumige, alpine, vielleicht periphere Dimension des Lebens, des individuellen und vor allem des gemeinschaftlichen Lebens.

Tirol hat eine relativ kleinräumige Tradition, hat in diesem Sinn eine positiv antizentralistische Tradition und ist deswegen, glaube ich, ein gutes Beispiel gegen Zentralismus, gegen Ethatismus, jedenfalls gegen Dinge, die Menschen in ihrem lokalen Geflecht irgendwie nicht genügend berücksichtigen, nicht genügend lokale Verwurzelung erlauben. Ich glaube also, daß dieses lokale, bodenständige, periphere, kleinräumige Element, der Drang zu Regionalismus, Automatismus, zum Antizentralismus etwas sehr wichtiges ist, das aus der tirolischen Tradition sicher geschöpft werden kann, alle historischen Landesteile des ehemaligen Tirol umfaßt und bezeichnenderweise in ähnlicher Weise in allen Landesteilen diskutiert wird, das Trentino mitinbegriffen.

Ein weiteres solches Element, das ich in diesem Zusammenhang nennen möchte und sicher in der Tiroler Geschichte auch eine „crux“ darstellt, besteht darin, daß sich Tirol in der Geschichte sehr häufig quer zum Fortschritt gestellt hat. Die mehr fortschrittsbewußten Kräfte, die mehr linken Kräfte, oder wie immer wir sie nennen wollen in der Tiroler Geschichte, haben diesen Umstand oft beklagt oder gar verflucht. Ich glaube, daß es heute möglich ist, dieses tirolische Mißtrauen gegenüber Modernisierung und Fortschritt auch in einem neuen und kritischeren und vielleicht positiveren Licht zu sehen. Das heißt, daß eine gewisse Tiroler Enge vielleicht auch dazu beitragen kann, den Fortschritt auf seine Qualität hin zu hinterfragen. Denken wir gerade an die Probleme wie etwa an den Verkehr und Fremdenverkehr oder an die Landschaftszerstörung und anderes mehr. Das scheint mir ebenfalls ein Element zu sein, das heute im historischen Seditment Tirols vorhanden ist.

Weiters gehört zu dieser tirolischen Tradition sicherlich die Verbindung zwischen Nord und Süd. Niemand kann uns absprechen, daß wir, soweit wir überhaupt zurückdenken können, ein Paßland sind, daß wir nach beiden Seiten hin stark geöffnet und verankert sind, und daß wir das in unserer Geschichte und in unserem Wirken mitdenken und weiterentwickeln wollen. Von da her glaube ich, daß man auch stärker, als das in den letzten siebenzig oder achtzig Jahren geschehen ist, die Mehrsprachigkeit und den plurikulturellen Charakter der tirolischen Tradition mit Überzeugung und Stolz vertreten und aufwerten soll und auch aufwerten kann.

Ich bin sehr einverstanden mit dem, was Viktoria Stadlmayer vorher gesagt hat. Ich wollte dasselbe vorschlagen. Man sollte etwa im Trentino auch Deutsch und im nördlichen und östlichen Tirol auch Italienisch lernen. Das finde ich einen wichtigen Beitrag nicht nur für den Handel, sondern auch für unsere historische Identität.

Und weiters. Alle Tiroler, auch jene, die von den Dolomiten weit entfernt leben, sollten sich an die Ladinier erinnern. So klein diese Volksgruppe auch ist, so sollte diese nicht als ein Bestand wie in einer Art Alpenzoo angesehen werden, die irgendwo in den Bergen wohnen, denn das ladinische Element gehört mit zur Tiroler Identität und Tradition.

Erwähnen kann man außerdem, daß Tirol auch eine sehr europäische Tradition hat, daß Tirol in seiner ganzen Geschichte nach vielen Seiten hin Beziehungen gehabt hat, was uns sicherlich wieder zugute kommen kann.

Ich möchte mit diesem Gedanken schließen. Ich bin historisch nicht sattelfest genug und möchte dies deshalb als einen Denkanstoß zur Diskussion stellen. Ich glaube also, daß man in der Tiroler Geschichte dort einen guten Anstoß finden kann, wo man als historisches Subjekt handelt, unterhalb der Staatlichkeit. Das ist ein wichtiges Element, zumal heute auf der einen Seite viele zentralistische Ansätze vorhanden sind, die Identitäten zerstören können oder von denen sich Identitäten bedroht fühlen, während auf der anderen Seite in Mittel- und Osteuropa eine, meines Erachtens gefährliche Reaktion im Gang ist. Dort glaubt man, habe man erst einen eigenen Staat, so werde man glücklich sein. Wenn man dann einen eigenen Staat will, wird es darauf ankommen, wo die Grenze verlaufen und wieviel Gebiet man zum eigenen Staat schlagen und wie man die „volksfremden“ Elemente wieder loswerden kann.

Ich glaube, daß es zum Besten der Tiroler Tradition gehört, so etwas wie eine Identität unterhalb der Ebene der Staatlichkeit entwickelt und praktiziert zu haben. Für ein sich integrierendes Europa, wo auch die Definition der bestehenden Regionen nicht immer dieselbe sein muß, und wo auch Regionen irgendwie neu zusammengeschlossen und neu abgegrenzt werden können, ist gerade das vielleicht ein Element, das uns hilft, aus dem Bezug auf das „Eine Tirol“ nicht ein Propagandaelement, nicht ein ethnische Provokationselement, nicht eine ethnische Abgrenzung oder gar eben ein Rütteln an Grenzen zu machen, sondern etwas, was heute in Europa relativ gefragt sein könnte.

Dies könnte eine ganz gute Antwort auf die Krise der Jalta-Ordnung sein, nicht eine globale Antwort, in der alles enthalten ist, aber etwas, wo wir für die anderen Menschen und Regionen Europas aus unserer Erfahrung heraus etwas Sinnvolles beisteuern könnten.

Publikationen

Alexander Langer: *La scelta della convivenza*, Roma 1995

Il viaggiatore leggero. Scritti 1961–1995, a cura di Edi Rabini. Collana diretta da Adriano Sofri, Palermo 1996

Aufsätze zu Südtirol. Scritti sul Sudtirolo 1978–1995, hg. von Siegfried Baur und Riccardo dello Sbarba, Meran 1996

Alexander Langer, geboren 1946 in Sterzing, DDr., Gymnasiallehrer, Journalist, Übersetzer, Universitätsstudien in Florenz, Bonn und Trient, seit Mitte der 60er Jahre politisch und publizistisch tätig, in den 70er Jahren in der außerparlamentarischen Linken in Italien und Deutschland. Mitbegründer der Liste „Neue Linke/Nuova Sinistra“, die er von 1978 bis 1981 im Landtag vertrat; 1983 für die „alternative Linke“ und 1988 für die „grüne alternative Liste fürs andere Südtirol“ zum Landtagsabgeordneten gewählt. Vom Juni 1989 bis zu seinem Tod war er im Europaparlament, Vorsitzender der grünen Fraktion, Vizepräsident des interfraktionellen Ausschusses „Mittelmeer“. Am 3. Juli 1995 nahm sich Alexander Langer in der Nähe von Florenz das Leben.

Anton Pelinka

Demokratie in Tirol

Die Wurzeln der Demokratie in Tirol reichen weit zurück. Die Feudalgesellschaft des Mittelalters hat in Tirol weniger prägend gewirkt als etwa im Osten Österreichs; und die Bauernkriege, Aufstand der Unterdrückten gegen eine unterdrückende Gesellschaftsordnung, haben in Tirol deutlichere Spuren hinterlassen als in den meisten anderen Regionen Österreichs.

Der unterentwickelte Feudalismus Tirols ist zweifellos eine günstige Voraussetzung für demokratische Entwicklungen. Feudaler Großgrundbesitz war in Tirol nicht vorhanden – jedenfalls nicht in dem Ausmaß, in dem er in Niederösterreich, in der Steiermark und im Burgenland zu beobachten war und noch immer zu beobachten ist. Die großen Besitztümer der feudalen Adelsfamilien, die heute noch die agrarischen Besitzgrößen im Osten Österreichs bestimmen, stehen dem mittelgroßen, dem „freien“ Bauerntum Tirols gegenüber.

In den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts standen Tiroler, z. B. Michael Gaismair, gegen das Bündnis aus Feudalherrschaft und Kirche, gegen den sich immer absolutistischen gebärdenden Staat auf. Mitbestimmung und Selbstbestimmung, das Denken in Konstitutionen – Tirol mit Michael Gaismair war im 16. Jahrhundert an der vordersten Front des Kampfes um eine frühe Form der Demokratie.

Mit der Gegenreformation setzte eine Ambivalenz ein: Der Tiroler Freiheitsbegriff, der Tiroler Freiheitskampf konnte nicht mehr selbstverständlich mit dem Kampf um Demokratie gleichgesetzt werden. Andreas Hofer kämpfte gegen die fortschrittliche, napoleonische Fremdherrschaft – nicht mit Berufung auf die Menschenrechte, auch nicht mit Berufung auf die Demokratie. Mit den Rechten von Frauen und Juden hatte er nichts im Sinne. Sein Freiheitskampf war der Kampf für ein katholisch-fundamentalistisches Regime, das die Herrschaft der Habsburger wieder in Tirol etablieren sollte.

Eine ähnliche Ambivalenz bilden die plebiszitären Traditionen heute. Das Bild vom Land Tirol, an dem offiziell und inoffiziell beständig gearbeitet wird, ist geprägt von einer Miliztradition – die Schützen als Relikt eines bewaffneten Volkes, dessen militärische Macht sich gegen einen nicht näher definierten Feind richtet. Eben diese Schützen haben für Kaiser und Republik, für Ständestaat und Nationalsozialismus und wieder für die Republik zwar nicht unbedingt gekämpft, aber ihren Wehrwillen demonstriert. Diese ungebrochene Kontinuität, diese Verbindung zwischen miteinander nicht verbindbaren Wertvorstellungen macht eben die Zweideutigkeit bestimmter Wurzeln der gegenwärtigen politischen Kultur Tirols aus.

Verspätung der Demokratie

Die Demokratie ist in Tirol verspätet – grundsätzlich so wie in den anderen Teilen Österreichs auch. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht auf Landesebene wurde erst 1919

durchgesetzt. Die für die politische Kultur Tirols wichtigen Faktoren – der Klerus und das Bauerntum – waren nicht Vorhut im Kampf um das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Die Unterentwicklung der Tiroler Arbeiterbewegung, des wichtigsten Faktors in dieser Auseinandersetzung für das Wahlrecht, erklärt, daß Tirol jedenfalls nicht Vorämpfer in Richtung allgemeines und gleiches Wahlrecht war.

Ein Teil der Verspätung der Demokratie in Tirol ist die verspätete Säkularisierung. Der Klerus bildete ein direktes politisches Element, vor allem in Verbindung mit dem autoritären Ständestaat. Dieser berief sich auf – so die Verfassung vom 1. Mai 1934 – „Gott, den Allmächtigen“, und konnte in Tirol auf einen ungebrochenen Klerikalismus zurückgreifen. Erst der Nationalsozialismus brachte einen wichtigen Schub der Säkularisierung – ein Aspekt, der die Widersprüchlichkeit des Nationalsozialismus allgemein, des Nationalsozialismus in Tirol im besonderen auszeichnet.

Wie auch anderswo in Österreich kam die Demokratie nach Tirol „von oben“ und „von außen“. Die Parteien setzten 1918 und 1945 die Demokratie durch, und ohne den Sieg der Alliierten in beiden Weltkriegen – zweimal gegen die Armeen, in denen ein Großteil der Tiroler kämpfte bzw. kämpfen mußte – wäre die Demokratie in Tirol nicht vorstellbar. Die Demokratie in Tirol ist letztendlich nicht Produkt einer spezifischen Tiroler Tradition, sie wurde vielmehr von außen importiert und von oben durchgesetzt.

In diesem Zusammenhang ist ein spezifischer Tiroler Faktor zu nennen: die Problematik ethnischen Denkens in Verbindung mit Südtirol. In der Wahrnehmung Tirols ist die Herrschaft über Südtirol weniger ein Problem des Faschismus und mehr ein Problem des Ethnischen. Nicht das Jahr 1922 und der Beginn der faschistischen Diktatur in Italien, sondern der Verlust der ethnischen Hegemonie von 1918 und wiederum 1945 stehen im Mittelpunkt der historischen Kritik. Daß die vielbeschworene „Einheit des Landes“ zwischen Dezember 1943 und April 1945 unter nationalsozialistischen Vorzeichen schon einmal wiederhergestellt war, bleibt eines der aufschlußreichsten Tabus des gegenwärtigen Tiroler Landesbewußtseins. Dazu zählt, daß die Vernichtung der jüdischen Gemeinde Südtirols – unter dem Vorzeichen der „deutschen“ ethnischen Hegemonie – nicht Teil des herrschenden Bewußtseins ist; ebensowenig wie die Diskriminierung der eigentlichen und ursprünglichen Südtiroler, nämlich der „Welsch“-Tiroler, vor 1918.

Ethnische Nebelschwaden verstellen das Bild, verstellen den Blick auf Tirol. Die Überbetonung des Ethnischen im Zusammenhang mit Südtirol drückt nur aus, wie wenig die Demokratiequalität als solche im Zentrum des offiziellen Tirol-Bildes steht.

Aktuell ist Tirol eben nirgendwo Vorreiter in Sachen Demokratiereform, Demokratisierung, Demokratiequalität. Auch wenn Tirol keineswegs der gesamtösterreichischen Demokratie nachhinkt – anders, als es dem Mythos von der „ältesten Festlanddemokratie Europas“ entsprechen würde, ist Tirol jedenfalls keine Vorhut der Demokratieentwicklung.

Verspätung der Säkularisierung

Die Verspätung der Säkularisierung hat mit dem Erfolg der Gegenreformation im Lande zu tun. Innsbruck und die Jesuiten wurden das Zentrum dieser Rekatholisierung. Petrus Canisius steht stellvertretend für den Erfolg dieser Bewegung. Und später noch als in anderen Ländern kam es in Tirol zur Vertreibung von Menschen, die sich zur Reformation und zum Protestantismus bekannten.

Eine spezifische Form der Verbindung von Glaube und Politik war, am Ende des 19. Jahrhunderts, der Bauernbund. Er bildete eine Einheit aus religiösen und politischen Motiven. Er stand unter dem Einfluß von Priester-Politikern. Der Bauernbund war auch die antimodernistische Protestfront des Landes gegen die Stadt – des bäuerlichen Umfeldes gegen die urbane Zentrale Innsbruck. Diese Konfliktlinie beherrschte zunächst auch noch im 20. Jahrhundert das politische System Tirols – Innsbruck, schwergewichtig sozialdemokratisch oder großdeutsch, wurde erst nach 1945 durch die neue bürgerliche Einheitspartei ÖVP politisch mit dem übrigen Land Tirol identisch. Bis dahin war das Land klerikal und bäuerlich, die Stadt Innsbruck säkularisiert und entweder deutschnational oder sozialdemokratisch geprägt.

Die Tradition des Bauernbundes ging schon am Beginn des 20. Jahrhunderts in die Christlich-Soziale Partei auf. Der politische Katholizismus dieser bäuerlichen und kleinbürgerlichen Massenpartei führte, entgegen den Stärkeverhältnissen in der Landeshauptstadt, zu einer demokratisch legitimen Hegemonie im Land Tirol.

Der „christliche“ Ständestaat setzte diese Hegemonie nur fort. An die Stelle der demokratischen trat die nichtdemokratische Legitimation. Die Heimwehr und die anderen Wehrverbände, wie die Ostmärkischen Sturmsharen, stützten mit Berufung auf „christliche“ Werte diesen Ständestaat in Tirol – in direkter Kontinuität zum politischen Katholizismus der Christlich-Sozialen Partei.

Am Beispiel der Auseinandersetzungen am Ende der Ersten Republik wird der Widerspruch zwischen demokratischer und antidemokratischer Säkularisierung deutlich. Säkularisierung in dieser Zeit konnte einerseits die Fortführung liberaler Traditionen in Form der und durch die Sozialdemokratische Arbeiterpartei bedeuten; Säkularisierung konnte aber auch die Umformung dieser liberalen Traditionen durch den Deutschnationalismus in Richtung Nationalsozialismus heißen. Der überwältigende Wahlerfolg der NSDAP im April 1933 in der Landeshauptstadt Innsbruck zeigt, daß Säkularisierung eben auch Sieg der Gegner der Demokratie sein konnte.

Ein besonderer Aspekt der verspäteten Säkularisierung ist der – im Vergleich mit dem übrigen Österreich – geringe Anteil der Frauen in der Tiroler Politik. Bisher gab es noch keine Frau als Mitglied der Tiroler Landesregierung; bisher konnte noch keine Frau zur Bürgermeisterin einer größeren Gemeinde des Landes gewählt werden. Und erst seit 1979 ist das Land Tirol auch durch Frauen (bzw. durch jeweils eine Frau) im Nationalrat vertreten. Die Verspätung der Säkularisierung bedeutet ganz konkret eine Verspätung des grundsätzlich überall zu verzeichnenden Wachstums des Frauenanteils auf verschiedenen politischen Entscheidungsebenen.

Mangel an Balance

Die Demokratie in Tirol ist durch eine nach wie vor ungewöhnliche Hegemonie eines Lagers und einer Partei gekennzeichnet. Neben Vorarlberg ist Tirol das einzige Bundesland, in dem nicht nur die Handelskammer und die Landwirtschaftskammer ÖVP-dominiert sind, sondern auch die Kammer für Arbeiter und Angestellte. Dies bedeutet, daß – anders als auf der Bundesebene und anders als in sieben von neun Bundesländern – die großen Verbände der Sozialpartnerschaft nicht im Gleichgewicht zwischen den beiden traditionellen Großparteien sind. Sozialpartnerschaft in Tirol bedeutet nicht von vorn-

herein Ausgleich zwischen sozialdemokratisch dominierten Arbeitnehmerverbänden und ÖVP-dominierten Arbeitgeberverbänden; Sozialpartnerschaft in Tirol bedeutet auch und wesentlich ein Bündelgleichgewichtsproblem innerhalb der ÖVP.

Dieser Mangel an Balance wird noch durch die Allkompetenz des Landeshauptmannes ergänzt. Die Landesräte sind letztendlich nur Erfüllungsgehilfen des Landeshauptmannes. Dies kommt vor allem in der Gesamtzuständigkeit des Landeshauptmannes in der Personalpolitik zum Ausdruck. Dieser Mangel an Balance ist freilich kein Tiroler Spezifikum. Er gilt auch für alle anderen Bundesländer.

Spezifisch hingegen ist der in Tirol ungewöhnlich große Abstand zwischen der größten und der zweitgrößten Partei. Auch nach der fast erdrutschartigen Landtagswahl von 1989 ist der Abstand zwischen größter und zweitgrößter Partei in Tirol nach wie vor nur noch in Vorarlberg größer als in Tirol. Dies bedeutet, daß der Wettbewerb zwischen den Parteien in Tirol weniger offen und daher auch weniger intensiv ist als in den meisten anderen Bundesländern.

Mangel an Balance und Mangel an Wettbewerb bedeuten auch, daß in Tirol Parteien relativ wenig Mitglieder haben. Gemessen an den sonst für Österreich üblichen Werten der Organisationsdichte, sind in Tirol nur relativ wenig Wähler auch als Mitglieder von den Parteien organisiert. Dies bedeutet abermals eine Ambivalenz. Der Parteienstaat und die im Parteienstaat üblichen Formen der Loyalität und politischen Mobilisierung sind in Tirol relativ schwach entwickelt; dies impliziert aber auch eine besondere politische Beweglichkeit, die neuen Strömungen und neuen Parteien zugute kommen kann.

Dem Mangel an politischer Balance entspricht auch eine verhältnismäßig ungewöhnlich starke Hegemonie der römisch-katholischen Kirche. Der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung ist in Tirol über dem österreichischen Durchschnitt; ebenso ist auch der Anteil der regelmäßigen Gottesdienstbesucher in Tirol stärker als anderswo in Österreich. Freilich gehen beide Besonderheiten zurück – der Anteil der Katholiken nimmt in Tirol ab, ebenso geht auch der Anteil der „Dominicantes“ in Tirol zurück.

Mangel an zeitlicher Gewaltenteilung

Zur Demokratie gehört Gewaltenteilung. In der parlamentarischen Demokratie, wie sie grundsätzlich auch in Österreich und auch im Land Tirol herrscht, ist die traditionelle Form der Gewaltenteilung praktisch überholt. In der parlamentarischen Demokratie kommt es nicht mehr auf die Trennung von Legislative (Parlament) und Exekutive (Regierung) an, sondern auf die Trennung zwischen regierender Mehrheit und opponierender Minderheit im Parlament. Diese „zeitliche“ Gewaltenteilung ist umso besser entwickelt, je wahrscheinlicher der Pendelschwung zwischen Regierung und Opposition ist; je größer die Chancen der Opposition sind, durch Neuwahlen zur Regierung zu werden.

Diese zeitliche Gewaltenteilung ist in Tirol unterentwickelt. Dies drückt sich etwa darin aus, daß die Ablösung des Landeshauptmannes – anders als in Bundesländern wie Burgenland oder Kärnten – nicht Ergebnis zwischenparteilicher, sondern innerparteilicher Vorgänge ist. Nicht Wahlen und Wahlergebnisse entscheiden über die Person des Landeshauptmannes, auch nicht Koalitionsbildungen zwischen den Parteien, sondern Entscheidungsprozesse innerhalb der hegemonialen Mehrheitspartei.

Dadurch gleicht die Tiroler ÖVP sehr stark der japanischen liberal-demokratischen Partei oder der mexikanischen PRI. Hegemoniale Regierungsparteien, die von der Opposition zu wenig gefordert sind, müssen eine innerparteiliche Demokratiequalität entwickeln; oder die Demokratiequalität des Landes leidet aufgrund der unterentwickelten Demokratiequalität innerhalb der hegemonialen Partei.

In der Ersten Republik war diese zeitliche Gewaltenteilung auf der Ebene des Landes noch weniger entwickelt. Aber immerhin gab es in der Ersten Republik auf der Ebene der Landeshauptstadt Innsbruck eine offene Wettbewerbssituation; in diesem Sinne mehr Balance.

Dieser Mangel an zeitlicher Gewaltenteilung könnte durch die Entwicklung, die mit der Landtagswahl 1989 begonnen hat, wesentlich abgebaut werden. Sobald die eindeutige Hegemonie der ÖVP vorbei ist, wird die Entscheidung über die Personen in der Regierung, wird insbesondere die Entscheidung über die Person des Landeshauptmannes nicht mehr primär innerparteilich, sondern auch und wesentlich zwischenparteilich getroffen werden. Auch hier arbeitet die gesellschaftliche Entwicklung in Richtung auf Verlust einer Tiroler Besonderheit; in Richtung auf Normalisierung und Austrifizierung der Tiroler Demokratie.

Mangel an vertikaler Gewaltenteilung

Eine Demokratie braucht auch die Gewaltenteilung zwischen verschiedenen Entscheidungsebenen. Dies gilt vor allem für den Bundesstaat, der Entscheidungen zwischen den Ebenen des Bundes und der Länder aufteilt. Vertikale Gewaltenteilung ist jedoch auch auf der Ebene eines einzigen Bundeslandes grundsätzlich vorstellbar. Die österreichischen Bundesländer stellen eine Art vertikaler Gewaltenteilung durch die Aufteilung politischer Entscheidungen zwischen Land und Gemeinden her.

Die vertikale Gewaltenteilung ist in Tirol im besonderen und in Österreich im allgemeinen wesentlich behindert durch die mangelnde Demokratisierung der politischen Bezirke. Auf der Ebene der Bezirke herrscht die demokratische Struktur der jeweiligen landespolitischen Mehrheit. Der Bezirkshauptmann als Behörde des Landes exekutiert den politischen Willen des Landeshauptmannes. Die politischen Bezirke – in Tirol und in allen anderen Bundesländern – bilden daher ein Defizit vertikaler Gewaltenteilung.

Dieser Mangel kann durch die Einrichtung von Städten mit eigenem Statut relativiert werden. In Tirol ist jedoch nur die Landeshauptstadt Innsbruck eine solche Stadt mit eigenem Statut. In Innsbruck fallen die Kompetenzen des Bezirkes und der Gemeinde zusammen, und daher werden die sonst vom Bezirkshauptmann zu treffenden Entscheidungen vom Bürgermeister bzw. vom Magistrat und vom Magistratsdirektor getroffen. Dadurch ist Innsbruck an sich demokratischer strukturiert als die anderen Gemeinden des Landes, denen die ohne eigene Demokratiequalität agierenden Bezirkshauptmannschaften Kompetenzen wegnehmen.

Diese Ausnahmesituation von Innsbruck ist jedoch dadurch abermals relativiert, daß seit 1945 die Partei des Landeshauptmannes mit der Partei des Bürgermeisters der Landeshauptstadt identisch ist. Durch diese politische Parallele wird der eigentliche demokratiopolitische Zweck der Gewaltenteilung verhindert – die Schaffung von Gegengewichten, die Herstellung von „checks and balances“.

Auffallend ist, daß zwar im Land Tirol von der katholischen Soziallehre und auch von dem in dieser Lehre enthaltenen Subsidiaritätsprinzip viel die Rede ist; daß aber keine ernsthafte Bemühung festzustellen ist, dieses Prinzip auch in der Landesverfassung umzusetzen. Das Subsidiaritätsprinzip, das der Förderung eines funktionalen Föderalismus auf Landesebene entsprechen würde, könnte die Demokratisierung der Bezirkshauptmannschaften und die Streuung der Privilegien der Städte mit eigenem Statut über die Landeshauptstadt hinaus bedeuten. Auch wenn es sich dabei vor allem um Bundeskompetenzen handelt: das Land Tirol ist nicht als Vorreiter dieses Trends in Richtung eines funktionalen Föderalismus hervorgetreten.

Der Mangel an vertikaler Gewaltenteilung zeigt, daß Föderalismus in Tirol häufig mehr Mythos als Realität ist. Förderalismus heißt, Forderungen an Wien – stellvertretend für den Bund – zu stellen; Schuldzuweisungen an Wien – abermals stellvertretend für den Bund – auszusprechen. Förderalismus heißt nicht, die vertikale Gewaltenteilung auf der Ebene des Landes selbst ernst zu nehmen.

Spannung zwischen Modernisierung und Demokratieverspätung

Die Tiroler Gesellschaft ist einer intensiven und umfassenden Modernisierung ausgesetzt. Die Agrarquote geht in Tirol zurück, ebenso die Kirchgangsfrequenz. Es steigen Urbanisierung und Bildungsgrad, gesellschaftliche Mobilität und Kirchnaustritte.

Immer mehr Tiroler pendeln nach außen – und immer mehr Menschen von außerhalb Tirols pendeln nach Tirol. Die Tiroler Gesellschaft wird immer stärker austrifiziert und europäisiert. Der Bauer ist schon lange nicht mehr der Berufstypus und Menschentypus, der primär der Tiroler Wirklichkeit entspricht; viel stärker ist es der Student (oder die Studentin), oder auch die Serviererin, oder der Koch, die nach Tirol zugewandert sind.

Tirol ist vor allem vom Tourismus geprägt, der ein wesentlicher Aspekt der Modernisierung ist. Am Beispiel Tourismus kann die Ambivalenz dieser Art von Modernisierung beobachtet werden. Heinrich Heine hat schon 1828 über die Tiroler geschrieben.

„Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist“ (Zitiert nach „Der Standard“, 8. Oktober 1992, S. 9).

Die Tiroler glaubten – um die ironische Vereinfachung Heines fortzuführen – fest daran, in der ältesten Festlanddemokratie Europas zu leben; und sie sind überzeugt, daß trotz Modernisierung und Tourismus ihre Welt noch eine heile ist.

Tirol als die Region der größten Tourismusdichte der Welt ist längst keine bäuerliche Idylle; ist längst keine geschlossene katholische Gesellschaft. Dennoch: Die politischen Strukturen täuschen eine Kontinuität vor, die es gesellschaftlich nicht mehr gibt. Noch immer ist der Bauernbund eine politische Kraft, deren Stärke weit über den Anteil der bäuerlichen Bevölkerung hinausgeht; noch immer spielt die Kirche in einer politischen Verflechtung eine gesellschaftliche Rolle, die über ihre reale Prägekraft weit hinausreicht; noch immer beherrscht ein Zeitungsmonopol das Land, dessen Gesellschaft stärker denn je vom Wettbewerb bestimmt ist.

Tabuisierungen und Mythologisierungen

Die Wahrnehmung der Tiroler Demokratie wird durch Tabus und Mythen erschwert. Die Sicht auf die reale Qualität der Demokratie in Tirol ist daher notgedrungen eine selektive. Ein Mythos betrifft den südlichen Landesteil, betrifft Südtirol. Daß Südtirol bis 1918 und noch Jahre danach eigentlich der Begriff war, mit dem das Trentino bezeichnet wurde; daß das Land Tirol für seine italienischsprachige Bevölkerung (wie in der Verhinderung der italienischen Rechtsfakultät an der Universität Innsbruck erkennbar) keineswegs Toleranz oder gar Gleichberechtigung bereithielt, wird heute eher verdrängt. Südtirol, das ist ein von Italianisierung bedrohter Landesteil; und der Widerstand gegen diese Italianisierung wird kaum als antifaschistischer, sondern eher als ethnischer verstanden.

Tabuisiert wird die Unterdrückung der „Weltschtiroler“ auch in den 19 Monaten nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in Südtirol; tabuisiert wird, wie sehr die nationalsozialistische Propaganda sich bestimmter ethnischer Klischees bediente, die auch heute noch verwendet werden. Die Propaganda im Zusammenhang mit der „Option“ des Jahres 1939 ist hier ein wichtiger Teilaspekt.

Tabuisiert wird der Antisemitismus, der in Tirol auch spezifische Züge trägt. Die antijüdischen Ausfälle des Andreas Hofer mögen auch als zeitbedingt relativiert werden. Der hinhaltende Widerstand, den Kult um das Anderl von Rinn entsprechend den Grundsätzen des Zweiten Vatikanischen Konzils zu beenden, paßt schon weniger in diese Erklärung. Erst ein mutiger Bischof vermochte, fast im Alleingang, diese antisemitische Tradition zu brechen. Vor allem das Schweigen der Landespolitik rund um die Debatte um die Ritualmordlegende spricht für eine Rücksichtnahme auf einen traditionellen Antisemitismus.

Der militante Antisemitismus des Nationalsozialismus war jedenfalls kein Grund, der Tiroler von der Begeisterung für diese Partei abgehalten hätte. In Innsbruck war die NSDAP auch nach freien Wahlen, im April 1933, zur mit Abstand stärksten Partei der Landeshauptstadt geworden. Und im „Reichsgau Tirol-Vorarlberg“ gab es die relativ meisten NSDAP-Mitglieder unter den Reichsgauen, die aus dem Gebiet Österreichs konstruiert worden waren.

Nach 1945 gab es in Tirol – grundsätzlich wie auch anderswo – die Neigung, Unvereinbares zu vereinbaren. Ehemalige Nationalsozialisten gelangten rasch wieder zu politischen Funktionen, und die Tiroler Landespolitik sorgte für eine Gleichbehandlung von Opfern und Tätern – so verfaßte der frühere Vizebürgermeister von Innsbruck sowohl für das Buch „Juden in Tirol“ ein Vorwort als auch für ein Buch über Ordensträger aus Tirol, in dem militante SS-Offiziere ebenso aufscheinen wie einer der Mörder der „Reichskristallnacht“ von Innsbruck. Beide Vorworte – das für die Opfer und das für die Täter – ist von einer allgemeinen Sympathie getragen.

Demokratie in Bewegung

Die Landtagswahl 1989 hat die Tiroler Demokratie in Bewegung gebracht. Zum ersten Mal hat die Partei des christlich-konservativen Lagers bei einer Landtagswahl die absolute Mehrheit an Stimmen verloren. Zum ersten Mal in der Zweiten Republik ist eine neue, eine vierte Partei in den Landtag eingezogen.

Teil dieser Bewegung ist das Ergebnis der Gemeinderats- und Bürgermeisterwahlen von 1992. Das durch die Direktwahl der Bürgermeister möglich gewordene „splitting“ führt dazu, daß ein erheblicher Anteil von Wählerinnen und Wählern in Tirol ihre Stimme für eine Fraktion abgeben, gleichzeitig aber den Bürgermeisterkandidaten einer anderen Fraktion wählen.

Dies bedeutet eine neue Beweglichkeit. Und diese neue Beweglichkeit muß nicht unbedingt nur positiv gesehen werden. Daß bei der Direktwahl des Bürgermeisters von Gries am Brenner 1992 der offizielle Kandidat der ÖVP offenkundig deshalb nicht mehr gewählt wurde, weil er stellvertretend für eine Politik demokratischer Offenheit gegenüber Ausländern stand, ist ein möglicher Aspekt dieser Beweglichkeit. Dennoch: Die Wirklichkeit in der Demokratie ist zunächst einmal zumindest potentiell positiv zu bewerten. Diese neue Beweglichkeit, die sich letztendlich gegen traditionelle Hegemonien richten muß, bedeutet Austrifizierung und Europäisierung; bedeutet „Verwestlichung“. Tiroler Besonderheiten gehen tendenziell zurück; die Tiroler Demokratie wird tendenziell ähnlicher der Demokratie im übrigen Österreich und im übrigen Europa.

Dazu zählt, daß auch in Tirol die Spannung zwischen direkt demokratischen Tendenzen und qualitativen Merkmalen der Demokratie immer deutlicher wird. Als Ergebnis eines plebiszitären Drucks wird auch in Tirol – Beispiel: Gries am Brenner – die Stimmung und die Politik gegenüber „Fremden“ feindseliger. Die Modernisierung, die Migration nach Tirol provoziert eine intolerante Abwehrhaltung.

Diese Abwehrhaltung ist nicht Tirol-spezifisch. Sie ist Teil eines negativen Aspekts der Normalisierung, eben der Verwestlichung Tirols. Diese Abwehrhaltung trägt aber Tiroler Züge; sie wird von Tirolerinnen und Tirolern artikuliert.

Tirol nähert sich Europa an. Sepp Schluiferers Aussage gilt daher heute nur noch mit Einschränkungen. Er hat 1909 über sein Land geschrieben:

„Das Land, von dem ich reden will, liegt sicherlich weit entfernt von Europa ... Die Eingeborenen heißen ihr Land Tarrol oder Tarroi. Daneben finden sich auch noch andere Namen, die jedoch durch die Lautzeichen einer europäischen Sprache nicht annähernd wiedergegeben werden können. Daß tarrolische Idiom ist unerlernbar! Einige wenige Wörter haben eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit dem Deutschen, ja bei feierlichen Anlässen versuchen die gebildeten Leute nicht selten, deutsch zu reden, doch gelingt es ihnen niemals.“ (Schluiferer, Vorwort)

Der Verlust der „tarrolischen“ Besonderheiten droht. Die Tiroler Demokratie scheint in Gefahr zu sein, erstens real und zweitens europäisch zu werden. Das ist freilich keine Garantie, daß sie unbedingt und immer besser sein wird.

Literatur

- Engel Christian und Nick Rainer: Tirols politische Strukturen. Daten und Analysen zum politischen System des Bundeslandes Tirol. Thaur 1989
Fischer, Heinz und Preglau-Hämmerle, Susanne (Hg.): Heile Welt in der Region? Beiträge zum politischen und sozialen System Tirols. Bregenz 1983
Gatterer, Claus: Im Kampf gegen Rom. Wien 1968
Linde, Winfried Werner: Totentanz. Tirol 1938. Innsbruck 1988
Macek, Josef: Michael Gaismair. Vergessener Held des Tiroler Bauernkrieges. Wien 1988
Maislinger, Andreas und Pelinka, Anton (Hg.): Handbuch der Geschichte Tirols. Band 4. Zeitgeschichte. Innsbruck 1993
Riedmann, Josef: Das Bundesland Tirol 1918–1970. In: Geschichte des Landes Tirol, Band IV/II. Herausgegeben von Josef Fontana u. a. Bozen und Innsbruck 1988
Schluiferer, Sepp: Fern von Europa. München 1910. Reprint Innsbruck 1984
Sella, Gad Hugo: Die Juden Tirols. Ihr Leben und Schicksal. Tel Aviv 1979
Sturzflüge 15/16, 1986: Die Geschichte der Juden in Tirol. Bozen 1986

Anton Pelinka, geb. 1941 in Wien, Studium der Rechtswissenschaft (Dr. jur. 1964) und der Politikwissenschaft (Institut für Höhere Studien), Habilitation für Politikwissenschaft (Universität Salzburg), Professor für Politikwissenschaft an der Universität Essen 1973/74, o. Professor für Politikwissenschaft an der Pädagogischen Hochschule in Berlin 1974/75, o. Professor für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck seit 1975, Gastprofessor an der University of New Orleans 1981, Schumpeter Fellow am Center for European Studies der Harvard University 1990/91, Senior Fellow am Collegium Budapest 1994. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Demokratietheorie, Politisches System und Politische Kultur in Österreich, Vergleichende Parteien- und Verbände-forschung.

Südtirol: Klischeebilder in den Medien

Das Wort Klischee kommt aus dem Französischen und bezeichnet den Druckstock in der Presse. Es ist also bezeichnenderweise dort beheimatet, wo am wirksamsten Klischeebilder weitergegeben werden können: in den Medien.

Ganz kann sich ein Klischee, ein Abklatsch also, von seinem Original nicht entfernen. Obwohl es meist vergrößert, verzerrt oder zumindest verallgemeinert, spiegelt sich doch auch ein Stück Wirklichkeit darin. Der jodelnde und urige Tiroler ist nicht nur das Produkt grenzenloser Phantasie; das gleiche gilt vom Klischeebild vom „schönen, heiteren, ehrlichen, braven und unergründlich geistesbeschränkten Tiroler“, wie ihn Heinrich Heine in seinen „Reisebildern Italiens“ sieht; oder für das Klischeebild vom politisch naiven Tiroler, wie ihn Johann Peter Hebel in seinem Nachruf auf Andreas Hofer zeichnet; oder für das Klischeebild von einem Tirol aus Tradition, christlichem Glauben und altväterlicher Sitte, wie es uns in den Kalendergeschichten Reimmichls entgegentritt; oder für das Klischeebild vom schlampigen und unzuverlässigen Italiener, wie es sich im Lauf der Jahre besonders ausgeprägt auch in Tirol entwickelt hat.

Klischees über Klischees. Sie zu hinterfragen, kann eine lohnende, und sie – wenn nötig – zu korrigieren, eine wichtige Aufgabe sein, gerade auch durch die Medien.

Die Frage nach Klischeebildern in den Medien ist auch eine Frage nach der Objektivität in den Medien, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Das eine müßte eigentlich das andere ausschließen.

Zur spezifischen Situation der Medien in Südtirol ist zunächst einmal die simple Feststellung zu treffen, daß es entsprechend der Volksgruppensituation Medien in den drei Landessprachen: Deutsch, Italienisch und Ladinisch gibt, fast zur Gänze deutlich voneinander getrennt. Es hat wohl auch mit Klischeebildern zu tun, daß es bisher in Südtirol kaum wirklich gemischtsprachige Medien gibt. Doch davon etwas später.

Seit Jahrzehnten sind die beiden Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“ sowie die öffentlich-rechtliche Hörfunk- und Fernsehanstalt RAI die tragenden Säulen der Südtiroler Medienwelt, auch wenn mit dem Empfang der Rundfunkprogramme aus dem deutschsprachigen Ausland, mit dem Entstehen vieler privater Rundfunksender und dem Erscheinen neuer Printmedien wie des Wochenmagazins „FF“ und der Tageszeitung „Il mattino“ eine umfangreiche Ausweitung eingetreten ist. In Italien und damit auch in Südtirol hat sich aber im Lauf der Zeit viel in der Medienarbeit geändert. Früher war der Großteil der Medien in ihrer Berichterstattung noch weitgehend regierungskonform, die Medien waren von der offiziellen Politik beeinflußt oder gar bestimmt. Das ging so weit, daß Staatsholdings die Kontrolle über wichtige Tages- und Wochenzeitungen ausübten, daß die RAI bis 1972 die Richtlinien ihrer Programme vom Postministerium, also von der Regierung, vorgeschrieben bekam, daß Tageszeitungen in Grenzgebieten – wie zum Beispiel der „Alto Adige“ – für eine Berichterstattung im Sinn der „italianità“ erhebliche finanzielle Unterstützung durch die Regierung erhielten. Eine solche direkte Abhängigkeit mußte sich auf den Inhalt dieser Medien auswirken, und vielleicht läßt sich sagen,

daß in den 50er und 60er Jahren die italienischen Medien in Südtirol und über Südtirol neben gängigen Klischeebildern auch gezielte Feindbilder in die Welt setzten. Natürlich gab es ähnliche Feindbilder mit umgekehrten Vorzeichen auch in der deutschsprachigen Presse von damals, aber ich glaube, daß damals diese Feindbilder in den deutschsprachigen Medien viel weniger von oben gelenkt waren als bei den Italienern. Im „Alto Adige“ etwa lieferte damals jahrelang ein hoher römischer Regierungsbeamter, natürlich unter einem Pseudonym, die giftigsten Glossen gegen die „bösen“ Südtiroler am laufenden Band.

Gegen Ende der 60er Jahre ändert sich dies in Italien. Ein tiefgreifender gesellschaftspolitischer Umbruch erfaßt auch – und ganz besonders – die Medien. Die Medienmacher wollen nicht mehr Vollzugsorgan der Regierenden und Mächtigen sein: Die RAI wird reformiert und unabhängiger, es entsteht eine Reihe neuer, erfolgreicher Tageszeitungen, der mächtige Journalistenverband setzt gegen harten internen Widerstand seinen Anspruch auf unabhängige Berichterstattung durch. Das erstrebenswerte Ziel wird nun – und ist es wohl auch weiterhin – der „obiettivismo spettacolare“, wie es der Medienwissenschaftler Alessandro Mazzanti genannt hat, also eine Berichterstattung, die möglichst objektiv, tatsachengetreu sein, gleichzeitig aber auch die Bedürfnisse der Leser bzw. der Zuhörer und Zuschauer nach dem Spektakulären befriedigen will.

Diese angestrebte Objektivität müßte mit dem Abbau von Klischeebildern Hand in Hand gehen. Ich bezweifle das allerdings sehr stark. Journalisten sind meist nicht jene Halbgötter, für die sich einige von ihnen zu halten scheinen. Sie sind, wie es ganz natürlich und unvermeidlich ist, eben auch Menschen, die nicht immer ihre vorgefaßten Meinungen ablegen können wie ein Kleid, wenn sie an der Schreibmaschine, am Mikrofon oder am Bildschirm Information und Meinungsbildung betreiben.

Trotz aller Wachsamkeit und Selbstkontrolle sind auch Journalisten keineswegs vor eigenen Klischeebildern gewappnet. Auch sie erkennen nicht immer die Brille, durch die sie die Welt sehen.

Ich habe oft gestaunt, mit wieviel Vorurteilen und mit welchem klischeehaften Schema bekannte italienische Journalisten, die als Sonderberichterstatter nach Südtirol geschickt wurden und sich unter anderem auch bei uns in der RAI umhörten, ans Thema herangingen. Das Rezept für ihre Südtirol-Reportage war – von wenigen Ausnahmen abgesehen – immer gleich eintönig: Knödel, Speck und Stube; dann ein bißchen Linksintellektualismus mit dem unvermeidlichen Pilgergang zu Joseph Zoderer nach Terenten; ein bißchen Schützen mit dem ebenso unvermeidlichen Gang zur Tiroler Passionaria Eva Klotz; und schließlich noch das obligate Interview mit dem Vater und, fast möchte ich sagen, Oberhäuptling aller Südtiroler, Silvius Magnago.

Als Klischee-Südtiroler sind wir keineswegs immer schlecht weggekommen. So wurden die italienischen Medien nicht müde, das Klischee vom monolithischen Block der SVP hochzustilisieren. Nun ist zwar die SVP tatsächlich kein Ausbund von innerer Dialektik, aber auch sie ist nicht von harten internen Auseinandersetzungen verschont geblieben. Das will die italienische Presse fast durchwegs nicht zur Kenntnis nehmen. Etwa als auf der Landesversammlung der SVP in Meran bereits die Fetzen flogen zwischen Magnago und Riz auf der einen und Alfons Benedikter auf der anderen Seite, glaubten sonst gut informierte italienische Journalisten immer noch an ein rein taktisches Manöver gegenüber Rom. Dieses Klischee von der inneren Geschlossenheit hat der SVP sicher mehr genützt als geschadet, ganz im Gegensatz zu einem anderen Klischee, das in der Auseinander-

setzung um die Volkszählung im Jahr 1981 vom Südtiroler auftauchte, der unter allen Umständen vom Italiener getrennt sein will. Ein solches, der Wirklichkeit widersprechendes Klischee wurde zwar von unglückseligen politischen Aussagen (wie jener berühmter gewordenen von Landesrat Anton Zelger, wonach wir uns desto besser verstehen, je mehr wir uns trennen) gefördert, doch in die Köpfe der Italiener wurde es erst durch zwei Bilder hineinzementiert, die durch die ganze italienische Presse gingen: durch einen Drahtzaun, der angeblich eine deutsche von einer italienischen Schule trennte, von dem aber niemand sagen konnte, wo er gezogen war; und durch eiserne Käfige, die sich ein paar Südtiroler vor dem römischen Parlament überstülpten, um die angebliche ethnische Trennung in Südtirol zu demonstrieren.

Ich bin davon überzeugt, daß diese beiden Klischees dem Zusammenleben in Südtirol beträchtlichen Schaden zugefügt haben. Sie haben andererseits wohl nur deswegen eine solche Breitenwirkung erzielen können, weil sie bei vielen Italienern bereits vorhandene Vorurteile bekräftigten bzw. bestätigten, wie überhaupt die Frage offen ist, was zuerst da ist: das Klischee in den Köpfen der Menschen oder in den Medien.

Noch ein Beispiel. Vor wenigen Jahren hat der „Alto Adige“ in großer Aufmachung einen Bericht über eine Pension in Marling gebracht, deren Wirtin sich angeblich geweigert hatte, italienische Urlaubsgäste aufzunehmen. Ohne Mühe hätte die Redaktion bei genauerer Erkundigung in Erfahrung bringen können, daß die Pension ausgebucht war. Die Nachricht von der Herbergsverweigerung – so wurde es dargestellt – ging durch alle italienischen Medien und löste einen Sturm der Entrüstung in der öffentlichen Meinung aus. Was blieb aber schließlich übrig? Die Zahlungen einer Schadenersatzsumme an die Wirtin und eine späte Entschuldigung des „Alto Adige“ – und der Ruf des „bösen Südtirolers“, der alles, was mit Italienern zusammenhängt, schikaniert.

Und schließlich noch ein persönliches Erlebnis. Am 7. Dezember 1986 wurde aus der Mailänder Scala die Verdi-Oper „Nabucco“ live im dritten RAI-Fernsehprogramm ab 19 Uhr 45 übertragen. Im gleichen Programm wird jeden Tag um 20 Uhr die Tagesschau des Senders Bozen übertragen. Ich lehnte es ab, sie ausfallen zu lassen – unter anderem deshalb, weil der „Nabucco“ auch vom ZDF und dem Schweizer Fernsehen übertragen und deshalb von jedem, der es wollte, auch in Südtirol gesehen werden konnte. Auch hier wieder ein Sturm in allen großen Medien und sogar parlamentarische Anfragen. Im Zusammenhang mit Klischeebildern war das Kuriose an der Sache, daß ich vom „Giornale“ beschuldigt wurde, als Nachfahre des Generalfeldmarschalls Radetzky späte Rache an den Italienern nehmen zu wollen. Ganz ähnlichen Unsinn verbreiteten auch die übrigen Zeitungen, die fast durchwegs auf dieses Klischee des rachsüchtigen, Italien hassenden Tirolers zurückgriffen.

Ähnlich undifferenziert wird freilich der Tiroler oft auch positiv klischiert, und dadurch zur Karikatur. „Die Tiroler sind ein kerniges Volk. Sie haben zum größten Teil einen hübschen, kräftigen Körperbau. Gesunde Bergluft, gesundes Wasser, einfache Nahrung und Arbeit geben ihrem Körper Gesundheit und Stärke, ihrem Geist Frische und Munterkeit. Durch ihr zähes Festhalten am Hergebrachten haben die Tiroler ihr ursprüngliches Volkstum treuer bewahrt als andere Volksstämme.“ So steht es in einem Lehrbuch aus dem Jahr 1902, so könnte es aber durchaus in einem wohlgesonnenen italienischen Medium stehen. Viele italienische Urlauber sehen uns Tiroler so. Die Fremdenverkehrswerbung hat ja übrigens einiges dazugetan, uns so aussehen zu lassen.

Nun noch zu den Klischees von den Italienern in den deutschsprachigen Medien. Die Sonntagszeitung „Zeit“ scheint mir mit ihrer Schlagzeile vom 12. Juli 1992 den Vogel abgeschossen zu haben. Aus fünf Wörtern besteht der Aufmacher: „Kein Vertrauen in diesen Staat“. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß es ähnliche Schlagzeilen durchaus auch in italienischen Zeitungen gibt, und die öffentliche Verwaltung Italiens tatsächlich kein Vorbild für Ordnung und Effizienz abgibt. Doch angenommen, es würde sich zum Besseren wenden – ich glaube, in Südtirol würde dies kaum zur Kenntnis genommen, denn jahrzehntelang wurde alles, was aus Rom kam, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit schlechtgemacht. Die Macht des Vorurteils oder, wenn man will, des Klischees läßt sich nicht leicht brechen. Immerhin sehe ich es als einen Fortschritt an, daß sich die klischeehafte Ablehnung Italiens in den deutschsprachigen Medien Südtirols – und wohl auch Österreichs und Deutschlands – meist auf die Institutionen und nicht, wie früher, auch auf die Italiener als Menschen konzentriert. Hier hat wohl der Wandel im politischen Klima einiges bewirkt.

Die Tendenz, in der Auseinandersetzung von eigener und fremder Kultur sich gegenseitig „entstellende Prismen in den Kopf zu setzen“, wie es einmal ein Volkskundler ausgedrückt hat, ist doch etwas zurückgegangen. Könnte also die Zeit reif sein etwa für eine zweisprachige Zeitung in Südtirol? Ich glaube, wir sind noch weit davon entfernt. Die Italiener, auch wenn sie in Südtirol geboren sind, sehen ihre Heimat vielfach mit anderen Augen als die deutschsprachigen Südtiroler. Ein Blick in die Zeitungen genügt, um dies zu erkennen. Aufschlußreich ist auch der merkbare Unterschied zwischen den Informationsprogrammen in deutscher und italienischer Sprache in der RAI Bozen, also in ein und derselben Rundfunkanstalt. Ich will damit keine Wertung abgeben, sondern nur betonen, daß Bilder und damit auch Klischees sich doch sehr unterscheiden. Ich bin deshalb auch nicht überrascht, daß der bisher einzige ernsthafte Versuch, eine zweisprachige Zeitung, das „Tandem“, herauszubringen, bei allem guten Willen und großem Einsatz relativ rasch gescheitert ist. In realistischer Einschätzung dieser Sachlage beschränken sich die großen Tageszeitungen auf Beilagen in der jeweils anderen Sprache.

Vielleicht mag es in diesem Zusammenhang etwas weit hergeholt sein, wenn ich aus einem kürzlich erschienenen Buch von Christian Graf von Krockow zitiere. Der Vertriebene aus Pommern schreibt an einer Stelle seines Buches über „Heimat“ (so nennt sich auch das Buch): „Kaum ein anderes Thema wird vom Klischee so verzerrt, vom Kitsch so unsäglich gemacht, keine Liebe wird so schamlos ausgebeutet wie die zur Heimat. Dagegen wäre an sich wenig einzuwenden; da unsere Welt nicht die ist, die sie sein sollte, gehört zum Menschlichen ein Bedürfnis nach trivialer Unterhaltung, nach den Traumwelten fürs Gemüt und nach einer Zuwendung der Kreatur, wenn die Einsamkeit uns bedrängt.“

Wenn wir allerdings fragen, was wir im Heimatrummel und im Kitsch über Heimat erfahren, dann muß die Antwort lauten: nichts. Vielmehr, schlimmer: Sie wird entstellt und zerstört. Hinter den Klischees entschwindet das Konkrete, auf das es ankommt.“ Das gibt auch zu denken für die Medienarbeit in Südtirol.

Ich habe mir oft die Frage gestellt, wie sich Südtirol in den letzten Jahrzehnten entwickelt hätte, wenn es keine Medien, also auch viel weniger Klischeebilder oder auf jeden Fall wenige wirksame Klischeebilder gegeben hätte. Ich weiß darauf keine Antwort. Ich vermute allerdings, daß trotz mancher zeitweiliger Rückschläge die Besserung des politischen Klimas und die Medienarbeit sich wechselseitig beeinflusst haben. Früher hat

es mehr Feindbilder in den Medien gegeben als heute. Wenn es heute noch Klischees gibt – und die gibt es noch zur Genüge – dann viel eher aus Unkenntnis oder Oberflächlichkeit denn aus Feindseligkeit.

Ich habe eingangs beim Aufzählen einiger Klischees auch Dichter zitiert. Ich schließe auch mit einem Hinweis auf einen Poeten. Franz Tumlner hat in seiner „Aufschreibung aus Trient“ ein Plädoyer gegen die, wie er es nennt, „Einbildungen zwischen den Völkern“, gehalten. Vielleicht – und hoffentlich – haben wir letzthin einen Schritt weiter getan, um gewachsene und festgefahrene Vorurteile abzubauen und uns in Südtirol zu verständigen, indem wir am Eigenen festhalten und gleichzeitig auch das Eigene des anderen akzeptieren.

Literatur

- Johann Peter Hebel, Poetisches Werk, Kalenderbeiträge aus den Jahren 1808–1811, Europäischer Buchklub, 1960
 Heinrich Heine, Reisebilder, Italien. Werke in einem Band, 1984
 Christian Graf von Krockow, Heimat, 1992
 Alessandro Mazzanti, L'obiettività giornalistica, un ideale maltrattato, 1991
 Gerhard Riedmann, Heimat. Fiktion – Utopie – Realität, Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 73, 1991
 „Sturzflüge“, Nummer zum Thema „Vorurteile in Tirol?“
 Südtirol – im Auge der Ethnographie, hg. von Reinhard Jodler, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner, 1991
 Franz Tumlner, Aufschreibung aus Trient, 1990
 Zeitgeschichte Tirols, 1990

Hansjörg Kucera, geboren am 14. Juli 1939 in Bozen. Nach dem Besuch des Franziskanergymnasiums in Bozen Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte an den Universitäten Wien, Bonn und Innsbruck von 1959 bis 1964. Nach Erlangung des Doktorates zuerst Oberschullehrer in Bozen, dann journalistische Laufbahn: kurze Zeit bei der Tageszeitung „Dolomiten“, dann (seit 1967) beim Sender Bozen der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt RAI. Im Jahr 1978 Ernennung zum ersten deutschsprachigen Chefredakteur des Senders Bozen.

Hans Haid

Wie also die Tiroler in ihrem klischeehaften Geschichtsbewußtsein insbesondere durch den Fremdenverkehr geprägt wurden

Seit mehr als 250 Jahren kennen wir Nachrichten von den Tirolern, hier in erster Linie von den Y-TYROLERN, die alles oder sehr viel daransetzen, durch ein merkwürdig-anbiederndes, sich prostituierendes Verhalten und Lächeln dem Gast gefällig zu sein. Damit erleichtern sie das Kassieren und Melken. So gut sie verstehen, ihre Kühe zu melken, und so gut sie dabei allerlei Listen des Streichelns an den passenden Körperstellen der Kuh anwenden und somit imstande sind, die Milchleistung zu fördern, so verwenden sie diese Geschicklichkeit und Kenntnisse auch beim Melken der Gäste.

Das alles hat eine nachweisbar lange Geschichte und hängt immer wieder mit ihrer Kultur zusammen, und wie diese ihre eigene Kultur, ihre VOLKS- oder TYROL-Kultur, dazu verwenden, um dem Gast gefällig zu sein.

Wir stehen am Beginn einer für den TYROLER sehr prägenden Folklorismus-Geschichte. Eng damit verbunden ist die ganze faule Geschichte rund um Patriotismus, Heimat-tümelei, Blut-und-Boden.

Doch zuerst ein Gedicht – als Schreckvision für anno 2009. In diesem Jahr stehen uns ja wieder schreckliche patriotische Jubiläen und Festlichkeiten bevor.

Dorfbild 2009

koa paamen

kein baum/
keine blume/
kein bauer/keine sonne/
kein mond/keine Kirche/
kein dorf/kein gletscher/
keine freude/alles voller geld/
und mittendrin/der tod/
der vollgefressene tod/
vollgefressen und tot/
alles voller/not/
sagt/vergelts got/
und geht

koa paamen
koa blüema
koa paure
koa sunna
koa moone
koa kircha
koa darfle
koa feamar
koa freede
olles völl galt
und mittlat
dr töet
dr wompate
tötet
wompat & tötet
olles völl
nötet
sooget
vergalts gött
und geat

Das also ist der FOLKLORISMUS und das hat er aus Tyrol gemacht: Volkskultur aus zweiter Hand. Für den Auswärtigen dargeboten. Im speziellen Fall kulturindustrielle Verzerrung, besonders ausgeprägt in der älplerisch perfekt-perfiden tyrolischen Gattung. Folklorismus ist hierzulande sehr alt. In keinem anderen österreichischen Bundesland, in keinem mitteleuropäischen Fremdenverkehrsgebiet lebt und wirtschaftet sich damit so intensiv, so einträglich, so marktschreierisch, so geschickt, so trachtlich, so spielerisch, so gewinnbringend wie in Tirol.

Tirol hat seit 250 Jahren die perfektesten Folkloristen und die intensivste Folkloretradition des Alpenraums.

Vor 250 Jahre hat es erste Höhepunkte gegeben:

„Merkwürdiges Leben einer sehr schönen und weit gereisten Tirolerin“ nennt sich ein zuerst 1741, dann 1744 und wiederum 1746 aufgelegtes Büchlein „nebst vielen anderen anmuthigen Lebens- und Liebes-Geschichten“. Als Autor gibt sich ein Franzose namens Jacques Le Pensif aus. Der ist es aber nicht, sondern möglicherweise ein Verleger aus Leipzig. In Ich-Form ist das anmutige Wander- und Liebesleben der Tirolerinnen Clara aus Innsbruck sowie der Sophie und Laura aus Meran geschildert. Sie handeln mit allem, was verkaufbar ist, mit Handschuhen, Nähnadeln, Bändern, Schnallen. Sie treiben sich nebstbei in Kaffehäusern herum, besuchen die Märkte, ganz „nach Art der Tiroler Mädchen“.

„TIROLERIN“ bezeichnet im Deutschland der damaligen Zeit das Gewerbe, das sie betreiben „TIROLERIN“ bedeutet Prostituierte. So war's ab der Mitte des 18. Jahrhunderts und blieb es durch etliche Jahrzehnte. „Mein Gemüt liebte die Freiheit, das Reisen, das Besuchen von Mannspersonen, und in beständiger Wollust leben, war mir zur anderen Natur geworden.“ Eines der ältesten Vergnügungsorte in Hamburg im Stadtteil St. Pauli hieß – bis zu seinem Abbruch vor etlichen Jahren – „ZUM ZILLERTAL“.

Sicher nicht ohne Grund. Gehört doch dieser Menschenschlag, wie wir vom fahrenden Gaukler und „König der Spaßmacher“, von Peter Prosch, sowie von den vielen fahrenden, singenden Rainern und Consorten wissen, und wie es die neuesten Prospekte kundtun, zur besonderen Gattung. Sie nennen ihr Tal touristisch-aufgeblasen „das aktivste Tal der Welt“.

„TIROLERINNEN“ des Peter Prosch, die singenden Urfolkloristen, sind die ersten Botschafter tirolischen Wesens, und sie waren lebendig herumwandelnde Prospekte.

Dies wurde ihnen zur ZWEITEN Natur, und so ist es bis heute. Die Vorläufer unserer heutigen, immer noch verlogenen Werbemittel sind immer noch gekennzeichnet durch diesen ausgeprägten Geschäftssinn in Verbindung mit der Darbietung eigener Kultur. Ware waren Handschuhe. Geist war Dummlichkeit und Durchtriebenheit in gepaarter Vollendung.

Joseph Rohrer hat in seinem berühmten, im Jahre 1796 in der Dolischen Buchhandlung herausgegebenen Büchlein „Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur österreichischen Völkerkunde“ dieses inzwischen gefestigte Klischeebild dokumentiert. Sehr ernsthaft und authentisch.

„Wenn sich aber der größere Theil der deutschen Tiroler auch nur mit wenigem Glücke auf das Tonspiel verlegt, so gelingt ihm das Gedankenspiel umso besser. Ich meine hiermit die Gabe, ohne vieles Kopfzerbrechen durch Witzeinfälle zu unterhalten, mit welcher dies Bergvolk reichlich ausgestattet ist. Unter der Regierung weiland Theresiens wurden wandernde sonnenverbrannte Tiroler öfters von dem erbländischen hohen Adel

in Sold genommen, um melancholische Damen zur Lustigkeit zu stimmen, und die Eingeweide hypochondrischer Herren heilsam zu erschüttern. In die adelichen Zirkeln zu Prag wird noch jetzt der handelnde Tiroler-Bauer als Mittelpunkt hineingelassen, und die ganze Gesellschaft durch seine Scherze zusehends aufgeweckter. Eben so werden von Böhmischem Landedelleuten und Ungarischen Magnanten die vorbeysreisenden Tiroler zur Tafel geladen, um sich an ihrem Witze zu ergötzen. Die nicht seltene Naivität dieser Alpensöhne erzeugt bey dem wohlhabenden Adel dieser Länder ein gutherziges Lächeln, das gewöhnlich bey den Damen mit einem wohlthätigen Gefühle der Zärtlichkeit gegen diese arme exotische Menschenrace verbunden ist, welcher erst nach einer Reihe von Jahren Verstellungskunst zur zweyten Natur wird“ (S. 75 f.).

Das ist es ja: die ZWEITE NATUR. So ist es bis heute. Unsere Profifolkloristen, die zweimal, dreimal pro Woche schuhplattellnd, schenkelklopfend, musfressend, holzhackend, johlend, gröhrend, kassierend über irgendwelche Bretter, „die die Welt bedeuten“, tanzen, sind in die zweite Haut geschlüpft, und sie identifizieren sich damit. Vielfach, aber nicht ausschließlich. Denn das Spiel als solches, bei großen Fasnachten, in ihren Passions- und Rührstücken ist ja Veräußerung. Schau, Show, Gaukelei. Das ist ein geschicktes Taktieren in zwei Welten, eine beinahe schizophrene Lebensgestaltung. Ein deutliches Trennen von Stall und Bühne.

Das Klischeebild wurde nach bzw. neben Pensif, Rohrer, Prosch vornehmlich durch englische Reiseschriftsteller geprägt und somit über den deutschsprachigen Raum hinaus, also wahrhaft international, weiter gefestigt. Im Jahre 1813 schreibt ein gewisser W. Alexanders über einen Tiroler, der besonders stark und kräftig geschildert wird, als Schütze, Gemsjäger, Ringer und Patriarch. Und diese Alpenmenschen seien durch ihren besonders eigentümlichen schrillen Schrei bekannt, und die Anzahl ihrer Siege wird durch die Anzahl der Hahnenfedern auf ihren Hüten bezeichnet. Am kleinen Finger der rechten Hand tragen sie einen schweren Bleiring, den sie ihren Kampfring nennen.

Der TYROLER Jäger wird auf absonderlichste Weise ideologisiert und geradezu Inbegriff an Kühnheit mit deutlich masochistischen Zügen:

„Da er im Abstieg oft von einem zu anderen Felsen springen muß, hält er es häufig für praktisch, einen beträchtlichen Einschnitt an seinen Sohlen zu machen, um durch die so entstehende klebrige Blutkruste leichter klettern zu können und nicht auszurutschen“ (zitiert nach Pirkhofer, England-Tirol, S. 46).

Die kriegerische Tyrol-Version, geschürt durch die weltberühmten Taten rund um den Andre HOFER, wurde durch die bereits geschilderte Kultur- bzw. Handelsversion relativiert. Jetzt, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, brach die musikalische Spezialversion voll und breit durch. Die unternehmungslustigen und sangesfreudigen Zillertaler sind wahre Pioniere. Schon 1827 ist ihr Ruhm voll entfaltet. Die UR-RAINER treten in London auf, in „ihrer schmucken Altzillertaler Tracht“.

Das Klischeebild ist geprägt. Also wurde vom Gast, der nach Tirol kam, erwartet, diese Klischees vorgesetzt zu bekommen. – Und der TYROLER tat und tut seitdem alles, diesem Klischeebild zu entsprechen in Schaustellung, Prospekt und Werbung.

Nach dem ERWARTUNGSFOLKLORISMUS kam der ERFÜLLUNGSFOLKLORISMUS. So beißen sich seit 250 Jahren diese beiden Folklorismusgattungen in den eigenen Schwanz. Schwanz und Katze drehen sich immer schneller. Dann ist die Katz endlich hin, das Land verseucht, die Brut erschlagen. Die neue Jagdzeit bricht an. Und damit wären wir in der Gegenwart.

„Jungs, wir sind stolz auf Euch“ – „Frech und keck im Schnee“ – „Georg ist gletschergeil“.

Die volksdümmlenden Botschafter verseuchen heutzutage Stadt und Land. Tyrolische Dodeln, Jäger, Trios, Papagalli, Spatzen und Nachtschwärmer verseuchen die Volksszene bis weit nach Frankreich, Brandenburg, Thüringen und Moskau, an die Gestade von Nord-/Ostsee und Bodensee. Noch nie in der Geschichte der alpenländischen (Volks-)Kulturvermarktung geschah dies so perfekt, waren die Produkte so mies, so primitiv bis widerlich. „Tyrolienne“ heißt diese neue jodelnde Dummlichkeit, umfassend für die ganze Spezies in Frankreich:

Es ist vor allem diese Gattung „VOLKSTÜMLICHE MUSIK“, die sich jetzt speziell von Tirol aus über den halben Kontinent ausbreitet.

Es ist – zum zweiten – die andere Rache des Tirolers, sichtbar durch halb Europa an diesem eigenartigen ALPENLOOK-HOLZBALKON-LEDERHOSENSTIL im Bauen von Hotels, Bars, Jodelstationen und dergleichen.

Hans Jäger, der kritische Galerist („Galerie zum alten Ötztal“) aus Ötz, sprach vom „SCHWEINS-BAROCK“. Und er hat recht.

Ein dritter Bereich soll herausgegriffen sein: die touristische Anbiederung der Sprache, speziell in der plumpen Rekordsucht. Der Tyroler war immer schon etwas Besonderes. Also purzeln seit Jahren die Prospekt-Rekorde (aufgeklaubt aus Stößen von tirolischen Prospekten der letzten Jahre):

„Europas schönstes Blumendorf“ (Reith im Alpbachtal), „Schönstes Dorf Österreichs“ (Alpbach), „Höchste Gletscherstraße Europas“ (Ötztal), „Schönstes Dorf Tirols“ (Waidring) ...

Und so geht es munter lügend weiter. Es wird gefressen, geschmaust und gehurt: Aus der „größten Bratpfanne der Welt“ kann in Kühtai gefressen werden. Was denn? Der „größte Kaiserschmarren der Welt“ – und als Nachspeis der „größte Graukaas der Welt“.

Die schrecklichen Visionen wiederholen sich. Zillertal, „aktivstes Tal der Welt“, oder das Fressen am „längsten Knödeltisch der Welt“ in Sankt Johann, alljährlich als nachsaisonale Attraktion touristisch ausgeschlachtet. Sauft, freßt, schpeibt! Der Segen des Tourismushimmels ist euch sicher.

Ergänzt und nahezu vollendet wird diese TOURISMUS-Sprache durch die neuesten Sprachregelungen um Alpin-Snow und Alpin-Sex. Hier treiben es die Ötztaler in un-nachahmlicher Perfektion.

Die amtliche TIROL-WERBUNG steht dem ein wenig nach. Also drauflos: Die Gletscherbahnen werben mit „Downtown mit Weit-Blick. Wenn die City nervt, einfach rein in die Gletscherwelt. Die flippigsten Schneemeilen der Ostalpen machen Lust. Hundert-ro... Drive in zum gleißend gigantischen Gletscherpanorama. Wo Europas höchster Gletscherhighway endet, beginnt: das Sonnenbad, der Traumrundblick, das Alpinwandern, der Ganzjahresskillauf, das Klarluftvergnügen ... uptown wirds luftig ... die neue höchste und modernste Doppelseil-Umlaufbahn der Welt ... LEFT-RIGHT?“

Auf ALPIN-SNOW folgt ALPIN-SEX. Nachdem schon vor mehr als fünfzehn Jahren das Magazin „playboy“ einzelne Wintersportzentren der Alpen untersucht hatte und dabei den Skilehrern und Aufreißern von Sölden und den dortigen „Schneewitwen“ besondere Qualitäten zugeordnet hatte, mußte es ja weitergehen. So erschien 1991 in einem einheimischen Privatverlag, feierlich eingeleitet durch Bürgermeister, durch Tourismusdirektor und durch Christian Fiegliche Landtagsworte, „LOOK“, das „Magazin für den

Urlaubsgast“. Und demit die inhaltsschweren Geleitslogans wie „Jungs, wir sind stolz auf euch“, „Frech und keck im Schnee“, „Pfiif that Pub GEILER SOUND & GIRLS“ – und auf nackten Mädchenhintern erschienen die einheimischen MARKEN-Zeichen und Slogans. Alles halb so schlimm. Weder PORNO noch anrücklich. Einfach plump.

Aber es hatte zweierlei ausgelöst:

Erstens gab es bei vielen Frauen einen Sturm der Entrüstung. Engagierte, zornige, aufgebrauchte Frauen sammelten in der 2700-Einwohner-Gemeinde binnen 48 Stunden 450 Protestunterschriften. AUFSTAND DER BEREISTEN. Ein Sturm wider die Widerlichkeit und das neue Klischee des gerade entstehenden PORNO-ALPIN.

Zweitens nahm sich eine freizügigere Szene der offenbar freizügig preisgegebenen Lokalszene an. Der Ort ist schon einmal feilgeboten. Also geht's weiter. Das berüchtigte bzw. bekannte Magazin, das sich von Österreich aus als „Erotik-Kontaktmagazin“ versteht, nahm sich der Sache an. „Die Söldener Sex-Affäre“ wurde im September 1991 auf sechs Seiten unter „SERVUS SÖLDEN“ scharf gewürzt aufgerollt. Action. „Wir geben dafür dem Tiroler Tourismusdorf 5 Sterne, ohne mit der Wimper zu zucken. – SEX IS LIFE.“

Ein neues, höchst geschichtsträchtiges Klischee ist geschaffen. Wir gratulieren und schauen in die Zukunft. In welche Kultur-Szene? In welches Loch?

Jetzt wurde mir bestätigt, erst jüngst in einer öffentlichen Diskussion in Sölden, wie es anno 1992 weitergeht.

In der neuen Saison kommen scharenweise einzelne Herren, abenteuersüchtig, sexgeil nach Sölden. Eine neue Schicht kommt ins Tal. Kaufkräftig, abenteuerlich.

Der Einschnitt in die Fußsohlen zum Zwecke des besseren Kletterns mag eine journalistische Sensationsmeldung anno 1813 gewesen sein.

Der mutige Tiroler!

Jetzt ist es der andere Tiroler.

Wer stoppt die Invasion des schlechten Geschmacks?

Wer stoppt die Umweltverbrecher, die Gletschervergifter, die gewissenlosen ZUHÄLTER DER WEISSEN BERGE?

Ich mache mir Sorge um dieses Land. Schreibend, lesend, vortragend bin ich fünfzigmal im Jahr unterwegs, in Dorfwirtshäusern, in Touristikerkreisen, bei Kulturinitiativen, in Schulen, bei wachen BürgerInnen und TirolerInnen. Landauf, landab.

Es ist noch nicht zu spät.

Das Klischeebild wird sich langsam aufweichen.

Und zum Schluß wieder ein Gedicht. Aus konkretem und aktuellem Anlaß:

mitten unter uns die umwelt-verbrecher:

innhn in feamer
a schtrooße
motöörn drau
aukrotzn
aureißn
schintn
zommschiebm
eel noch
in schlauch drissn

innhn ins eis
dreck und eel
gschartbm
untn außnkeemen
vierzig joor
schpatar
innhn in die schneabar
seckl virha
grööbe
mötöörn drau
aukrotzn
oonschiebm
innhn drmit
galt virha
eel wompen
galtwompen
olles niidrmochn
kassiern
sunntog
kircha gean scheinheilig schpeisn schtinkn fressn
saufn schartbm
amen
und a kreizle drau
olles gezoolt
olles gezoolt
mier hombs jo

innhn in feamer..
hinein in den gletscher/
eine straße/
motoren drauf/aufkratzen/
aufreißen/schinden/
zusammenschieben/öl nach/
den schlauch zerissen/hinein
ins eis/dreck und öl/gestorben/
unten herauskommen/vierzig Jahre/später/hiinein in die
schneabar/beutel heraus/grobe/
motoren drauf/aufkratzen/
anschieben/hinein damit/
geld heraus/ölwampe/geldwampe/
alles niedermachen/kassieren/
sonntag/kirche gehen
scheinheilig kommunionempfang
stinken fressen/saufen
sterben/amen/
und ein kreuz drauf/

alles gezahlt/
alles gezahlt/
wir haben es ja

Literatur und Quellen

LOOK, Magazin für den Urlaubsgast, Sölden 1991

ÖKM, September 1991

Jacques le Pensif, Merkwürdiges Leben einer sehr schönen und weit und breit gereisten Tyrolerin nebst vielen anderen anmuthigen Lebens- und Liebes-Geschichten ..., Leipzig 1744, Reprint 1980

A. M. Pirkhofer, England-Tyrol. Vom Bild Tirols im englischen Schrifttum. Ein 500jähriger Spiegel der Tirolisch-Englischen Beziehungen, Innsbruck 1950

Peter Prosch, König der Spaßmacher: Die Erinnerungen des berühmtesten Hofnarren seiner Zeit, Pfaffenhofen 1984

Joseph Rohrer, Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Völkerkunde, Wien 1796

Die beiden Gedichte von Hans Haid sind dem Buch „Poesie des Landlebens“, Innsbruck 1992, entnommen. Zitate stammen aus Tiroler Prospekten; sie sind beliebig vermehrbar und in vielfältigsten Varianten austauschbar.

Hans Haid, geb. 1938 in Längenfeld, Studium der Volkskunde in Wien mit Promotion, freiberuflich tätig, 1964 Mitbegründer des Ötztaler Heimatvereins und des dortigen Freilichtmuseums. 1976 Mitbegründer des IDI, Internationales Dialektinstitut. 1985 Gründer der Vereinigung ARGE Region und Kultur und 1989 „Pro Vita Alpina International“. Autor von Dialektbänden, Hörspielen, Romanen, Sachbüchern sowie der Bücher „Vom alten Leben“ und „Vom neuen Leben“.

1809 – Eine Geschichte – Viele Bedeutungen

Als Literaturwissenschaftler unter Historikern, wiewohl als historisch interessierter Literaturwissenschaftler, sehe ich meine Aufgabe nicht darin, das Andreas-Hofer-Klischee mit der historischen Wirklichkeit zu kontrastieren, wie das etwa die vielfach mit Tirol verbundene Vorarlberger Schriftstellerin Ulrike Längle in ihrer eben erschienenen autobiographisch gefärbten Erzählung „VaterMörder“ tut, freilich auch nicht als Historikerin und eher – was in einem literarischen Text durchaus legitim ist – mit Hilfe eines anderen Klischees¹:

Zu mir hat mein Vater einmal gesagt, ich käme ihm vor wie der Andreas Hofer, Untergehen mit fliegenden Fahnen. Aber da kennt er mich natürlich schlecht. Erstens ist der Andreas Hofer nicht mit fliegenden Fahnen untergegangen. Gekämpft gegen die Franzosen hat bekanntlich viel eher der Speckbacher, während der Andreas Hofer im Gasthaus Schupfen am Berg Isel hinter der Front gesessen ist und gezittert hat. Die tiefausgeschnittenen Dekolletés der Damen verbieten, das konnte er, aber so richtig kämpfen, das war seine Stärke nicht. Mein Vater kennt also außerdem auch den Andreas Hofer schlecht, aber schließlich ist er auch kein Tiroler. [...]

Mein Interesse gilt eher als dem hinter dem Klischee, hinter der, wie Franz Tumlner es nennt, „Verfestigung“² kaum noch erkennbaren wirklichen Andreas Hofer, dem, was die Öffentlichkeit aus diesem Klischee gemacht hat. Ich möchte auf die Versprachlichung bestimmter Interpretationen einer und derselben Geschichte, der Geschichte von Tirol im Jahre 1809, eingehen – Geschichte im Sinn von fabula und nicht von historia –, möchte vor allem anhand der großen 1809-Jubiläen dieses Jahrhunderts zeigen, wie diese eine Geschichte viele Bedeutungen, fast beliebig viele Bedeutungen annehmen kann, wie sie im Sinn von Roland Barthes³ zum ‚Mythos‘ geworden ist.

Der Semiotiker Barthes hält den Mythos für ein sprachliches Zeichen, das dem Wort vergleichbar ist. Aber wenn hinter diesem eine relativ leicht zu bestimmende geistige Vorstellung zu erkennen ist, läßt das viel komplexere, aus vielen Wörtern bestehende Zeichen höherer Ordnung des Mythos eine solche (relativ) einfache Zuordnung nicht zu. Er kann daher für viele geistige Vorstellungen stehen, in verschiedenen historischen und gesellschaftlichen Situationen ganz verschiedenen Vorstellungen entsprechen, für verschiedene Vorstellungen genützt werden. Eben das kann am Beispiel des Andreas-Hofer-Mythos gezeigt werden.

Obwohl es vor einem Tiroler Publikum eigentlich gar nicht nötig ist, möchte ich mit einigen Belegen dafür beginnen, daß die Ereignisse von 1809 auch für das heutige Tirol noch die Qualität eines Mythos haben, daß Andreas Hofer eine mythische Figur ge-

worden ist. Als ein erstes Beispiel kann das von Wolfgang Pfaundler Mitte der sechziger Jahre konzipierte „Tiroler Jungbürgerbuch“⁴ dienen, das zweifellos das Selbstverständnis des offiziellen Tirol spiegelt, besonders des offiziellen Tirol in den sechziger und siebziger Jahren. Der historische Teil⁵ des Werkes stammt von Erich Egg, der gewiß nicht gekränkt ist, wenn ich ihn als profilierten Konservativen bezeichne. Selbstverständlich ist wegen der beabsichtigten weiten Verbreitung des Jungbürgerbuches in seinem Rahmen eine differenzierte Darstellung der Tiroler Geschichte nicht zu erwarten; dennoch ist der Leser überrascht, daß mehr als ein Fünftel dieses Kapitels dem sogenannten ‚Tiroler Freiheitskampf‘ von 1792 bis 1815 gewidmet ist⁶, der sich freilich – gerade für Jugendliche – besonders gut erzählen läßt. Deutlicher kann der Rang, den dieser eine Abschnitt der komplizierten Tiroler Geschichte⁷ im Tiroler öffentlichen Bewußtsein einnimmt, kaum dokumentiert werden, ein Abschnitt, bei dessen Behandlung – an anderer Stelle – auch ein sonst so nüchterner Historiker wie Franz Huter⁸ von der „Krone tirolischer Geschichte“⁹ zu schwärmen beginnt.

Wie sehr die Ereignisse dieser Zeit, besonders aber die des Jahres 1809, im Mittelpunkt des offiziellen Tiroler Bewußtseins stehen, läßt sich unschwer auch durch anderes beweisen. Seit 1948 ist das Andreas-Hofer-Lied Landeshymne des Bundeslandes Tirol. Der 20. Februar, der Todestag Andreas Hofers, wird alljährlich festlich begangen, so durch die Verleihung von Tiroler Orden und Ehrenzeichen. Der Einzug des am Bergisel zum dritten Mal siegreichen Andreas Hofer in die Landeshauptstadt am 15. August 1809 war 1959 „der Anlaß, in einer würdigen Feier der damaligen Ereignisse zu gedenken, vor allem aber Maria, der Schutzfrau von Tirol, zu danken, sie um weitere Fürbitte für das zerrissene Land anzuflehen und ihr zu Ehren das Fest Mariä Himmelfahrt als zweiten Landesfeiertag zu erklären“.¹⁰ So steht es im offiziellen Erinnerungsbuch an die Landesfeiern von 1959. Selbst in der Landesverfassung finden sich bekanntlich Spuren des Jahres 1809¹¹:

Daß die offiziellen Vertreter des Landes dem Geist unserer Heldenväter nicht nur Verehrung erwiesen, sondern sich ihm auch für die Zukunft verpflichtet haben, hätten sie nicht sinnvoller beweisen können, als durch die einstimmige Annahme einer Präambel, die das Vermächtnis von 1809 zum Angelpunkt der gesamten Rechtsordnung des Landes macht. Sie wurde vom Familienbeirat der Landesregierung angeregt und hat in der vom Tiroler Landtag am 9. Februar 1960 angenommenen Fassung folgenden Wortlaut: „Aus Anlaß des Abschlusses des Gedenkjahres 1809–1959 beschließt der Landtag, der in Aussicht genommenen Neufassung der Tiroler Landesordnung folgende Präambel voranzustellen: Die geistigen, sozialen und politischen Grundlagen Tirols sind: die Treue zu Gott und zum Erbe der Väter, die geistige und kulturelle Einheit des Landes, die Freiheit und Würde des Menschen, die geordnete Familie als Grundzelle von Volk und Staat. Diese Grundlagen zu wahren und zu schützen, ist oberste Verpflichtung der Gesetzgebung und Vollziehung des Landes.“

Die neue ‚Landesordnung‘ mit dieser in einer pluralistischen Gesellschaft doch nicht ganz unproblematischen Formel ist schließlich 1980 beschlossen worden.

Wie in die Verfassung ist das „Erbe der Väter“ auch in den Alltag des Tirolers eingegangen, dem landauf, landab Reminiszenzen an die Ereignisse jener Jahre begegnen, hat doch jedes Tal, fast jeder Ort ‚seinen‘ Freiheitskämpfer zu ehren. Was der Südtiroler His-

toriker Christoph v. Hartungen in seinem Heimatkundeheft der 4. Volksschulklasse aus dem Jahr 1964 gefunden hat, das steht (oder stand bis vor kurzem) so ähnlich in vielen Nord- und Südtiroler Schulheften¹²:

Zum 20. Februar 1810

Fast ganz Europa lag Napoleon zu Füßen!

Der Papst war sein Gefangener.

Der österreichische Kaiser Franz mußte seine Tochter Maria Luise dem Diktator und Feind zur Frau geben.

Nur ein kleines Häuflein Menschen brachte die Schneid auf, gegen Napoleon zu kämpfen:

Es waren die Tiroler mit Andreas Hofer an der Spitze!

Daß ein solcher „von Schwulst und vom Pathos der gängigen Hagiographie“¹³ bestimmter Geschichtsunterricht letztlich Überdruß erweckt, versteht sich fast von selbst. Norbert Florineth beispielsweise schreibt: „Südtirols Geschichtsschreibung, wie sie in der Schule geboten wurde, zusammen mit dem Geschichtsunterricht, war für uns langweilig, peinlich geworden, auch die Figur des Andreas Hofer.“¹⁴ Provokante Gegenreaktionen auf solchen Unterricht und entsprechendes öffentliches Reden über Andreas Hofer können nicht ausbleiben; ein Beispiel ist Thomas Floras reichlich pubertäre Satire auf Andreas Hofer als Vampir, die 1971 sogar in der „Tiroler Tageszeitung“ erscheinen konnte¹⁵, und die dann auch Norbert C. Kaser zu einer ähnlich pubertären Reaktion veranlaßte, nämlich zum Einzeichnen von Vampirzähnen in Andreas-Hofer-Karten, die er aber dann doch nur im verschlossenen Umschlag zu verschicken wagte.¹⁶ Der Südtiroler Schriftsteller hat in einem Brief an Paul Flora, den Vater des Autors, einerseits die Schwächen an diesem Text kritisiert, aber die eigentliche Funktion richtig erkannt: „der patriotische wespenskessel ist wiedereinmal gehoerig gestoert ...“¹⁷ Solche Reaktionen und mehr meint Franz Tumlner, wenn er im Zusammenhang mit dieser „Geschichte eines Freiheitshelden“ schreibt: „[...] ihre Verfestigung ist der Punkt, gegen den sich die lebendigen Kräfte des Landes rühren: jetzt, nach 150 Jahren, [...]“¹⁸

Jene Ereignisse, von denen aus sich „die Tiroler Geschichte ein für allemal definieren ließ“¹⁹, brauchen hier nicht in Erinnerung gerufen zu werden; die meisten von uns sind nicht anders als Hartungen und Florineth von Kindesbeinen an mit dem vertraut, was zwischen 1796 und 1809, vor allem aber 1809, in Tirol geschehen ist. Zu diesen vertrauten Mythen oder Klischees der Tiroler Geschichte gehören auch die Bedingungen der Möglichkeit des Tiroler Widerstands gegen die französischen und später die bayrischen Truppen: das auch rechtlich abgesicherte Selbstbewußtsein der Bauern und die Wehrverfassung.²⁰ Schließlich darf die religiöse, christliche, katholische Grundlage des Widerstands gegen Frankreich in ihrer Bedeutung sowohl für die Kämpfe von 1809 als auch für die spätere Interpretation dieser Ereignisse nicht übersehen werden. Die Ablehnung der Ideen, für die die französischen Truppen im Ersten Koalitionskrieg kämpften und die dann in den Reformmaßnahmen der aufklärerisch gesinnten Münchener Regierung ihren Niederschlag finden sollten, hatte die Landstände bekanntlich dazu geführt, das Land Tirol 1796 dem Herzen Jesu zu weihen.

Wichtig sind die legendenhaften Züge, mit denen der Tod einiger Freiheitskämpfer ausgestattet worden ist: der Peter Mayrs etwa, dessen Erschießung fast als Märtyrertod wirkt, und Hofers heldenhaftes Sterben in Mantua mit dem berühmten Abschiedsbrief „Ade, meine schnöde Welt“ und dem angeblichen Abschiedslied „Ach Himm'l, es ist verspielt, ich kann nicht mehr lang leben!“ Daß sich Hofers und Mayrs Schicksal für die Bildung solcher Legenden eignete, spricht doch für Außergewöhnliches an diesen Menschen und diesen Ereignissen.

Die Ereignisse jener Jahrzehnte sind eben zweifellos eine schöne Geschichte. Das legendenhafte Sterben der frommen Volkshelden taugt für mehr als nur für das Lesebuch, aber auch die Geschichte des militärischen Erfolgs der Tiroler beeindruckt die Leserin und den Leser nicht nur durch manche Episoden, sondern auch durch die dahinter erkennbare alte Struktur des Kampfes von David gegen Goliath. Dazu kommt das Motiv des Verrats der Mächtigen – des Wiener Hofes – an ihren treuesten Dienern. Und schließlich spielt das Ganze in schönen Dörfern, in der Nähe einer – wenigstens einstmal – schönen Stadt, vor der Kulisse einer eindrucksvollen Bergwelt, deren Schönheit man gerade in jenen Jahren zu entdecken begann.²¹ Daß es eine schöne, menschlich beeindruckende Geschichte ist, die eine auch ganz privat berühren kann, beweist eine zweite Stelle aus der schon einleitend zitierten Erzählung „VaterMörder“ von Ulrike Längle²²:

Meine Andreas-Hofer-Parallele besteht höchstens darin, daß mir in Momenten abgrundtiefster Trauer oft das Lied durch den Kopf geht: „Ach Himm'l, es ist verspielt, kann nicht mehr länger leben, der Tod steht vor der Tür, will mir den Abschied geben.“ Besonders rührend ist die Melodie am Schluß, wo es heißt: „Ich bin verlassen ganz von meinem Kaiser Franz“, zweimal gesungen.

Die verschiedenen Elemente, die gemeinsam diesen Mythos von 1809 ausmachen, sind in der Geschichte Tirols als Rechtfertigungsstrategien für ganz verschiedene Intentionen eingesetzt worden, in sehr unterschiedlichen Situationen hat man sich an jenen historischen Ereignissen orientiert – übrigens auch, wie das Zitat zeigt, in der ganz privaten Situation der Ich-Erzählerin dieses literarischen Textes. Denn die Bewunderung für den Menschen Hofer ist auch eine Form der Rezeption des Andreas-Hofer-Mythos, auf die ich hier, interessiert an öffentlichen Reaktionen, nicht näher eingehen kann, die sich beispielsweise mehrfach im Werk von Schriftstellern findet, etwa bei Kranewitter oder bei Franz Tumlner.

Für Tirol ist an den Strukturen dieser Ereignisse vieles von Bedeutung: Es war nun einmal ein großer militärischer Erfolg der Vorväter, und auf Erfolge, besonders wenn sie unter fast aussichtslosen Bedingungen errungen worden sind, ist man auch dann noch stolz, wenn sie nicht von Dauer gewesen sind; deshalb steht auch das Jahr 1809 im Mittelpunkt der Tiroler Rezeption dieser langen kriegerischen Periode. Dazu mag beigetragen haben, daß Tirol trotz seinem heroischen Selbstverständnis ein Land ist, das letztlich lange Zeit hindurch wenig in Kriege verwickelt gewesen ist und das im militarisierten ausgehenden 19. Jahrhundert wachsendes Bedürfnis nach einem militärischen Helden allein durch Andreas Hofer und seine Mitstreiter befriedigen konnte.²³

Und obwohl es selbstverständlich richtig ist, daß es Andreas Hofer „nicht um eine Verteidigung ‚deutschnationaler‘ Belange, sondern um die Verteidigung der Religion, der Rechte des Kaisers und der Landsleute – in Tirol!“ gegangen ist²⁴, und er daher auf Schnupftabakdosen mit dem Major Schill nichts zu suchen hätte²⁵, so ist andererseits nicht von der Hand zu weisen, daß sein Kampf gegen die mit Napoleon verbündeten Bayern auf die deutschen Befreiungskriege gewirkt hat. In der Sprache eines Südtiroler Aufsatzes von 1959: „An dem Heldengeist des Tiroler Volkes entzündete sich das Kraftgefühl des ganzen deutschen Volkes. [...] es wurde das Beispiel der Tiroler Helden, die für Gott, Kaiser und Vaterland Gut und Blut drangesetzt, bald den deutschen Stämmen zu einem leuchtenden Vorbild und zu einem Weckruf aus dem Schlafe der Mutlosigkeit.“²⁶ Es mußte für das Tiroler Selbstbewußtsein etwas bedeuten, daß 1809 von diesem Lande etwas ausgegangen war, während es sonst, oft, nur Nachzügler gewesen ist. Diese potentiell vorhandene deutschnationale Komponente ist in den offiziellen 1809-Jubiläen kaum je besonders präsent, sieht man von der nationalsozialistischen Ära einmal ab. Doch läßt sich außerhalb offizieller Feiern eine deutschnationale Instrumentalisierung des 1809-Mythos sehr wohl nachweisen: vor 1914 im Tiroler Volksbund²⁷, in der Gedennummer der liberal-nationalen Innsbrucker Literaturzeitschrift „Der Föhn“ von 1909, im Ersten Weltkrieg und in den letzten Jahren im Umfeld der Südtirol-Politik. Diese geschichtlichen Folgen für die Freiheitskriege bilden eher den Hintergrund für die 1809-Begeisterung der Tiroler; andere Elemente sind in der offiziellen Tiroler 1809-Rhetorik wichtiger. Etwa der Umstand, daß die Erhebung weitgehend eine Sache der Tiroler Bauern gewesen ist (während die Bürger der Städte eher geneigt gewesen zu sein scheinen, sich mit den Eroberern zu arrangieren²⁸), spielt stets eine große Rolle. Die bäuerliche Herkunft so gut wie aller Führer der Erhebung von 1809 ist für ein Land besonders wichtig, das sich, zum Teil mit Recht, zum Teil aus durchsichtigem politischen Interesse, im ganzen 19. Jahrhundert als Bauernland interpretiert hat und sich in manchem bis heute als solches versteht oder gebärdet²⁹; die bis heute überproportional große Rolle der Bauern und des Bauernbundes in der Landespolitik ist bekannt.³⁰ In den dreißiger Jahren formulierte der Historiker und Volkskundler Hermann Wopfner kurz und bündig: „Die Eigenart tirolischen Volkstums ist bäuerliche Eigenart.“³¹ In einem so geprägten Umfeld konnte der bäuerliche Charakter von Tirols ‚Heldenzeit‘ gewiß ein Mittel der moralischen Legitimation für die politische Dominanz des Bauerntums im Lande sein, wie er umgekehrt dieses Umfeld geprägt hat.

Ähnliches gilt von der Rolle des ‚Landsturms‘, der so nur aufgrund der privilegierten Wehrverfassung Tirols in Aktion treten konnte, aufgrund der Vereinigung aller wehrhaften Männer in, modern ausgedrückt, Schützenkompanien. Diese Privilegien der Tiroler wurden zwar nach 1815 nicht wiederhergestellt³², doch lebten sie – wenn auch nicht direkt – fort auf der Ebene des Vereinswesens: Bis heute gibt es kaum einen Ort in Tirol, der nicht seine Schützenkompanie hätte³³, und selbst in städtischen Neubauvierteln werden solche Kompanien ins Leben gerufen. Immerhin konnten 1915 die Behörden auf diese an sich längst ausgehöhlte, nach der Wiederintegration des Landes in den Habsburgerstaat nicht mehr wiederhergestellte, aber eben zum Mythos gewordene besondere Wehrverfassung Tirols zurückgreifen, um die Verteidigung des Landes nach dem unerwarteten Kriegseintritt Italiens durch die sogenannten ‚Standsschützen‘ zu organisieren. Auch hier also ein enger, wenn auch vorwiegend emotionaler Bezug späterer Verhältnisse auf die Ereignisse von 1809.

Ein ganz wesentliches Element der Tiroler Erhebung von 1809 ist schließlich ihre Begründung in einer tiefen katholischen Religiosität und einer ebenso heftigen Ablehnung der europäischen Aufklärung, die sich schon im Widerstand gegen die josephinischen Reformen artikuliert hatte.³⁴ Durch die Volksmission der Jesuiten war es im 18. Jahrhundert in Tirol „zu einer religiösen Erneuerungsbewegung von einzig dastehender Tiefe“ gekommen, „und das zu einer Zeit, wo im übrigen Europa immer mehr die Grundsätze und der Geist der französischen Aufklärung Eingang fanden“.³⁵ Fontana spricht von einem „Prozeß der Einschließung und Abkapselung“³⁶, von einer zunehmenden Abhängigkeit der Bevölkerung vom Klerus³⁷ und von „intensiver Indoktrinierung durch Kanzel und Beichtstuhl“, die den Gläubigen „den Blick für vernünftige und zeitgemäße Reformen“ versperrt habe.³⁸ Noch 1959 findet sich, in der Bozner Version des kirchennahen Reimmichl-Kalenders, diese Gleichsetzung von „katholisch“ und „tirolisch“: Der „Kalendermann“ nimmt dort auf das Jubiläumsjahr eben mit den Worten Bezug, die Ahnen hätten „für Glaube und Heimat“³⁹ gekämpft, „um Tirol katholisch und tirolisch zu erhalten“.⁴⁰ Diese Interpretation der Volkserhebung von 1809 hat in der Ära des Kulturkampfes selbstverständlich besonderes Gewicht gehabt; bezeichnend der Satz des führenden kirchlichen Kopfes in diesem Kulturkampf, des Brixener Fürstbischofs Vinzenz Gasser: „Ich schätze den sittlichen Halt des Tiroler Volkes nach dem Maßstabe seiner Begeisterung für den Kampf und die Helden des Jahres 1809.“⁴¹ In diesen Zusammenhang gehört auch die in Tirol bis heute lebendig gebliebene Herz-Jesu-Verehrung, die durch die Berufung auf die historisch besser faßbaren und stärker in der Realität verankerten Helden von 1809 sozusagen säkular ergänzt wird.

Lehrreich ist an dieser Stelle ein Blick auf das 1809 verwaltungsmäßig noch eng mit Tirol verbundene Vorarlberg, das an der Erhebung gegen die Bayern ebenfalls Anteil hatte. Dort ist so gut wie überhaupt nicht versucht worden, die Ereignisse jenes Jahres für die Stärkung des Vorarlberger Landesbewußtseins zu nutzen. Neben dem Umstand, daß sich das Vorarlberg-Bewußtsein im 19. Jahrhundert gerade von Tirol absetzen mußte und sich daher ein so stark eben von Tirol bestimmtes Ereignis politisch nicht so gut verwenden ließ, hat dazu sicher auch beigetragen, daß an der Spitze des Aufstands in Vorarlberg nicht ein Bauer stand, sondern ein Städter, der Advokat Anton Schneider, obendrein ein Vertreter aufklärerischer Ideen, dem noch 1893 sein Mangel an religiösem Sinn – und seine in der Schweiz lebenden protestantischen Nachfahren vorgeworfen wurden.⁴² Da die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Vorarlberg im 19. Jahrhundert in vieler Hinsicht denen in Tirol ähnlich waren und beide Länder – Vorarlberg ganz, Tirol etwa zur Hälfte – zum besonders profiliert konservativen Bistum Brixen gehörten, scheint dieser Vergleich nicht unangebracht, der zeigt, daß die Deutung der Ereignisse von 1809 stark von ihrer Integrierbarkeit in die jeweilige spätere politische Situation abhing.

Das beweist auch das nächste Merkmal der Geschichte von 1809, das hier herauszuarbeiten ist: die Kaisertreue der Tiroler. Vor 1918 war die tiefe Anhänglichkeit Andreas Hofers an den solcher Gefühle schwerlich würdigen Kaiser Franz ein Motiv, das leicht in den Vordergrund geschoben werden konnte – und wurde. So ganz besonders bei den Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1909, über die die „Denkschrift der Tiroler Landes-Jahrhundertfeier“ berichtet, der man trotz ihrer homerischen Breite und ihrer homerischen Namenfülle anmerkt, daß sie nicht von einem Epiker, sondern von einem Landesoberkommissär stammt. Ich zitiere aus den vielen dort abgedruckten Ansprachen die

des Brixner Fürstbischofs Altenweisel, der – in Anwesenheit von Kaiser Franz Joseph – die Bäume des Bergisel „die Ruhmesgeschichte von Tiroler Fürstentreue sich erzählen“ hört und für das Land Tirol betet, „auf daß es auch in Zukunft bleibe, was es bisher gewesen: ein funkelnendes Juwel in der Krone der Habsburger, ausgezeichnet durch zwei Edelsteine von seltenem Glanze, durch Glaubensstärke und Fürstentreue“.⁴³

Diese „Fürstentreue“ war im übrigen – auch schon im 19. Jahrhundert – kein Hindernis, den Freiheitskampf der Tiroler von 1809 in Verbindung zu bringen mit der Forderung nach Sonderrechten im zunehmend zentralisierten Staat, insbesondere nach Ausnahmen von den Schule und Kirche betreffenden Gesetzen der liberalen Ära. Der bayrische Zentralismus ließ sich dabei als (Ersatz)Feindbild gut gebrauchen. Wieweit in der Ersten Republik das Jahr 1809 dazu genutzt worden ist, das Mißtrauen gegenüber der Bundeshauptstadt und insbesondere gegen das ‚Rote Wien‘ scharfer zu artikulieren, läßt sich ohne zusätzliche Materialsuche nicht feststellen. Jedenfalls war es in der Republik ohne allzu große Schwierigkeiten möglich, die „Fürstentreue“ aus dem Katalog der Merkmale von 1809 zu streichen.

In diesem Zusammenhang soll auch ganz kurz der Umgang der Nationalsozialisten mit der Erinnerung an 1809 skizziert werden: Sie rückten den „Verrat“ des Wiener Hofes an Andreas Hofer in den Mittelpunkt ihres Verständnisses von 1809. Das Parteiblatt „Innsbrucker Nachrichten“ spricht am 21. Februar 1939 sowohl in einem Kommentar vom „schnöden Verrat der habsburgischen Monarchie“ an Hofer, wie es auch in einem Bericht über die Gedenkrede den Zwischentitel „Von den Habsburgern verraten und verlassen“ setzt.⁴⁴ Das ist sowohl aus der antihabsburgischen Einstellung der Nationalsozialisten erklärbar wie aus ihrem Bemühen, die Bindungen des ‚Gaus Tirol-Vorarlberg‘ an Wien zu lockern. Sie berührten sich damit mit einem der Motive des unter anderem eben wegen dieser Thematik von den Konservativen angegriffenen Dramas „Andre Hofer“ von Franz Kranewitter.⁴⁵

Zu den bisher behandelten, für die Tiroler Deutung der Erhebung von 1809 wichtigen ideologischen Inhalten treten noch zwei weitere: der italienische, in älterem Sprachgebrauch welschtirolische Anteil an dem Aufstand, und die Herkunft der meisten seiner Führer aus Südtirol.

Das italienischsprachige Tirol war in den Napoleonischen Kriegen oft Schauplatz von Kämpfen, und die Trentiner hatten in den Tiroler Aufgeboten mitgekämpft. Auch wenn kein Welschtiroler unter den Anführern aufscheint, so ist immerhin etwa ein Sechstel der Gefallenen aus diesem Landesteil gekommen⁴⁶; und Andreas Hofer richtete aufgrund bestimmter Mißstände einen Aufruf ganz ausdrücklich an die „Herzliebsten welschen Tyroler!“⁴⁷.

Bereits 1848 war diese Einheit zwischen den beiden großen Sprachgruppen Tirols⁴⁸ bedroht, ja war eigentlich schon in Brüche gegangen; umso wichtiger wurde für die deutschsprachige Mehrheit die Berufung auf die gemeinsame Vergangenheit. Das geht etwa aus der Art des Berichts über die Trentiner Teilnehmer am Festzug von 1909 hervor. Bauer greift hier nicht zur sonstigen, mit einigen Epitheta aufgeputzten bloßen Aufzählung, sondern berichtet⁴⁹:

Es tritt nun eine kleine Distanz ein; lebhafter Jubel, stürmische Heil- und Evviva-Rufe mischten sich in fröhlichster Weise; es nahten in strammer Marschordnung die Italienisch-Tiroler, welche, freudigen Herzens der Einladung des Lan-

deshauptmanns Folge leistend, nach Innsbruck zum Landesfeste kamen, um ihre kaiserentreue Gesinnung und ihre aufrichtige Anhänglichkeit zum gemeinsamen engeren Vaterlande zu bezeugen. Der Aufmarsch erfolgte in folgenden fünf Gruppen:

[...]

Es waren mehr als 2500 Italienisch-Tiroler, die unter Waffen, die den Stolz jeden Tirolers bilden, ihren Patriotismus bewiesen. Der überaus herzliche Empfang, den sie in der Landeshauptstadt fanden, war ein Zeichen des Dankes, ein Ausdruck der Anerkennung.

Aus der Art der Berichterstattung geht deutlich hervor, daß sie eigentlich Appellcharakter hat, weil die Anwesenheit der Italienisch-Tiroler beim Festzug in Innsbruck nicht mehr selbstverständlich war.⁵⁰ Auffällig ist, daß Bauer in diesem Teil seiner Darstellung anders als sonst keine Namen von Schützenoffizieren nennt; vielleicht, um den Österreichtreuen in ihrer italienisch-orientierten Umgebung keine Schwierigkeiten zu machen? Daß sowohl der Landeshauptmann als auch der Kaiser einen Teil ihrer Ansprachen auf Italienisch hielten, sei noch angemerkt⁵¹, weil es zwar für das damalige Tirol selbstverständlich gewesen ist, aber nicht mehr für das heutige. (1984, als sich die Beziehung insbesondere zwischen Nordtirol und dem Trentino wieder verbessert hatte, marschierten wieder zwei Schützenkompanien aus dem ehemaligen Welschtirol im Festzug – aber nur noch, historisch falsch, in dem Block „Unsere Nachbarn“.⁵²)

Die Südtiroler Herkunft Andreas Hofers und vieler seiner hervorragendsten Unterführer sollte nach der Abtrennung Südtirols im Jahre 1918 besondere Bedeutung bekommen; das Jahr 1809 erschien und erscheint als eine gemeinsame historische Erfahrung, von der sich auch immer wieder die Gemeinsamkeit der beiden voneinander getrennten Landesteile ableiten läßt. Und nicht nur das: Der Kampf gerade von Südtirolern gegen die bayrisch-französische Fremdherrschaft konnte leicht in den Kampf der Südtiroler gegen die zeitweise sehr bedrückende italienische ‚Fremdherrschaft‘ umgedeutet werden.⁵³ Norbert C. Kaser hat diese Umdeutung, diesen Mißbrauch der Geschichte am Beispiel des 1809-Romans „Maderneid“ von Hubert Mumelter (1896–1981) heftig angeprangert⁵⁴:

[...] Geht Mumelter aber einen Schritt weiter und vergleicht er durch die Blume die heutige Situation mit der damaligen, so schneidet er sich selber und seinem Roman ins Fleisch. Es ist ein typisches Faktum in der Südtiroler Literatur – und das macht sie unlesbar und unmöglich –, daß immer wieder mit der nun genügend glorifizierten Andreas-Hofer-Zeit die heutige Lage kaschiert wird. Maderneid ist ein Paradebeispiel. Flucht in die Vergangenheit paart sich hier mit politischer Aussage zu einem reinrassig nationalistischen Monstrum. [...]

Ohne daß ich zunächst näher auf die Jubiläen eingegangen wäre, hoffe ich doch einige Züge der ‚Geschichte‘ von 1809 herausgearbeitet zu haben, die sich besonders für die Rezeption geeignet und die in der Rezeption auch nachweislich eine Rolle gespielt haben. Von ‚Rezeption‘ im Sinne der Literaturwissenschaft glaube ich sprechen zu dürfen, obwohl die ‚Geschichte‘ von 1809 selbstverständlich kein Text ist und mit ihr noch weit willkürlicher umgegangen werden kann als mit literarischen Werken. Der Versuch zu be-

schreiben, welche Aspekte jener Ereignisse vom Horizont einer bestimmten späteren Generation aus besonders wichtig erscheinen, läßt sich durchaus in Analogie zur Gadamerischen ‚Horizontverschmelzung‘ beim Umgang mit literarischen Werken sehen. Die historischen Ereignisse werden, wie wir es aus literarischer Rezeption auch kennen, für bestimmte ideologische Positionen vereinnahmt, vor allem für die Stärkung des Landesbewußtseins in Tirol und für die soziale Integration in einer sich differenzierenden, aber weiterhin konservativ dominierten Gesellschaft, auch für die mit der Ausprägung des Landesbewußtseins einhergehende Ausgrenzung anderer, zunächst der sogenannten ‚Akatholiken‘, aber auch der Liberalen und später der Sozialdemokraten. Dabei wird den Ereignissen von 1809 nicht unbedingt etwas historisch Falsches hinzugefügt, aber es wird immer wieder etwas ausgelassen. Es wird sozusagen nicht gelogen – allenfalls dort, wo zuerst die Bayern als ‚Feinde‘ verschwinden und man sie durch die Franzosen und dann durch die Italiener ersetzt –, doch es wird ausgewählt.

Selbstverständlich wurden die Ereignisse des Jahres 1809 während des ganzen 19. Jahrhunderts innerhalb und außerhalb Tirols rezipiert⁵⁵, im übrigen nicht immer unkritisch. Ich greife hier nur einige Beispiele heraus, etwa den Appell an den tirolischen Verteidigungswillen gegen die Angriffe italienischer Freischaren im Jahr 1848. Der die Frankfurter Nationalversammlung vorbereitende Fünfzigerausschuß wandte sich beispielsweise an die „Tyroler Brüder“ mit den Worten: „[...] Hofer’s Geist schwebt über Euch, kämpft mit Euch!“⁵⁶ Der Appell Radetzky’s, des österreichischen Oberkommandierenden in der Lombardei, an die „Treuen, Tapferen und Hochherzigen Männer Tirols!“, sich als Landesverteidiger zur Verfügung zu stellen, glaubte ebenfalls nicht ohne appellierende Reminiszenzen an 1809 auskommen zu können⁵⁷:

Auf Tiroler! zu den Waffen! nehmt sie herab von der Wand, die nimmer fehlende Büchse, mit der Ihr einst unter Hofers Führung so manchen besseren Mann zu Boden gestreckt, und Eure bedrohte Freiheit gerächt!

Im Ersten Weltkrieg wurde der heroische Tiroler Aufstand mit der gleichen Intention nicht nur unmittelbar von den Militärs, sondern auch von Schriftstellern heraufbeschworen, vor allem durch Karl Schönherr’s Drama „Volk in Not. Ein deutsches Heldenlied“, das „unter dem Eindruck der Haltung Italiens [...] und der damit unmittelbar verbundenen Sorge um die bedrohte Heimat Tirol“⁵⁸ geschrieben und 1916 in Wien in repräsentativem Rahmen uraufgeführt wurde.

Das Heldische der Tiroler Schützen, das hier aus unmittelbar militärischen Gründen aktualisiert wird, spielt im 19. Jahrhundert auch in einem anderen Medium eine Rolle, in der Historienmalerei, die sich früh des Themas der Freiheitskämpfe in Tirol bemächtigt. Einer der ersten Vorläufer war wohl Joseph Anton Koch mit seinem Gemälde „Der Tiroler Landsturm im Jahre 1809“ von 1819, das allerdings noch einen kritischen Akzent setzte, indem der Maler neben seiner Signatur ein mit „Politica“ bezeichnetes Loch plazierte und aus diesem „Abgrund der Politica“ giftige Dämpfe aufsteigen läßt, eine eindeutige Stellungnahme gegen das Kaiserhaus und seine politischen Entscheidungen.⁵⁹ Vor allem Franz von Defregger (1835–1921) gilt als der – nun völlig affirmative – Maler der Tiroler Erhebung schlechthin⁶⁰, so sehr, daß man sein übriges malerisches Werk⁶¹ fast zu übersehen geneigt ist. Seine „erfolgreichen und durch Kunstdrucke weit verbreiteten“, auch im Tiroler Landesmuseum entsprechend plazierten Arbeiten „haben in der

Allgemeinheit nicht wenig zum Aufschwung der Wertschätzung jener Epoche der Tiroler Geschichte verholfen“.⁶² Auch Albin Egger-Lienz hat bekannte Bilder mit Motiven aus dem Umkreis von 1909 gemalt; er war auch an der Gestaltung des Umzugs von 1909 maßgeblich beteiligt⁶³ (wie man 1959 dem Bühnenbildner Lois Egg das äußere Bild des Festzugs anvertraute). Daß zu den Innsbrucker Sehenswürdigkeiten heute noch eines der wenigen erhaltenen Panoramen des 19. Jahrhunderts gehört, das „Riesensrundgemälde“, eine 1895 entstandene Darstellung einer Bergiselschlacht von Zeno Diemer, ist in Hinblick auf diese Thematik in der Historienmalerei wenigstens zu erwähnen.

Wieweit die Tiroler Konservativen nach 1861 in ihrem Kampf gegen die Zulassung von protestantischen Gemeinden in Tirol und gegen die liberalen Schulgesetze auch auf das Jahr 1809 zurückgegriffen haben, läßt sich aufgrund der maßgeblichen Darstellung von Fontana⁶⁴ nicht feststellen, da sie die Propagandastrategien der Konservativen nicht näher untersucht. In dem Aufruf zur Erneuerung des Tiroler Bundes mit dem Herzen Jesu im Jahre 1876⁶⁵, der im Zusammenhang mit diesen politischen Auseinandersetzungen steht, sind die Anspielungen auf das Jahr 1809 jedenfalls nicht zu übersehen. Ein anderer Beleg wäre die Bemerkung des liberalen Wiener Satirikers Daniel Spitzer über den eben verstorbenen konservativen Tiroler Abgeordneten Pater Joseph Greuter: „Er hat während dieser vierundzwanzig Jahre [als Reichsratsabgeordneter] über Alles gesprochen: über den Berg Isel, die Ewigkeit, die hundert Befreiungskriege der Tiroler oder vielmehr hundertmal über den Befreiungskrieg der Tiroler, die Wissenschaft, den Gemeinderath, die Schule, Darwin, Kaiser Joseph und sonstige Erfindungen der Liberalen, [...]“⁶⁶ Und beim Jubiläum von 1909 benützte Fürstbischof Altenweisel von Brixen in seiner Ansprache die Erinnerung an die Erhebung zu einem massiven Plädoyer für die damals in der Realität schon nicht mehr gegebene ‚Glaubenseinheit‘, verbunden mit dem Dank an das Haus Habsburg für die Erhaltung der katholischen Religion in Tirol⁶⁷:

Diese Einheit in der Religion gab dem Tirolervolk eine fast wunderbare Spannkraft und befähigte dieses arme Bergvolk zu den größten Taten. Es ist, als ob die tapfern Söhne der Berge dem erlauchten Kaiserhause durch alle Jahrhunderte der Neuzeit hätten danken wollen dafür, daß durch das Walten der ruhmgekrönten Herrscher aus diesem Hause dem Lande die Einheit in der Religion erhalten worden ist. [...]

Damit sind wir endgültig bei den Jubiläen von ‚Anno neun‘⁶⁸, wie ein sprachliches Klischee der tirolischen Historiographie lautet. Die Nähe solcher Feiern – und damit auch des Andreas-Hofer-Mythos – zur ‚Erfindung von Tradition‘⁶⁹ ist offenbar, zumal die Häufigkeit solcher Erfindung von Tradition(en) in ganz Europa gerade in den Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs besonders groß gewesen zu sein scheint.⁷⁰ Der 75. Jahrestag der Ereignisse von 1809 wurde wohl noch nicht gefeiert⁷¹, dafür aber schon Andreas Hofers 100. Geburtstag 1867⁷², und dann vor allem, sehr glanzvoll, in Anwesenheit des Kaisers, das hundertjährige Jubiläum, das freilich in einer ganzen Kette von großen Landesfeiern zu sehen ist. „Seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kam Tirol aus dem Feiern nicht mehr heraus. Es fanden sich Daten und Anlässe genug, um Festgottesdienste abzuhalten, patriotische Reden zu schwingen, Böller zum Krachen zu bringen und Musikkapellen, Veteranenverbände und Schützenkompa-

nien ausdrücken zu lassen: so 1885 das Zweite Österreichische Bundesschießen in Innsbruck, 1893 die Enthüllung des Andreas-Hofer-Denkmal am Bergisel, 1896/97 die Erneuerung des Bundes mit dem Herzen Jesu, 1901 die Tausendjahrfeier der Stadt Brixen, 1908 das sechzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs, dazwischen eine Unzahl kleinerer Jahres- und Gedenktage. ‚Fast scheint es, als ob all der übersteigerte Patriotismus dieser Zeit vielleicht das unbewußte Gefühl überdecken sollte, daß es im Gebälk des Staatsgebäudes bedenklich knisterte.‘ [...]“⁷³

In der Tat befand sich Tirol seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer tiefen Krise. Die sogenannte ‚Glaubenseinheit‘ und die Vorrechte der katholischen Kirche waren in den siebziger Jahren gegen die Verfassung des Gesamtstaates nicht mehr zu verteidigen gewesen. Ihr Verlust und damit auch eine Einbuße des Ansehens der konservativen Machtelite konnten auf das öffentliche Bewußtsein nicht ohne Einfluß bleiben; ein wichtiger Bestandteil der tirolischen Landesidentität war mindestens de jure preisgegeben worden. Und nicht zuletzt war mit dieser Durchsetzung der gesamtösterreichischen Verfassung erneut klargestellt, daß die alten Sonderrechte Tirols im sich modernisierenden Verfassungsstaat nicht mehr existierten.

Ein zweites Element der Krise ergab sich durch die Spannungen zwischen dem italienischen und dem deutschen Teil des Landes. Die Italiener, deren Anteil an der Bevölkerung bei 40% lag, fühlten sich dem deutsch dominierten Gesamt Tirol nicht mehr verbunden und verlangten Autonomie, wo sie nicht auf die ‚Erlösung‘ durch die Aufnahme in das neue Königreich Italien hofften.

Schließlich kann man auch von einer gesellschaftlichen Krise in Tirol sprechen, da der bäuerliche Bevölkerungsanteil langsam zurückging, die Städte wuchsen und sich mit Bahnbau und Industrialisierung allmählich auch eine Arbeiterschaft herausbildete. Dazu kamen die Anfänge des Fremdenverkehrs, dessen Folgen ebenfalls soziale Umschichtungen, ein Anwachsen der Dienstleistungsberufe und vermehrte Kontakte mit (vielfach nicht katholischen) Ausländern und Ausländerinnen waren.

Von den Jubiläen mit ihrer alptirolischen Orientierung mochte man immerhin eine gewisse Besinnung, wo nicht Beiträge zur Bewältigung der mehr oder minder allen bewußten Krise, ja sogar eine Stärkung des Widerstandswillens gegen Neuerungen erwarten.⁷⁴ Den Feiern von 1909 war zur ‚moralischen Aufrüstung‘⁷⁵ bezeichnenderweise ein Erster Tiroler Landes-Katholikentag vorangegangen. Traditionelles Tirolertum wurde durch das Jubiläum, das in einem Festzug mit 33.000 Teilnehmern⁷⁶ gipfelte, auch in dem Sinn gefördert, daß die durchwegs an der Tradition orientierten Schützenkompanien mit diesem Fest eine gewisse Aufwertung erfuhren; nicht zuletzt war das Jubiläum Anlaß zur einheitlichen Uniformierung der Schützenkompanien in Trachten, die vielfach aufgrund alter Bilder erneuert wurden – denn nicht selten war die alte Tracht untergegangen und wurde nicht mehr getragen. Das Jubiläum förderte da bereits weiter zurückreichende, übrigens auch schon mit Rücksicht auf den Fremdenverkehr eingeleitete volkskundliche Bemühungen.⁷⁷ Auch hier ist eine gewisse Nähe zur von Hobsbawm beschriebenen ‚Erfindung von Tradition‘ unverkennbar.⁷⁸

Gegen diese Landesfeiern, insbesondere gegen die von 1909, gab es im übrigen durchaus Opposition, wobei von der so panischen wie unbegründeten Angst der Behörden vor anarchistischen Kreisen und einem möglichen Attentat auf den Kaiser⁷⁹ abgesehen sei. Im Trentino gab es heftigen Widerstand gegen eine Welschtiroler Teilnahme an den Innsbrucker Festlichkeiten, deren Absicht, den Landesgedanken zu festigen, man selbst-

verständlich durchschaute.⁸⁰ Es kam zu Demonstrationen gegen nach Innsbruck reisende Teilnehmer, zu Polemiken in Zeitungen und Zeitschriften und zu einigen anderen Protestaktionen. Schließlich entzogen sich eine Reihe Trentiner Politiker dem Fest ganz oder teilweise.⁸¹ Auch „der sozialdemokratische Reichsratsabgeordnete Abram aus Innsbruck sagte wohl aus Opposition (seine Teilnahme an der Hoftafel) ab.“⁸² Aus der ausdrücklichen Erwähnung der „katholisch-akademischen Körperschaften“ in Bauers „Denkschrift“⁸³ – freilich unter den Gläubigen bei der Messe – ist wohl auch darauf zu schließen, daß die nationalliberalen Verbindungen an dem Fest nicht teilgenommen haben, während deutschliberale Politiker, wie die Bürgermeister von Bozen und Innsbruck, sehr wohl die Strapazen der Feier und die Freuden der Hoftafel auf sich nahmen. Auf nationalliberalen Widerspruch läßt auch schließen, daß das Innsbrucker Stadttheater aus Angst vor Protesten Karl Domanigs alttirolisch-patriotischen „Andreas Hofer“ (1897) zum Ende des Jubiläumsjahrs, am 100. Todestag des Sandwirts, nicht zur Aufführung zu bringen wagte⁸⁴ – und gewiß nicht aus (nachvollziehbaren) ästhetischen Gründen. Schließlich ist auch die wenig subtile 1809-Satire⁸⁵ des damals in Tirol lebenden Carl Techet als ein solcher Akt der Opposition zu nennen; in der öffentlichen Kampagne gegen diesen Satiriker scheint allerdings sein Spott auf die Freiheitshelden keine besondere Rolle gespielt zu haben.⁸⁶

Nicht oppositionell, aber an dem Jubiläum eher desinteressiert scheinen auch die zum liberalen Lager neigenden Tiroler Autoren gewesen zu sein, deren Zeitschrift „Der Föhn“⁸⁷ zwar eine Sondernummer aus Anlaß der Gedenktage⁸⁸ herausbrachte, in der aber dann recht wenige literarische Beiträge zum Thema „1809“ enthalten waren. Kranewitter, Ficker, Dallago und andere hatten Texte beigesteuert, die sich thematisch nicht von ihren sonstigen Arbeiten unterschieden; allerdings erschien in einem früheren Heft des Jahrgangs, gewiß nicht ohne Bezug zum Datum, Karl Schönherrs Prosatext „Tiroler Bauern im Neunerjahr“⁸⁹, der als Vorstufe zu „Volk in Not“⁹⁰ gilt. Nicht uninteressant und ganz ungewöhnlich ist die Herstellung eines Bezugs zwischen dem Tiroler Aufstand von 1809 und der Revolution des Jahres 1848 im einleitenden Beitrag zu diesem Heft des „Föhn“. Die aufgenommenen Reproduktionen von Bildern (Hugo Grimm, Defregger, Egger-Lienz u. a.) hatten hingegen durchwegs einen eindeutigen – und affirmativen – Bezug zum Jahr 1809; der Unterschied mag mit der bereits entwickelten Tradition des Motivs in der Tiroler Malerei zu erklären sein.

Die Feiern zum 125. Jubiläum des Jahres 1809 fielen in das Jahr 1934⁹¹; von ihnen wird gesagt, sie hätten in „gedrückter Stimmung“ stattgefunden⁹², was allerdings durch die Berichte der freilich im Sinne des Ständestaats gleichgeschalteten zeitgenössischen Zeitungen nur in Hinblick auf das schlechte Wetter bestätigt wird. Diese Feier, die sich in Ansprachen und Artikeln, im Festführer auch durch Bilder, darunter solche des Kaisers, ausdrücklich auf das Jubiläum von 1909, „dieses bisher größte aller tirolischen Feste“⁹³, bezieht, zeigt wohl das Extrem der Beliebigkeit im Umgang mit dem 1809-Mythos: denn sie wurde ganz in den Dienst der Selbstlegitimation der neuen Staatsform in Österreich gestellt – und deshalb auch von der Vaterländischen Front organisiert.⁹⁴ Nicht nur wurde bei diesem Anlaß der südliche Teil des Rennwegs (vor dem damaligen Stadt-, jetzigen Landestheater) in „Dr.-Dollfuß-Platz“ umbenannt⁹⁵; noch deutlicher war die, übrigens in Einzelheiten stark auf politische und wirtschaftliche Alltagsprobleme Bezug nehmende, Festrede von Bundeskanzler Schuschnigg, die mit einer Klimax des Gedenkens endete:

zuerst an das Jahr 1809, dann an die 40.000 gefallenen Tiroler im Ersten Weltkrieg, zuletzt an den eben ermordeten Kanzler Dollfuß.⁹⁶ Und Bischof Waitz formulierte: „Die Erinnerung an unsere Helden gipfelt in zwei Persönlichkeiten: Andreas Hofer, dem Mann vom Land Tirol, und Dollfuß, dem Heldenkanzler von Österreich.“⁹⁷

Diese Formulierung enthält in der verbindenden Gegenüberstellung ein weiteres durch die politische Aktualität bestimmtes Hauptmotiv der Feiern und vor allem der Reden von 1934: das der engen und unauflösbaren Zugehörigkeit Tirols zu Österreich, von der sowohl Landeshauptmann Stumpf als auch Bundeskanzler Schuschnigg gesprochen haben. Man kann darin eine Aktualisierung des Motivs der ‚Fürstentreue‘ von 1909 sehen, 1934 notwendig geworden durch die in Tirol zweifellos vorhandenen ‚Anschluß‘-Tendenzen.

Auffällig war das fast völlige Vermeiden von Erwähnungen Südtirols in den Ansprachen⁹⁸ – man mußte Rücksicht auf den italienischen Faschismus nehmen, den einzigen Bundesgenossen gegen Hitler – ; allein Landeshauptmann Stumpf erwähnte in seiner Ansprache beim Festakt sehr diskret dieses Problem.⁹⁹ Ebenso auffällig die Stellungnahme nicht gegen Frankreich, sondern, allerdings nicht in den Ansprachen, sondern in der Festbroschüre, gegen den „volksfremden Geist“, der „von Norden her über die Grenzen unseres Landes“ hereingreife¹⁰⁰ – während 1909, in einer anderen politischen Situation, der Grundsatz strikt eingehalten wurde, daß Bayern nicht einmal andeutungsweise angegriffen werden durfte.¹⁰¹ In einem Artikel des „Tiroler Anzeigers“ ist sogar explizit von der „Angriffslust des Dritten Reiches“ die Rede.¹⁰²

Von der ständestaatlichen Jubiläumsfeier läßt sich leicht die Brücke schlagen zur Aufnahme eines (vielleicht apokryphen¹⁰³) Andreas-Hofer-Zitats durch Schuschnigg in seinem letzten Rettungsversuch für Österreich: Die Kampagne für die am 9. März angekündigte und für den 13. März vorgesehene Volksbefragung stand in Tirol unter dem Motto¹⁰⁴:

Tiroler!

Mander, es ist Zeit!

Das war der Aufruf unserer Ahnen zum Freiheitskampf im Jahr 1809!

Mander, es ist Zeit!

[...]

In der nationalsozialistischen Karikatur des in Begleitung von Priestern und Juden vor dem Hakenkreuz davonlaufenden Schuschnigg wurde „Mander's ischt Zeit“ nach dem März 1938 satirisch zitiert.¹⁰⁵

Daß der Tiroler Schuschnigg seine in Innsbruck gehaltene Rede zur Ankündigung der Volksbefragung mit dem Andreas-Hofer-Wort geschlossen¹⁰⁶ und sich damit auf das Jahr 1809 berufen hat, ist ein weiterer Beweis für die Benutzbarkeit der Tiroler Erhebung als Modell für patriotischen Widerstand, wobei man bei aller gebotenen Distanz zum autoritären Regime in Österreich doch zugestehen muß, daß 1938 in der Tat Inhalte verteidigt wurden, im Patriotischen wie im Religiösen, die den Werten von 1809 so fern nicht standen.

Das dritte große 1809-Jubiläum war das von 1959, das Fest einer Tyrolia triumphans, aber mit einem Akzent, der bisher noch nie so gesetzt worden war und der am deutlich-

sten durch die – gegen mancherlei Widerstände gerade auch aus Südtirol¹⁰⁷ – an der Spitze des Festzugs getragene Dornenkrone symbolischen Ausdruck gefunden hat: Sie sollte „den Schmerz des Tiroler Volkes über die gewaltsame Trennung des Landes zum Ausdruck“ bringen.¹⁰⁸ Die Teilung des Landes, die Ende der fünfziger Jahre noch sehr minderheitenfeindliche italienische Politik und die als so wünschenswert wie bedroht empfundene geistige Einheit des deutschsprachigen Tirol – vom Trentino redete kaum jemand, obwohl das Foto eines „alten Standschützen aus San Lugano in Welschtirol“ gewiß nicht zufällig in den offiziellen Bericht über die Feiern aufgenommen worden ist¹⁰⁹ – standen nun im Mittelpunkt des Festes, das die Südtiroler Wurzeln des Befreiungskampfes besonders stark aktualisierte. Die Feiern, von den Italienern ungeschickterweise mit einem Einreiseverbot für Nordtiroler Politiker ein- und mit Polizeiprügeln für Bozner Kirchgänger am Todestag Andreas Hofers ausgeleitet, gelten heute in ihrer Betonung von „Ein Tirol“ als Auftakt sowohl für die Befassung der Vereinten Nationen mit der Südtirolfrage als auch, leider im Wortsinn, als Startschuß für die Attentatswelle der frühen sechziger Jahre in Südtirol.

Höhepunkt des Festes war wiederum ein Festzug, diesmal vor dem Bundespräsidenten, mit etwa 26.000 Teilnehmern, vor allem Schützenkompanien und Musikkapellen aus Nord-, Ost- und Südtirol am 13. September 1959; dem Festzug ist auch der größte Teil des diesmal, anders als 1934, wieder erschienenen „Buches zur Erinnerung“¹¹⁰ gewidmet.

Rund um diesen Festzug spielte sich allerlei anderes ab, an dem sich der ausschließlich konservative Charakter des damaligen Tiroler Selbstverständnisses recht gut zeigen läßt. Typisch ist der Leitartikel des Publizisten Karl Paulin (1888–1960) in der „Tiroler Tageszeitung“ zum Beginn des Gedenkjahres am 20. Februar 1959. Unter dem markigen Titel „Freiheits- und Volkstumskampf“ finden sich Wendungen von fast nicht mehr erträglichem Pathos wie „aus der Tiefe des Heimatbodens quellend“, „mit seinen Mannen“, „Andreas Hofers heldischer Sinn“, „heldenhafter Bauern Trotz“, „erblühte der glorreiche Sieg“, „heldische Naturkraft eines freiheitsliebenden Bauernvolkes“. Hier wird in fast unglaublicher Direktheit das Heldische und das Völkisch-Bäuerliche gepriesen, durchaus auch mit Blick auf Südtirol, ohne jeden Sinn dafür, daß der Wandel von 1939 (als Paulin wohl ähnlich schrieb) bis 1959 vielleicht auch einen Wandel im Stil hätte nahelegen sollen.

Das Katholisch-Antiaufklärerische – ich sollte vielleicht daran erinnern, daß 1959 das Zweite Vatikanische Konzil noch nicht einmal begonnen hatte – artikulierte sich wie 1909 in einem Landeskatholikentag; im Vorwort zur Broschüre schrieben der Innsbrucker Bischof und der Salzburger Erzbischof über 1809 den Satz: „Aufklärer und Jakobinerfreunde suchten die christliche Grundsubstanz zu gefährden“, den sie mit dem Hinweis aktualisierten, der Kampf um den „alten Volksgeist“ sei wieder an der Tagesordnung.¹¹¹ Ganz Ähnliches hatte man 1934 im „Tiroler Anzeiger“ lesen können.¹¹² Ein Aufsatz Werner Kunzenmanns fordert massiv kirchliches Einwirken auf Gesellschaft und Öffentlichkeit unserer Tage¹¹³ und versucht, auch den Südtirolkonflikt als eine Auseinandersetzung mit der „liberal-freimaurerischen Hintergründigkeit“ des italienischen Staates zu erklären.¹¹⁴ Doch wurden auf dem Katholikentag nicht nur solche sehr alttirolischen Akzente gesetzt, sondern Bischof Dr. Paulus Rusch predigte auch über die „innere Befreiung von Not, Wohnungselend, Kinderarmut, kurz von der Not des Herzens“¹¹⁵, gab also den Forderungen nach christlicher Einmischung in die Gesellschaft einen gewichtigen sozialen Gehalt.

Im reich bebilderten Erinnerungsbuch gibt es auch ein Kapitel „Was uns der Festzug zu sagen hat“.¹¹⁶ Die Antwort: Er hat uns das gläubige Tirol gezeigt, das freiheitsliebende Tirol – ohne daß hier in besonderem Maße vom Föderalismus gesprochen worden wäre –, das wehrhafte Tirol, das seiner Geschichte und seinem Brauchtum treu verbundene Tirol und schließlich „das eine Tirol“.

Das ist gewiß Ausdruck eines konservativen Selbstverständnisses, nicht ganz ohne Aggression „gegen Gedankengut und Zeitströmungen, die dem echten und ewigen Tirol gefährlich werden können“¹¹⁷, freilich auch mit recht musealen Aspekten.

Bemerkenswert scheint mir, daß diese Gedächtnisfeier offensichtlich so gut wie ohne Opposition verlaufen ist. Sozialdemokratische Politiker nahmen an den Feierlichkeiten teil; die – inzwischen, nicht nur von der Sonne in den Tiroler Bergen, gebräunten – Nachfahren der ehemaligen Deutschliberalen veranstalteten, als „Arbeitsgemeinschaft der volkstreuen Vereinigungen in Tirol“, sogar eine eigene Andreas-Hofer-Feier¹¹⁸, ohne aber etwas an der Landesfeier auszusetzen; kritische Stimmen aus der literarischen Szene sind ausgeblieben, sieht man von einem Aufsatz Ignaz Zangerles¹¹⁹ ab, der zwar keineswegs oppositionell im engeren Sinn ist, aber doch Kritik an der allgemeinen Schönfärberei artikuliert.

Obwohl die Behörden an einige Schriftsteller Auftragsarbeiten zur künstlerischen Überhöhung der Jubiläumsfeiern von 1959 vergeben haben, hat das Fest keine Spuren in der Tiroler Literatur hinterlassen. Die Arbeiten von Heinrich Klier und von Joseph Georg Oberkofler¹²⁰ verdienen keine intensivere Auseinandersetzung; zum Beweis dessen einige Verse aus Oberkoflers Ballade „Peter Mayr, Wirt an der Mahr“¹²¹:

Wie lodert der Rosengarten so rot!
Tirol ist verblutet, die Freiheit tot.
Die Helden gefallen, die Heimat in Acht,
Landauf und landab herrscht Napoleons Macht.

[...]

Mit Andreas Hofer am gleichen Tag
Traf auch den Mahrwirt der Kugelschlag.
Er hat besiegelt mit seinem Blut
Als Held der Wahrheit den Mannesmut.

So wie 1959 wird es nie mehr sein. Seither ist in Tirol – fast – Normalität eingekehrt, und das Jubiläum von 1984 stand, trotz manchen äußeren Parallelen zu dem von 1959, unter einem ganz anderen Zeichen, bedingt auch dadurch, daß in der Südtirolfrage eine gewisse Entspannung eingetreten war. Und der rapide soziale Wandel von einer vor allem bäuerlichen zu einer Dienstleistungsgesellschaft¹²² konnte ganz offensichtlich nicht mehr mit den Appellen eines Jubiläums verschleiert werden, bei dem sich alle als Bauern/Schützen verkleiden (was in Tirol durchaus noch vorkommt).

Zwar gab es 1984 – gegen manche Widerstände – wieder einen Festzug, aber patriotische Trompetenstöße wie die zitierten von Karl Paulin fehlen, selbst in der „Tiroler Schützenzeitung“. Neben tirolischer „Selbstvergafftheit“¹²³ tritt bei diesem Jubiläum

sehr viel Selbstkritik zutage, etwa von kirchlicher Seite in einem Referat des Neustifter Propstes Giner über „Glaube in Tirol“: „Nichts gegen eine lebendige Tradition – wir brauchen sie vor allem auch in der Kirche –, aber alles gegen eine ausgehöhlte, zur Lüge gewordene, nur nach rückwärts gerichtete Pflege von Tradition!“¹²⁴ Oder, noch schärfer: „Wie weit überdeckt [...] hohles Brauchtum und leere Folklore echten oder unechten Glauben?“¹²⁵

Diese Probleme waren jenen, die an der Vorbereitung der Feiern arbeiteten, durchaus bewußt; im Bericht über die Planungen ist denn auch von der Besorgnis die Rede, das Jahr 1984 könnte „zu einem Jahr der Vergangheitsbewunderung“ statt „zum Anlaß verstärkter Gegenwartsbewältigung“ werden.¹²⁶ Es kam daher zu einer ganzen Reihe von Symposien aller Art, in denen es um Gegenwart und Zukunft gehen sollte, sehr häufig mit dem Schwerpunkt auf dem zu erhaltenden und zu entwickelnden Bewußtsein der Gemeinsamkeit zwischen Nord- und Südtirol.¹²⁷ Auch Umweltfragen sind mehrfach in die Überlegungen einbezogen worden.¹²⁸ So kann man dem Motto des Eröffnungsfestakts „Miteinander Tirol gestalten“¹²⁹ die Berechtigung nicht absprechen. Selbst der Festzug war in diesem Sinn nicht eine bloße Schützenparade, in der mitten unter den Trachtengruppen auch der akademische Senat der Universität Innsbruck im Talar auftrat, sondern stellte auch „Familie“, „Gemeinde“, „Tiroler Arbeitswelt“ sowie unter anderem den „Tiroler Sport“ vor.¹³⁰

Aktualisiert wurde bei diesem Jubiläum vor allem die geistig-kulturelle Einheit der beiden politisch getrennten Landesteile, wobei auch hier anzuerkennen ist, daß die Fragwürdigkeit der „Landeseinheit“ immerhin in die Überlegungen einbezogen, diese Einheit nicht wie sonst oft als selbstverständlich angenommen worden ist.

In der Betonung der Frage der „Landeseinheit“, mit der sich Nordtirol und Südtirol auseinandersetzen müssen, zeigt sich das Jubiläum von 1984 am deutlichsten als aktualisierende Rezeption der Ereignisse von 1809. Dagegen sind viele Elemente des Gebrauchs der Jubiläen für eine konservative Stiftung einer tirolischen Identität 1984 ausgeblieben. Man hat insgesamt nicht versucht, den Wandel mit einem Jubiläum zu über-tünchen, sondern eher aus Anlaß des Jubiläums über die Krise nachgedacht. Der Vorwurf Hans Winklers, die Mächtigen im Land hätten „statt einer kritischen Auseinandersetzung mit der Gegenwart wieder einmal monoman auf einen Aspekt der Tiroler Geschichte“ hingewiesen¹³¹, trifft mindestens im Licht des Vergleichs mit früheren 1809-Feiern nur beschränkt zu und trifft insbesondere kaum die Intentionen einiger der maßgebenden Politiker, insbesondere nicht die des Kulturreferenten der (Nord-)Tiroler Landesregierung, Fritz Prior, eines in der Tat nachdenklichen Politikers, der wohl hauptsächlich den Anstoß zu den vielen dem Nachdenken gewidmeten Veranstaltungen des Jubiläumsjahrs gegeben hat.

Winklers Vorwurf läßt sich eher als durch die Intention durch die Realität der Veranstaltungen rechtfertigen, da vor allem durch die starke Außenwirkung des monumentalischen Festzugs der Eindruck einer solchen monomanen Selbstbespiegelung des konservativen Tirol entstehen konnte. Die Ästhetisierung, die ein solcher Festzug mit sich bringt, überdeckte bis zu einem gewissen Grad die Ansätze zu einer konstruktiven Auseinandersetzung mit Widersprüchen in Vergangenheit und Gegenwart Tirols; anders ausgedrückt: Das Ritual des Jubiläums war stärker als die Denkanstöße, die von diesem Jubiläum ausgehen sollten. Nebenbei steht außer Zweifel, daß dieses Ritual auch der Hebung des Fremdenverkehrs dienen sollte.

Ein Extremfall der Einseitigkeit in der Interpretation der Ereignisse von 1809 im Umfeld der Feiern von 1984 ist zu erwähnen, auch um durch den Kontrast die Ansprüche des öffentlichen Programms deutlicher hervorzuheben: der große Kommers der freiheitlichen Akademiker und der freiheitlichen Studentenverbindungen im Mai 1984, unter dem Motto „Ein Tirol!“. Der authentische Bericht im Verbandsblatt spricht von den „Kämpfern für ‚Ein Tirol!‘ der sechziger Jahre“ und von den „Rechten Deutsch-Südtirols“, bringt es aber fertig, das Jahr 1809 und den Namen Andreas Hofers überhaupt nicht zu nennen, nur in der Zusammenfassung der Festrede zu erwähnen.¹³² Hier haben wir es wieder mit einem Extremfall der politischen Instrumentalisierung der historischen Ereignisse zu tun; der Mythos von Andreas Hofer ist nur noch ein Vorwand.

Schließlich ist es auch ein Zeichen für eine größere Normalität des Jubiläums von 1984, daß es dieses Mal Widerspruch gab, etwa im „Gaismair-Kalender“¹³³ oder in der Südtiroler Kulturzeitschrift „Sturzflüge“¹³⁴, aber auch einen Protest der Jungen Generation in der Sozialistischen Partei in Tirol.¹³⁵ Als – freilich nicht sehr sympathisches – Zeichen der Normalität mag man es sogar auffassen, daß mit einer Schlagzeile „175 Jahre nach Andreas Hofer / Die Kesselschlacht am Amraser See“ ein Einkaufszentrum eine für die Firma vorteilhafte Änderung von Bebauungsplänen fordert.¹³⁶ Andreas Hofer ist definitiv säkularisiert.

Wie hoch auch kritische Tiroler das ethnische Symbol von Andreas Hofer in seiner Bedeutung für das Landesbewußtsein einschätzen, läßt sich paradoxerweise gerade aus ihren Versuchen ableiten, nicht so sehr den Mythos Hofer zu zerstören, als einen neuen Mythos an seine Stelle zu setzen, den Mythos des Bauernführers Michael Gaismair. Christoph von Hartungen sieht zurecht im Hofer-Kult die Voraussetzung für die öffentliche Bewunderung Gaismairs.¹³⁷

Die bisherige Tendenz zur Ausgrenzung Gaismairs aus der Tiroler Geschichte, die auch mit Berufung auf das wahre Tirolertum von Anno neun erfolgt ist, gereicht der Tiroler Geschichtsschreibung nicht zum Ruhm. Dennoch möchte ich diese Beobachtungen zu den Landesjubiläen nicht auf eine Gegenüberstellung zwischen dem „anderen, weltoffenen Tirol“ – für das Gaismair steht – und einem von Andreas Hofer repräsentierten „biedereren, unaufgeklärten, von Kirche und Obrigkeit systematisch desinformierten und autoritätsgläubigen“ Tirol¹³⁸ reduzieren. Man sollte ein altes und gewiß abbröckelndes Klischee nicht unbedingt durch ein neues ersetzen.

So sehr die Erinnerung an Hofers Widerstand mißbraucht worden ist, etwa auch für das Bekenntnis zu einem Föderalismus, der in Wahrheit das Zentrum nur wegen dessen größerer Fortschrittlichkeit ablehnt, so ist er andererseits eben doch ein Modell für Widerstand gegen die großen Mächte, das ich eigentlich nicht missen möchte. Es ist bezeichnend, daß sich, wahrscheinlich Ende 1939, „Eine Gruppe Tiroler Patrioten“, vermutlich konservativ orientiert, in einem gegen den ‚Anschluß‘ gerichteten Flugblatt auf den Geist Andreas Hofers berief.¹³⁹ In einem neuen ‚Mißbrauch‘, einer neuen Umdeutung des Hofer-Mythos hat 1984 eine grüne Gruppe ein Flugblatt gegen die Betonierung Tirols unter dem Titel „Mander 's isch Zeit“ verbreitet.¹⁴⁰ Auch in Zusammenhang mit dem Beitritt zu den Europäischen Gemeinschaften und mit der Transitproblematik berufen manche sich auf das Jahr 1809.¹⁴¹ Solche Möglichkeiten einer Identifikation mit der Erhebung von 1809 sollte man auch bedenken, bevor man den Andreas-Hofer-Mythos

nur als Bestandteil einer konservativen Tirol-Ideologie abwertet – obwohl man zugeben muß, daß dieser Mythos bei aller Beliebigkeit der ihm unterlegten Vorstellungen doch stets nur von verschiedenen Gruppierungen der Rechten, unter Einschluß des bürgerlichen Liberalismus, gepflegt worden ist, und daß sich eine linke, etwa sozialdemokratische Vereinnahmung Hofers nicht feststellen läßt, ganz in der Tradition des Abgeordneten Abram, der 1909 nicht an der Hoftafel teilgenommen hat.

Trotzdem sperrt sich das eine oder andere, und sei es nur die Vorstellung des Volkskriegs, an der Tiroler Erhebung gegen eine Vereinnahmung nur durch die Rechte, und Kaiser Franz mit seinem Metternich hat wohl etwas Richtiges gespürt, als sie nach 1815 wenig Interesse an ihren „treuen Tirolern“ zeigten.¹⁴²

Selbstverständlich ist die Herstellung einer engen Bindung an die Heimat, die Bildung eines Tirolbewußtseins, einer tirolischen Solidarität, zu der der 1809-Mythos viel beigetragen hat, nicht nur negativ zu sehen. Die affirmative Tiroltümelei, die vor allem beim Jubiläum von 1959 dominierte und die sich (noch immer) im Alltag Tirols gelegentlich störend bemerkbar macht¹⁴³, braucht nicht zu mögen, wer sich die produktive kritische Auseinandersetzung eines Franz Kranewitter, später eines Ignaz Zangerle, eines Norbert C. Kaser oder eines Felix Mitterer mit dem eigenen Land nicht vorstellen könnte, wenn es nicht, auch mit Hilfe des 1809-Mythos, dieses besondere Tiroler Landesbewußtsein gäbe, das – und auch das wäre zu bedenken – nicht einen Sieger, sondern einen Verlierer in den Mittelpunkt rückt.

Und schließlich: Man hat sich eben mit den Fakten der eigenen Geschichte und mit deren Rezeption auseinanderzusetzen.¹⁴⁴ Manches von dem, was im Jubiläumsjahr 1984 über Tirol gedacht und gesagt worden ist, wäre ohne den äußeren Anlaß der Landesfeiern, wo nicht ungedacht, so ungesagt, wo nicht ungesagt, so mindestens ohne öffentliches Echo geblieben. Als solcher Anstoß zum Nachdenken über uns selbst sollte uns selbst ein Jubiläum willkommen sein – auch wenn wir es vom Pathos der Vergangenheit reinigen müssen. Im Grunde genommen hat in diesem Sinn das Jahr 1984 sehr viel zu einer Entkrampfung des Umgangs mit 1809 beigetragen, unter Nutzung des ‚1809-Klischees‘ es leichter möglich gemacht, sich von Klischees zu befreien.

Für den Historiker oder den historisch denkenden Menschen stellt sich in dieser Auseinandersetzung die Aufgabe, zu analysieren, warum man mit doch einigermaßen feststehenden Fakten auf so verschiedene Weise umgehen, wie man einer Geschichte so viele Bedeutungen abgewinnen kann, und unter welchen Bedingungen das geschieht. Zu diesen Bedingungen noch ein Beispiel: Wie kann man den Andreas-Hofer-Mythos in einer Zeit des europäischen Zusammenwachsens verwenden? Muß er dadurch nicht eigentlich verschwinden? Wer sich mit Landesgeschichte beschäftigt, sollte sich auch selbst die Frage stellen, wieweit er nicht auch die Geschichten von 1809 und überhaupt die Geschichten aus der Tiroler Geschichte als Mythos benützt, um seine aktuellen Vorstellungen zu artikulieren.¹⁴⁵

Wird den Jubiläumsfeiern der Jahre 1909, 1934, 1959 und 1984 im Jahre 2009 noch eine folgen?

- 1 Ulrike Längle: VaterMörder. In: UL: Am Marterpfahl der Irokesen. Liebesgeschichten. Frankfurt 1992. S. 91–105. Hier S. 102. = Collection Fischer 74, Um Mißverständnisse zu vermeiden: Andreas Hofer kommt in dieser Erzählung nur an dieser einen Stelle vor. Vgl. auch Anm. 22.
- 2 Franz Tumlner: Das Land Südtirol (1971). München 1984. S. 152. = Sammlung Piper 352.
- 3 Vgl. Roland Barthes: Le mythe aujourd'hui (1956). In: RB: Mythologies. Paris: Seuil 1970. S. 191–247. = Points 10.
- 4 Wolfgang Pfaundler (Hg.): Tirol in Vergangenheit und Gegenwart (Tiroler Jungbürgerbuch). Innsbruck: Inn 1980 (Zuerst 1967). Was im Text über dieses Buch gesagt ist, trifft für die Überarbeitung von 1989 (Wolfgang Pfaundler: Tiroler Jungbürgerbuch. Innsbruck: Inn 1989) nur noch zum Teil zu. 1995 ist ein völlig neues Jungbürgerbuch von anderen Herausgebern erschienen.
- 5 Es handelt sich um die S. 10–97; die zeitgeschichtlichen Darstellungen auf den anschließenden Seiten stammen von anderen.
- 6 25 von insgesamt 116 Seiten, die der geschichtlichen Entwicklung seit dem Mittelalter gewidmet sind; jeweils die Hälfte der Seiten sind Bildseiten. In der Neubearbeitung von 1989 (Anm. 4) ist der historische Teil insgesamt ausgeweitet worden, sodaß „Tirols Heldenzeit“ zwar fast gleich ausführlich behandelt wird, aber nur noch 22 von 162 Seiten einnimmt.
- 7 Die maßgebende Geschichte Tirols ist jetzt: Josef Fontana, Peter W. Haider et al.: Geschichte des Landes Tirol. 4 Bände (Bd. 4 in 2 Teilen). Bozen: Athesia und Innsbruck: Tyrolia 1985–1988.
- 8 Über diesen angesehenen Innsbrucker Historiker siehe Josef Riedmann: Laudatio auf [...] Franz Huter. In: Tiroler Heimat 53. 1989. S. 175–177.
- 9 Franz Huter: Das Jahr 1809 in der Tiroler Geschichte. In: Tiroler Heimat 24. 1960. S. 101–110. Hier S. 110.
- 10 Benedikt Posch: Tirol 1959. Ein Buch zur Erinnerung an die Hundertfünfzigjahrfeier der Tiroler Freiheitskämpfe 1809. Innsbruck: Tyrolia 1960. S. 124. Erster Landesfeiertag ist der 19. März, der Tag des heiligen Josef.
- 11 Ebenda, S. 220.
- 12 Christoph Hartungen: Michael Gaismair (ca. 1490–1532) und Andreas Hofer (1767–1810): Zwei Tiroler Freiheitskämpfer? In: Gaismair Kalender 1984. Innsbruck 1983. S. 106–110. Hier S. 106.
- 13 Norbert Florineth: Grenzen und Geschichte. Franz Tumlner's „Das Land Südtirol“ (1987). In: Ferruccio Delle Cave (Hg.): Auf der Suche nach dem Wort. Franz Tumlner zum 80. Geburtstag. Bozen: Athesia 1992. S. 48–61. Hier S. 60.
- 14 Ebenda, S. 48. Über eine ähnliche Reaktion auf Andreas Hofer in der Schule berichtet Tumlner, Südtirol (Anm. 2), S. 79.
- 15 Thomas Flora: Hofers Triumph. In: Tiroler Tageszeitung. 4. 12. 1971. S. 25.
- 16 Norbert C. Kaser: Briefe. Innsbruck: Haymon 1991. S. 160, 161 (bzw. Kommentar auf S. 383f). = NCK: Gesammelte Werke 3 (Briefe an Paul Flora und an Karl Erlacher vom 15. 12. 1971).
- 17 Ebenda, S. 160 (Brief an Flora). Ein wahrscheinlich nie abgeschickter (ebenda, S. 383) Leserbrief Kasers an die „Tiroler Tageszeitung“ zu Thomas Floras Text findet sich in: NCK: Prosa. Innsbruck: Haymon 1988. S. 182 (Kommentar S. 399). = NCK: Gesammelte Werke 2.
- 18 Tumlner, Südtirol (Anm. 2), S. 152.
- 19 Christoph von Hartungen, Hans Heiss: Tirol um 1800. Eine Annäherung. In: Sturzflüge (Bozen) Nr. 7. März/April 1984. S. 12–35. Hier S. 13.
- 20 Bezeichnenderweise greift auch die Darstellung „Die Heldenzeit Tirols vor 150 Jahren“ in: Reimmichls Volkskalender 1959. Bozen: Athesia 1958, S. 129–182, auf diese Sonderentwicklung zurück.
- 21 Vgl. Erich Egg: Die Entdeckung und Darstellung des Gebirgslandes Tirol. In: EE (Hg.): Die tirolische Nation 1790–1820. Landesausstellung. Innsbruck: Landesmuseum Ferdinandeum 1984, S. 38–82 (einschließlich Katalogteil).
- 22 Längle, VaterMörder, wie Anm. 1.
- 23 Diesen Gedanken übernehme ich aus einem Diskussionsbeitrag von Dr. Viktoria Stadlmayer zu diesem Referat.
- 24 Meinrad Pizzinini: Andreas Hofer. Seine Zeit – Sein Leben – Sein Mythos. Wien: Kremayr & Scheriau 1984. S. 235.
- 25 Ebenda.
- 26 Die Heldenzeit Tirols (Anm. 20), S. 168. Es ist nicht uninteressant, daß sich an diesen Artikel im „Reimmichl-Kalender“ einer über „Tirols Blutzoll in unserem Jahrhundert“ anschließt, vor allem über Kaiserjäger, Standeschützen usw. im Ersten Weltkrieg.
- 27 Vgl. den Beitrag von Hermann Kuprian in diesem Band.
- 28 Hans Kramer: Die Aufgliederung der Stände in Tirol um 1809 und ihre Teilnahme an der Erhebung. In: Tiroler Tageszeitung. 15. 8. 1959. Festbeilage zur Landesgedenkefeier. S. 2f.
- 29 Vgl. Sigurd Paul Scheichl: Die Tiroler Kulturpolitik und die Literatur, 1950–1959. In: Friedbert Aspetsberger, Norbert Frei, Hubert Lengauer (Hg.): Literatur der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre in Österreich. Wien: Bundesverlag 1984. S. 155–177. Hier S. 155f. = Schriften des Institutes für Österreichkunde 44/45.

- 30 Christian Engl, Rainer Nick: Tirols politische Strukturen. Daten und Analysen zum politischen System des Bundeslandes Tirol. Thaur: Österreichischer Kulturverlag, Wort und Welt 1989. S. 36, 95 = Hochschulschriften. kleine reihe 1.
- 31 Hermann Wopfner: Entstehung und Wesen des tirolischen Volkstums. In: Tirol. Land und Natur, Volk und Geschichte, Geistiges Leben. Hg. vom Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Band 1. München: Bruckmann 1933. S. 139–206. Hier S. 149.
- 32 Vgl. Josef Fontana: Von der Restauration bis zur Revolution (1814–1848). In: Fontana, Haider et. al. (Anm. 7), Band 2, 1986, S. 581–760, hier S. 609–613.
- 33 Vgl. Erich Egg, Wolfgang Pfaundler: Das große Tiroler Schützenbuch. Wien: Molden 1976; etwas weniger affirmativ ist: Tamás Meleghy, Tamás Szöke: Schützenwesen in Tirol. In: Heinz Fischer, Susanne Preglau-Hämmerle (Hg.): Heile Welt in der Region? Beiträge zum politischen und sozialen System Tirols. Bregenz: Fink 1983. S. 229–263. = Schriftenreihe der Michael-Gaismair-Gesellschaft 3.
- 34 Vgl. Georg Mühlberger: Absolutismus und Freiheitskämpfe (1665–1814). In: Fontana, Haider et al. (Anm. 7), Band 2, 1986, S. 289–579, besonders S. 394ff.
- 35 Josef Fiedler: Der Bund von Tirol. In: Werner Kunzenmann (Hg.): Tirol. Erbe und Auftrag. Zum Gedenkjahr 1959. Innsbruck: Tyrolia 1959. S. 31–49. Hier S. 35.
- 36 Josef Fontana: Der Kulturkampf in Tirol. Bozen: Athesia 1978. S. 414. = Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstituts 6.
- 37 Ebenda, S. 14.
- 38 Ebenda, S. 15.
- 39 „Grüß Gott!“ (Einführung des „Kalendermanns“) In: Reimmichls Volkskalender 1959 (Anm. 20), S. 27f., hier S. 27. Auffallend ist die Verwendung des Titels von Karl Schönherr Drama „Glaube und Heimat“, das ein liberales Tendenzstück gegen katholische Intoleranz gewesen ist; die Rezeption Schönherr als großer Tiroler Dramatiker und seine Integration in das Tiroler Selbstverständnis hat jene Intention vergessen lassen und den Titel als Schlagwort auch für die ehemalige Gegenseite verfügbar gemacht.
- 40 Ebenda, S. 28.
- 41 Zitiert ebenda (in Fettdruck!).
- 42 Markus Barnay: Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert. Bregenz: Vorarlberger Autorengesellschaft 1988. S. 102, 140–144. = Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 3; vgl. ebenda auch S. 280 über das 1909 doch gefeierte Jubiläum der Erhebung.
- 43 J. E. Bauer: Denkschrift der Tiroler Landes-Jahrhundertfeier in Innsbruck. Verfaßt und zusammengestellt im Auftrage des Landes Tirol. Innsbruck: Wagner 1910. S. 36, 37.
- 44 Meinrad Pizzinini: Zur Entstehung des Andreas-Hofer-Bildes. In: Egon Kühlebacher (Hg.): Tirol im Jahrhundert nach Anno Neun. Beiträge der 5. Neustifter Tagung des Südtiroler Kulturinstitutes. Innsbruck: Wagner 1986. S. 57–66. Hier das Faksimile auf Tafel VI, nach S. 64. = Schlern-Schriften 279. Zu einer NS-nahen Deutung des Jahres 1809 bei Luis Trenker vgl. Hansjörg Waldner: „Deutschland blickt auf uns Tiroler“. Südtirol-Romane zwischen 1918 und 1945. Wien: Picus 1990. S. 130–142.
- 45 Zu diesem vgl. Johann Holzner: Franz Kranewitter. Provinzliteratur zwischen Kulturkampf und Nationalsozialismus. Innsbruck: Haymon 1985. S. 104–133.
- 46 Franz Huter: Tirol und das Jahr 1809. Eine Einführung in die geschichtlichen Grundlagen und in die Antriebe der Tiroler Freiheitskämpfe. In: Posch (Anm. 10), S. 10–17, hier S. 13.
- 47 Pizzinini (Anm. 24), S. 156ff. (mit Faksimile des Flugblatts).
- 48 Die dritte Sprachgruppe Tirols, die in den Dolomitentälern lebenden Ladinern, die im großen und ganzen zum deutschen Teil Tirols tendiert haben, kommen in der 1809-Ideologie fast nicht vor, auch nicht anknüpfend an die Ladinern Katharina Lanz, die Heldin des Gefechts von Spinges (Südtirol) im Jahr 1797.
- 49 Bauer (Anm. 43), S. 46; vgl. ebenda, S. 60f. Von über 2500 Teilnehmern aus dem Trentino spricht auch Hans Kramer: Neues zur Geschichte der Tiroler Jahrhundertfeier von 1909. In: Der Schlern 30. 1956. S. 55–65.
- 50 Vgl. Fontana, Haider et al. (Anm. 7), Band 3: Josef Fontana: Vom Neubau bis zum Untergang der Habsburgermonarchie, 1987, S. 280 f.
- 51 Wiedergegeben bei Bauer (Anm. 43), S. 37f.
- 52 Hubert Senn: Tirol 1809–1984. Eine Bilddokumentation zum Tiroler Gedenkjahr. Innsbruck: Tyrolia, Bozen: Athesia 1985. S. 93.
- 53 Vgl. dazu jetzt auch Waldner (Anm. 44), S. 99–142.
- 54 Norbert C. Kaser: Südtirols Literatur der Zukunft und der letzten zwanzig Jahre (1969). In: NCK, Prosa (Anm. 17), S. 109–118, hier S. 113.
- 55 Vgl. im Sammelband von Kühlebacher (Anm. 44) die Beiträge von Johann Holzner: Andreas Hofer im Spiegel der Literatur, S. 37–50; Gert Ammann: Zur Frage der Nachwirkungen von Anno Neun in der bildenden Kunst, S. 51–55; Pizzinini (Anm. 44).
- 56 Zitiert bei Fontana (Anm. 32), S. 704.
- 57 Faksimile ebenda, S. 705.
- 58 Karl Schönherr: Gesamtausgabe. Bühnenwerke II. Briefe. Dokumentation. Hg. von Franz Hadamowsky. Wien:

- Kremayr & Scheriau 1974. S. 69. In diesem Band S. 12ff., 92ff. auch Informationen über die beiden anderen 1809-Stücke Schönherr, „Der Judas von Tirol“ und „Die Fahne weht“.
- 59 Ich referiere hier von Günther Dankl im Rahmen der Koch-Ausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandum (1990) zusammengestellte didaktische Materialien zum erwähnten Gemälde, die mir freundlicherweise durch Andrea Kühlebacher zugänglich gemacht worden sind.
- 60 Vgl. den Ausstellungskatalog: Gert Ammann, Michael Forcher: 1809. Der Tiroler Freiheitskampf. In Bildern von Franz v. Defregger und Albin Egger-Lienz. Meran: Tappeiner 1984.
- 61 Vgl. den Katalog: Gert Ammann u. a.: Franz von Defregger und sein Kreis. Tiroler Landesausstellung Lienz 1987. Innsbruck: Landesmuseum 1987.
- 62 Pizzinini (Anm. 24), S. 230.
- 63 Leider scheinen sich in der großen Monographie über den Maler (Wilfried Kirschl: Albin Egger-Lienz. 1868–1916. Das Gesamtwerk. Wien: Tusch 1977) außer einer Erwähnung auf S. 678 dazu keine näheren Informationen zu finden.
- 64 Fontana (Anm. 36).
- 65 Faksimile ebenda, S. 280.
- 66 Daniel Spitzer in einem Feuilleton („Wiener Spaziergang“) der „Neuen Freien Presse“ vom 29. Juni 1888, in: DS: Letzte Wiener Spaziergänge. Hg. von Max Kalbeck. Wien: Literarische Gesellschaft 1894. S. 191–195. Hier S. 194.
- 67 Wiedergegeben bei Bauer (Anm. 43), S. 36.
- 68 Vgl. z. B. –?–: Anno neun. In: Der Föhn (Innsbruck) 1. 1909/10. S. 129f.; den Titel des Sammelbandes von Kühlebacher (Anm. 44); das Gedicht „Anno 1809“ von Joseph Georg Oberkofler (wiederabgedruckt in: Südtirol in Wort und Bild 28. 1984. H. 2. S. 2); usw.
- 69 Vgl. Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge: University Press 1983.
- 70 Eric Hobsbawm: Mass-Producing Traditions: Europe, 1870–1914, ebenda, S. 262–307, hier S. 262. Zu Österreich vgl. ganz knapp S. 282; speziell zu Festzügen S. 304.
- 71 Pizzinini (Anm. 24), S. 239.
- 72 Ebenda, S. 238.
- 73 Fontana (Anm. 50), S. 278f.
- 74 Vgl. Hobsbawm (Anm. 70), S. 268.
- 75 Fontana (Anm. 50), S. 279.
- 76 Bauer (Anm. 43), S. 61.
- 77 Vgl. Annemarie Lener: Die Entwicklung der Tiroler Tracht im 19. und 20. Jh. [!] Diss. (masch.) Innsbruck 1983. S. 77, 81 u. ö.
- 78 Vgl. über Parallelfälle Hobsbawm (Anm. 70), S. 303f.
- 79 Kramer (Anm. 49), S. 55–58.
- 80 Ebenda, S. 60–64; Fontana (Anm. 50), S. 280.
- 81 Kramer (Anm. 49), S. 63f.
- 82 Ebenda, S. 58; vgl. auch Fontana (Anm. 50), S. 280.
- 83 Bauer (Anm. 43), S. 34.
- 84 Holzner (Anm. 55), S. 49.
- 85 Sepp Schluiferer (= Carl Techet): Fern von Europa. Tirol ohne Maske. München: Joachim 1910. Neudruck, besorgt von Werner Gürtler. Innsbruck: Löwenzahn 1984. = Reihe Pustebume 1. Darin vor allem die zusammenhängenden Satiren „Der sprechende Totenkopf“ (S. 102–106) und „Contra Kehlubnschedl“ (S. 107–109).
- 86 Vgl. Werner Gürtler: Carl Techet (1877–1920). Eine Monographie. Diss. (masch.) Innsbruck 1991. S. 239ff.
- 87 Zu dieser Zeitschrift vgl. Johann Holzner: Die Kunst- und Literaturzeitschrift „Föhn“ (1909–1911). In: Untersuchungen zum „Brenner“. Festschrift für Ignaz Zangerle. Salzburg: Müller 1981. S. 13–20.
- 88 Der Föhn (Innsbruck) 1. 1909/10. S. 129–192.
- 89 Karl Schönherr: Tiroler Bauern im Neunerjahr. In: Der Föhn (Innsbruck) 1. 1909/10. S. 56–64.
- 90 Vgl. Anm. 58.
- 91 Vgl. Festführer zur 1809-Landesgedenkfeier in Innsbruck. 1. bis 9. September 1934. Innsbruck: Landesverkehrsamt für Tirol 1934.
- 92 Senn (Anm. 52), S. 13.
- 93 1809 – 1909 – 1934. Erinnerung und Ausblick. In: Innsbrucker Nachrichten, 1. 9. 1934, S. 1.
- 94 Vgl. Tiroler Anzeiger, 6. 9. 1934, S. 1.
- 95 Innsbrucker Nachrichten, 1. 9. 1934, S. 1, wie Anm. 93.
- 96 Der Bundeskanzler spricht zu den Tirolern. In: Innsbrucker Nachrichten, 3. 9. 1934, S. 8. Ähnlich auch schon am 1. 9. 1934 der Leitartikel des katholischen „Tiroler Anzeigers“ („Der Geist des Sandwirts von Passeier“, S. 1f.).
- 97 Die Feierlichkeiten am 1. September. In: Innsbrucker Nachrichten, 3. 9. 1934, S. 3.
- 98 Fontana, Haider et al. (Anm. 7), Band 4/II: Josef Riedmann: Das Bundesland Tirol (1918 bis 1970), 1988, S. 878f. In Zeitungsartikeln kommt Südtirol gelegentlich vor, aber nur mit Hinweisen auf die fehlenden Brüder

- aus dem südlichen Landesteil, ohne Kritik am Faschismus (z. B. Tirols großes Gedächtnisfest. In: Innsbrucker Nachrichten, 3. 9. 1934, S. 1).
- 99 Der Festakt auf der Ferrariwiese. In: Innsbrucker Nachrichten, 3. 9. 1934, S. 2, 5. Hier S. 2.
- 100 Ernst Fischer: Vor 125 Jahren. In: Festführer (Anm. 91), S. 5–7, hier S. 7. Fischer war Landesleiter der Vaterländischen Front.
- 101 Kramer (Anm. 49), S. 58.
- 102 Die Botschaft vom Bergisel. In: Tiroler Anzeiger, 3. 9. 1934, S. 1.
- 103 In der von mir durchgesehenen Literatur habe ich jedenfalls keinen Beleg für den Gebrauch dieses Satzes durch Hofer gefunden. Auch Riedmann (Anm. 98), S. 897, spricht nur allgemein von einem Appellieren Schuschniggs „an die glorreiche Vergangenheit des Landes“.
- 104 Vgl. die Abbildung eines Plakats für die Volksbefragung im Katalog: Tirol 1938. Voraussetzungen und Folgen. Ausstellung des Landes Tirol. Innsbruck: Landesmuseum 1988. S. 153.
- 105 Vgl. die Abbildung ebenda, S. 26.
- 106 Riedmann (Anm. 98), S. 897.
- 107 Laut mündlicher Mitteilung von Dr. Viktoria Stadlmayer scheuten bei der Vorbereitung des Festzugs gerade die Südtiroler davor zurück, ihre Probleme mit der Passion Christi zu identifizieren. Daher sei die Dornenkrone auch an der Spitze des gesamten Festzugs getragen worden, nicht, wie ursprünglich vorgesehen, nur vor den Südtiroler Teilnehmern.
- 108 Posch (Anm. 10), S. 206.
- 109 Ebenda, S. 189. Vgl. die Analyse des Zeichen-Charakters eines vergleichbaren Bildes bei Barthes (Anm. 3), S. 201.
- 110 Posch (Anm. 10).
- 111 Paul Rusch, Andreas Rohrer: Liebe Tiroler! In: Tirol. Erbe und Auftrag. Tiroler Katholikentag in Innsbruck, 23. bis 24. Mai 1959. Festführer. Innsbruck: Katholikentagskomitee 1959. S. 3–5. Hier S. 4.
- 112 Der Geist des Sandwirts von Passeier. In: Tiroler Anzeiger, 1. 9. 1934, S. 1f.
- 113 Werner Kunzenmann: Südtirol – einmal anders gesehen. In: WK (Anm. 35), S. 50–53, hier S. 50.
- 114 Ebenda, S. 53.
- 115 Zitiert bei Posch (Anm. 10), S. 115.
- 116 Ebenda, S. 174.
- 117 (Hans Brugger): „Grüß Gott!“ In: Reimmichls Volkskalender 38. 1959. Innsbruck: Tyrolia 1958. S. 27f. Hier S. 28.
- 118 Festredner waren der ehemalige ‚Gauhauptmann‘ Gustav Linert und der ehemalige Verantwortliche für die NS-Schulung im ‚Gau Tirol-Vorarlberg‘ DDr. Friedrich Mang, beide immerhin Persönlichkeiten, die im Rahmen des damals Möglichen im ‚Dritten Reich‘ ihre persönliche Integrität bewahrt hatten; vgl. „Fackelzug und Sonnenwendalfest am Rennweg“. In: Tiroler Tageszeitung, 22. 6. 1959, S. 3.
- 119 Ignaz Zangerle: Der Inbegriff von Tirol. In: Wort im Gebirge 8/9. 1959. S. 9–24. Vgl. zu diesem Aufsatz Scheichl (Anm. 29), S. 176f.
- 120 Vgl. Scheichl (Anm. 29), S. 174ff.
- 121 Joseph Georg Oberkofler: Peter Mayr, Wirt an der Mahr. Ballade. In: Tiroler Schützenzeitung (Bozen). Festausgabe 1984. S. 67. Festzustellen, ob es sich bei dieser Veröffentlichung wirklich um die Auftragsarbeit von 1959 oder um ein motivgleiches Gedicht handelt, schien mir nicht der Mühe wert zu sein. Auch das (nie zur Gänze veröffentlichte) Drama Kliens behandelt den Peter-Mayr-Stoff.
- 122 Max Preglau: Sozialstruktur, Lebenschancen und Interessenlagen in Tirol. In: Fischer, Preglau-Hämmerle (Anm. 33), S. 13–44, u. a. S. 16ff.
- 123 Ignaz Zangerle: Zwischen Freizeit und Freiheit. Tirol – was ist das eigentlich? In: Tirol. Was ist das eigentlich? Eine Auswahl der ORF-Sendungen zum Gedenkjahr 1809–1984. Hg. vom ORF-Landesstudio Tirol. O.O. (1985). S. 23–33. Hier S. 33.
- 124 Chrysostomus Giner: Glaube in Tirol – die verschüttete Tiefe. In: Tirol heute. Besinnung auf Gemeinsamkeit und Selbstfindung. Sterzinger Tirol-Symposium. Innsbruck: Tiroler Kulturwerk [1984]. S. 45–56. Hier S. 51.
- 125 Ebenda.
- 126 Senn (Anm. 52), S. 18.
- 127 Ebenda, S. 14–31.
- 128 Z. B. bei Franz Fliri: Die natürlichen Grundlagen des Landes im Gebirge – Bestand und Gefährdung. In: Tirol heute (Anm. 124), S. 21–32; bei dem Politiker Fritz Prior, zitiert bei Senn (Anm. 52), S. 44.
- 129 Senn (Anm. 52), S. 41.
- 130 Ebenda, S. 82ff.
- 131 Hans Winkler: Zum Ende eines Gedenkjahres: Tirol 1984. In: Gaismair-Kalender 1985. Innsbruck 1984. S. 11.
- 132 Werner Widmann: Ein großartiger Kommers: Ein Tirol! In: Die Aula (Graz) 34. 1984. Nr. 6 (Juni). S. 9f. Zitate auf S. 10.
- 133 Z. B. Winkler (Anm. 131); Hartungen (Anm. 12).
- 134 Die in Anm. 19 zitierte Ausgabe der „Sturzflüge“ ist zu einem großen Teil dem Thema „Diroll 1809 oder: der AH-Effekt“ gewidmet.

- 135 Tiroler Tageszeitung. 12. 9. 1984. S. 3.
- 136 Auf der letzten Seite der 1809-Beilage. Tiroler Tageszeitung. 8. 9. 1984.
- 137 Vgl. Vortrag von Dr. Christoph von Hartungen „Michael Gaismair“ im selben Symposium.
- 138 Hartungen (Anm. 12), S. 106, 109.
- 139 Faksimile bei Riedmann (Anm. 98), S. 1029.
- 140 H.L. (= Hermann Linert): VGÖ Tirol. Nr. 3/1984. Denkkzettel. (Flugblatt in meinem Besitz).
- 141 Leserbrief in der „Tiroler Tageszeitung“, 6. 10. 1989 („Wehrt Euch, Tiroler, wie zu Andreas Hofers Zeiten.“); Leserbrief von Heinz Klier in: Profil 20/37 (11. 9. 1989), S. 8f., hier S. 9.
- 142 Fontana (Anm. 32), S. 583ff.
- 143 Auf einen Sonderfall einer höchst affirmativen künstlerischen Verarbeitung des 1809-Motivs hat mich freundlicherweise Karl Müller (Salzburg) aufmerksam gemacht: auf die 1955 komponierte und im Rundfunk aufgeführte Blasmusik-Suite in drei Sätzen „Tirol – 1809“ des angesehenen Innsbrucker Volksmusikkomponisten und -kapellmeisters Sepp Tanzer, mit den Teilen „Aufstand“, „Kampf am Bergisel“ und „Sieg“.
- 144 Senn (Anm. 52), S. 13.
- 145 Eine frühere Fassung dieses Vortrags ist 1989 unter dem Titel „Die Krone tirolischer Geschichte“ – Anno Neun und das Tiroler Selbstverständnis“ auf der Literaturtagung des Institutes für Österreichkunde in St. Pölten gehalten worden; jetzt in: Wendelin Schmidt-Dengler (Hg.): Der literarische Umgang der Österreicher mit Jahres- und Gedenktagen. Wien: Bundesverlag 1994. Seite 56–74. = Schriften des Institutes für Österreichkunde 59. – Methodisch aufschlußreich ist die mir erst nach Abschluß der Arbeit bekannt gewordene vergleichbare Untersuchung: Ariane Gehrig, Alexander Schwarz: Tells Werte. Einführung in die Lektüre von Nationalhelden. Bern: Lang 1992. = TAUSCH 4.

Sigurd Paul Scheichl (geboren 1942 in Innsbruck), in Kufstein aufgewachsen, Studium (Germanistik, Anglistik) in Innsbruck und Wien sowie als Fulbright-Stipendiat an der University of Kansas (USA), 1967 bis 1971 Lektor für Deutsch an der Universität Bordeaux, seit 1971 am Institut für Germanistik an der Universität Innsbruck, seit 1992 o. Professor für Österreichische Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft, Mitglied der Grazer Autorenversammlung. Arbeitsschwerpunkte: Literatur in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Zeitschriftenforschung, sprachliche Analyse literarischer Texte, Judentum und Antisemitismus in der Literatur.